Neues

Skizzenbuch

BUNTE BILDER AUS DER NATUR

von

H. Kletke



Lith Anst v. Hagelberg, Berlin



Das Rennthier und die Narta.

Farbendr. v. J. Hagelberg Berlin

NEUES SKIZZENBUCH

BUNTE BILDER

aus der Natur und dem Menschenleben.

Zur Belehrung u. Unterhaltung für die reifere Jugend

gesammelt und herausgegeben von

H. KLETKE.

mit 6 Farbendruckbildern von

LUDWIG PIETSCH

VERLAG VON JULIUS SPRINGER, BERLIN.

Vorwort.

Die nachfolgende Sammlung bildet den achten Jahrgang einer Jugendbibliothek der Länder- und Völkerkunde, deren Aufgabe es ist, in abgerundeten Auszügen und Bearbeitungen, vornämlich aus der neuesten Reiseliteratur, gleichzeitig der Belehrung und Unterhaltung einen zweckmäßigen und anziehenden Stoff darzubieten. Die günstige Aufnahme, welche die frühern Jahrgänge*), nicht blos im Kreise jugendlicher Leser, gefunden haben, läßt mich annehmen, daß ich eine derartige Aufgabe bisher nicht verfehlt habe. Möge die gegenwärtige Sammlung dies gleichfalls bestätigen!

Die hauptsächlichsten Quellen, denen der Stoff für dieselbe entnommen ist, sind folgende: Erinnerungen an Brasilien von F. Avé Lallemant. Lübeck 1854 (der Fischfang in der Bai von Rio de Janeiro). Wanderungen durch die mittelamerikanischen Freistaaten Nicaragua, Honduras und San-Salvador von Dr. C. Scherzer. Braunschweig 1857 (der Ausbruch des Cosiguina). Land und Leute in der alten und neuen Welt, Reiseskizzen von Franz Löher. 3 Bde. Göttingen 1855—58 (Culturpioniere im Westen von Nordamerika). Aus Amerika. Erfahrungen, Reisen und Studien von Julius Fröbel. 2 Bde. Leipzig 1857 (eine Frachtwagen-Caravane auf ihrem Zuge durch die westlichen Wildnisse Nordamerika's — Indianer-Häuptlinge). Amerikanische Jagd- und Reiseabenteuer aus meinem Leben in den westlichen Indianergebieten. Von Armand. Stuttgart 1858 (der Tod des Naturforschers). Altes und Neues aus den Ländern des Ostens. Von Onomander**).

*) Das Buch der Reisen. — Neues Buch der Reisen. — Reisebilder. — Neue Reisebilder. — Skizzenbuch. — Panorama. — Neues Panorama.

**) Der Verfasser dieser vortrefflichen Schilderungen ist der Prinz Friedrich von Schleswig-Holstein, Sohn des Prinzen von Augustenburg-Noer.

2 Bde. Hamburg 1859 (ein Tag in Madras — der indische Sampouri — der Diebsbazar in Kalkutta). Geographische Wanderungen von Karl Andree. 2 Bde. Dresden 1859 (eine Wanderung durch Kanton). A Residence among the Chinese. Being a Narrative of Scenes and Aventures during a third visit to China, from 1853 to 1856. By Robert Fortune. London 1857 (die Seidenzucht in China). Die Bereisung Hocharmenien's und Elisabethpol's, der Schekinschen Provinz und des Kasbek im Central-Kaukasus von F. A. Kolenati. Dresden 1858 (die Hunde der tatarischen Nomaden — das Kameel). Reisen in Südwest-Afrika bis zum See Ngami in den Jahren 1850—1854 von Charles J. Andersson. Aus dem Schwedischen von Dr. H. Lotze. 2 Bde. Leipzig 1858 (der Regenmacher bei den Betschuanen). Missionsreisen und Forschungen in Südafrika während eines sechzehnjährigen Aufenthalts im Innern des Continents von Dr. David Livingstone. Aus dem Englischen von Dr. H. Lotze. 2 Bde. Leipzig 1858 (die rothen, schwarzen und weißen Ameisen in Südafrika). — Den Ausflug zur chinesischen Mauer theilte der Pariser Moniteur mit, die officielle Wiener Zeitung enthielt die Schilderungen der Novara-Expedition (die Nikobarischen Inseln. — Land und Leute in Neu-Seeland); die Jagdstreifereien auf Sumatra sind auszüglich der Weser-Zeitung entlehnt, das Rennthier und die Narta dem Magazin für die Literatur des Auslands, der Prairiehund und seine Lebensweise den Petermann'schen Mittheilungen. — Es versteht sich, daß ich bei einem Buche, welches zunächst für die Jugend bestimmt ist, mit derjenigen Freiheit verfahren mußte, die mir der Zweck desselben, so wie die Abrundung der einzelnen Aufsätze nothwendig geboten. Der wesentliche Inhalt hat, wie ich hoffen darf, keine Beeinträchtigung erlitten.

Berlin, im Juli 1859.

H. Kletke.

Inhalt.

Afrika.

Australien.

Amerika.

I.

Der Fischfang in der Bai von Rio de Janeiro.

Die Bai von Rio de Janeiro ist unerschöpflich reich an den schmackhaftesten See-Artikeln jeglicher Art. Am Rande sitzt alles Gestein voll von den delicatesten Austern, deren roher Genuß jedoch dem Brasilianer eine porcaria ist (für unsauber gilt). Dann folgt weiter abwärts der Kreis fleischreicher Riesenkrebse, schmackhafter Taschenkrebse und feiner Krabben, letztere an Fleischgehalt oft unsern Flußkrebsen gleichkommend. Dann das Reich der Barsch-, Sandart-, Karauschen-, Murenen-, Schlei- und anderartigen Mittelfische; der seltsamen Gestalten der Klump-, Stern-, Stein-, Tinten-, Horn-, Schwerdt-, Leierfische nicht zu gedenken, die dort gleichfalls ihr Wesen treiben. In der Tiefe der Bai dann die Hecht-, Lachs-, Stöhr-, Karpfen-, Zungen-, Scholl-, Rochen- und sonstigen großartigen Fische, von Haifischen, Hammerhaien, Delphinen, Meerschweinen und

anderen Meer-Ungethümen untermischt. Darüber überall in Schaaren sich drängend das ganze Jahr hindurch der Häring, die tägliche Speise der Neger; und in engen verschwiegenen Felsbuchten riesenhafte Schildkröten, gewaltige Lachsforellen, armdicke Aal-Arten und dergleichen Gourmandien mehr. Der Reichthum ist so groß, daß die hechtartigen beim Aufspringen zuweilen in die Fährböte hineinfallen, ja den Darinsitzenden zu beiderseitiger Bestürzung in's Gesicht stürzen.

Die von Seiten der Menschen mangelnde Concurrenz, sich solcher Fülle zu bemächtigen, wird nun aber anderweitig reichlich ersetzt. Außer der auf unterseeischem Markte dem Auge sich entziehenden Concurrenz der Hechte, Haie, Rochen und anderer Grossisten kommen unter den zahlreichen oberseeischen Concurrenten besonders vier Arten ihres lebhaften Geschäfts-Verkehrs wegen in Betracht, deren eine dem Reich der Säugethiere, die anderen dem Reiche der Vögel angehören. Sie treiben's sämmtlich nicht en gros, wie jene Matadore in der Tiefe, sondern nehmen als bescheidene Detaillisten mit dem kleinen Gewinn der Häringe fürlieb, setzen aber dafür ihre Waare desto häufiger um, und stehen sich dabei nicht minder gut. Besonders zeichnet sich durch Wohlbeleibtheit das Meerschwein aus, das, aus dem Wasser radschlagend und die heiße Lunge mit gewaltigem Pfauchen von dem dampfenden Athem entladend, überall nach Beute sich umherwälzt. Nicht minder corpulent — freilich nur in Vogel-Format — ist die Fettmöwe, deren gewichtige Fonds ihr den Vorzug gestatten, sich aus hoher Luft tief unter's Wasser zu stürzen, von wo sie dann, ihre Beute im Schnabel, wieder auftaucht, den Fang in den Schlund hinabzwängt und sich dann, vermöge ihrer kurzen, vom Wasser nicht gehaltenen Schwingen wieder em-

vorarbeitet. Nebenbei treibt sie auch bloße Speditionsgeschäfte, freilich nur wider ihren Willen, nur weil die Chancen je zuweilen es so mit sich bringen. Denn wenn sie eben, die Beute im Schlunde, sich zur Höhe emporgearbeitet hat und nun mit raschem Flügelschlage weiter eilen will, dringt nicht selten eine Raubmöwe, deren Schwingen jeden directen Verkehr mit dem Markte verbieten, auf sie ein und bearbeitet sie und ihren Schlund mit Schnabel und Fängen so lange, bis sie — ohne die geringste Provision davon zu haben — die Beute wieder von sich giebt, die dann im Falle von der Raubmöwe erschnappt wird. Sie kann's indessen verschmerzen, denn das Arbeiten im eigenen Geschäft schlägt ihr so gut zu Buch, daß sie oft vor Ueberladung nicht weiter kann, und sich erschöpft auf einen Felsen setzen muß, wo sie dann mit leichter Mühe von den Fischern ergriffen wird. — Der vierte Concurrent ist ein herrlicher Fregattvogel, schlanken Leibes, mit schmalen, von einer Spitze zur andern 10 bis 12 Fuß langen Schwingen, gestrecktem Hakenschnabel und gedehntem Gabelschwanz. Er hat einen stolz schwebenden Aristokratenflug, benimmt sich aber beim Geschäft äußerst linkisch. Da er nämlich, wenn er — der Fettmöwe gleich — in's Wasser hinunterschießen würde, sich vermöge seiner langen Schwingen nicht wieder würde herausarbeiten können, so ist er genöthigt, in einem weiten Bogen aus der Höhe herab über die Beute hinzuschweben, um sie so en passant mit dem Hakenschnabel heraus zu langen. Aber sein kurzer Hals will auch so noch nicht zureichen. Er muß sich daher, über die Beute gekommen, zu einem eigenthümlichen equilibristischen Kunststück bequemen: er wippt mit dem Schwanz nach unten, bringt sich dadurch — kopfunter — in senkrechte Schwebe, langt zu, wippt wieder nach oben, und schwebt dann,

die Beute im Schnabel, horizontal weiter, den Bogen aufwärts fortsetzend. Dieses, den herrlich schwebenden Flug plötzlich unterbrechende Aufkippen des langen mageren Gesellen macht sich überaus komisch, und kein Neger kann den „langen Hans", wie er ihn nennt, sein Kunststück machen sehen, ohne in unwillkürlicher kindischer Theilnahme das Kopfnicken nachzumachen.

Alle vier Concurrenten und die Menschenkinder dazu sah ich einmal von der auf Ponta do Cajú, einem weit in die Bai hinausragenden Felseneiland, gelegenen Gartenterrasse in Massen vereint ihr Wesen treiben. Von zwei stattlichen Canoas aus hatten unten an der Terrasse Fischer mit Hülfe ihrer Neger einen so ungeheuren Zug von Häringen in ihrem Netz geschlossen, daß die Masse der Gefangenen sich nicht etwa bloß durch das gewöhnliche dunkle Flossen-Gekräusel an der Oberfläche kundgab, sondern daß sie wie Mondgeflimmer förmlich auf die Oberfläche empor gedrängt wurden. Natürlich war an ein Zusammenziehen des Netzes nicht zu denken. Die Fischer waren genöthigt, es wieder zu öffnen und eine Portion zu entlassen. Die Flüchtlinge stürmten in die Weite, lockten nun aber eine ganze Heerde von Meerschweinen herbei, die, in gewaltigem Pelotenfeuer aufpfauchend, der Quelle zu radschlagten und von allen Seiten her das Netz attaquirten. Die Fischer hatten nichts angelegentlicheres zu thun, als ihr Netz zu retten, indem sie mit den Rudern an die Canoas und, als dies nichts half, auf die Bestien selbst losschlugen. Unterdessen ward die herausquellende Häringsschaar von krächzend herbeieilenden Fettmöwen vorgenommen, und plumps, plumps stürzte sich der Haufe hinein, während schon die Raubmöwen von allen Seiten aufpaßten, jeder seinen Mann auf's Korn nehmend.

Ueber den Inhalt des Netzes selbst aber hielt ein stolzer Zug von langen Hansen seinen grandios-komischen Bogenflug. Die ganze lebensvolle Scene ward von dem rosigen Schein der Morgensonne beleuchtet, die eben über den Eingang der Bai aus dem Ocean aufgestiegen war; und ich wußte nicht, ob ich meine Augen mehr an den malerischen Stellungen der arbeitenden Neger in den Canoas oder an dem bunten Wirrwarr um sie her weiden sollte. Alles löste sich hernach zu allseitigem Wohlgefallen auf; jeder Concurrent hatte seinen reichlichen Antheil bekommen, und auch wir kauften von den Fischern und hatten zum zweiten Frühstück frisch nach vaterländischer Art geräucherte Bücklinge, eine seltene Erscheinung dort zu Lande, wo auch der harmlose Pickelhäring — weil roh — zur porcaria gehört.

Oft zog ich am Vorabende eines katholischen Festtages, wo Alles ohne Unterschied der Nation und Confession sich der Freude hingiebt, nach Ponta do Cajú hinaus, von wo dann am andern Morgen früh, noch bei dunkler Nacht, die Expedition vor sich ging, der sich außer uns Deutschen gewöhnlich auch ein liebenswürdiger Engländer anschloß, ein leidenschaftlicher Angel-Liebhaber, der schon in Schottland und Norwegen diese Kunst getrieben hatte. Vor der Abfahrt ward gewöhnlich eine Tasse heißen schwarzen Kaffees genommen, denn so warm die Nacht selbst ist, so schauert sie doch in geisterhaftem Ringen mit der ersten aus dem Ocean aufsteigenden Dämmerung kalt zusammen, und seltsam schneidende Luftströmungen ziehen hin und her auf der stillen Wasserfläche. Wenn Alles wohl verpackt, Frühstücks- und Flaschenkorb unter die Ruderbänke gestaudet, das Fischergeräth in Ordnung gelegt und der weitbauchige Korb mit engem Halse zur Aufnahme der Beute hinten

am Bord befestigt ist, geht es schweigend hinaus, landeinwärts auf die Höhe der Bai. Keiner aus der Gesellschaft wagt plaudernd die heilige Festruhe der Nacht zu stören, und selbst die Neger vorn im Boot schlagen nur sanft und leise die Ruder ein. Wenn die Höhe erreicht und die Sonne im Anzuge ist, was dann durch die blitzenden Feuerschlünde von allen Wacht- und Kriegsschiffen donnernd verkündet und von den Thürmen aller Kirchen und Kapellen aus der fernen Stadt und den nahen Inseln festlich läutend begrüßt wird, so erhebt sich Senhor Antonio, der Fischer, ruft gravitätisch den Negern sein „para" (Halt!) zu, und senkt, ein segnendes Kreuz schlagend, den Stein, an welchem die Espinhela befestigt ist, in die Tiefe.

Die Espinhela, das Haupt-Angelgeräth, ist eine lange starke Grundschnur, die mit 600 bis 800 Haken, jeder mit einem Häringsstück versehen, besetzt und durch schwere Grundsteine, deren Lage durch Baken bezeichnet wird, in mehrere Abtheilungen getheilt ist. Ist der erste Grundstein eingesenkt und die Bake daran ausgeworfen, so rudern die Neger langsam weiter, während Sr. Antonio die Schnur aus der Hand in die Tiefe gleiten läßt, bis auf den letzten Grundstein. Wenn so die ganze Schnur gelegt ist, was etwa eine halbe Stunde dauert, so rudern die Neger im Bogen zur ersten Bake zurück, so schnell als möglich, damit der dort gemachte Fang sich nicht wieder losreiße. Dort angekommen, ergreift Sr. Antonio die Bake und präsentirt sie mit Grandezza, den Hut in der andern Hand, Einem aus der Gesellschaft zum Aufziehen, während die Neger sich anschicken, das Aufziehen in gleichem Tempo hinaufrudernd zu begleiten. So wie man nun den Grundstein vom Boden aufhebt, zuckt oder zieht oder zerrt oder stürmt es im Arm, je nach der Größe der zuerst an der

Abtheilung gefangenen Individuen, und man möchte nun gleich die ganze Sippschaft über Bord ziehen; aber mit einem angelegentlichsten „devagar, devagar Senhor“ (sachte, sachte, mein Herr) verweist Sr. Antonio zur nothwendigen Ruhe und Selbstbeherrschung. Das ist nicht leicht; denn je näher der Stein der Oberfläche kommt, desto höher steigt die schräge Schnur und an ihr das wundersamste Gethier aus der Tiefe herauf.

Jetzt nähert sich der Stein dem Bord, mächtiger wird das Zucken und Zerren, schwieriger die Selbstbeherrschung, denn deutlicher tritt Gestalt und Farbenpracht der oben sitzenden Gefangenen aus der Bläue hervor. Jetzt ist der Stein über Bord, und kaum vermag man die Schnur noch zu halten vor Reißen und Stürmen. Sr. Antonio vermuthet was Großes und legt sich den Hakenspeer zur Hand, um auf alle Fälle gerüstet zu sein. Jetzt schwebt langsam lavirend ein graciöser junger Hai herauf, in seinem einfachen Meergrau kaum von der Fluth um ihn her zu unterscheiden; jetzt ein gepriesener Leckerbissen, eine Scherne, düstern und melancholischen Ansehens, etwa wie unser Schlei; jetzt gleichfalls nicht zu verachten, unserem großen Seebarsch ähnlich, ein Corrorokko, mit bitterbös gespreizten Stachelflossen; jetzt eine Badejetta, ein Fisch wie ein Vogel, grün und gelb changirend, sogar mit zornig aufgeblasenem Kropf unten an der Kehle. Sr. Antonio wirft ihn vom Haken nicht gleich, wie die andern, in den Korb, sondern zur Belustigung der Gesellschaft erst in's Boot, auf dessen glattem Boden er laut knurrend hin- und herstürmt, bald Diesem, bald Jenem gegen das Bein fahrend; jetzt glänzt aus der Tiefe — unserer Karausche ähnlich — eine Vermelha herauf, der ganze Leib so goldig roth und die Flossen so scharlach

glühend, daß die blaue Fluth um sie her vom Wiederschein in violetter Glorie strahlt; jetzt die Krone aller Fischgourmandie, eine gewaltige, unserm Karpfen nicht unähnliche Garopa. Sr. Antonio stürzt an's Bord, und daß mit ihrer Wucht die Schnur nicht zerreiße, greift er sie mit beiden Händen beim Schopf, schleudert die heftig Widerstrebende geschickt und kräftig in's Boot hinein, und — unser ist der König des Fischzugs.

Jetzt aber — o Wunder! — ein Schmetterling im tiefen Naß, ein prachtvoller flatternder Schmetterling, schöner, als je einer die Wälder durchzog, die Flügel zinnoberroth mit goldnen Punkten und eingefaßt von einem breiten Rande im brennendsten Indigo-Blau, der Leib kastanienbraun, mit silbernen Sternen besät: jetzt ist er im Boot, es ist ein Fisch, ein wirklicher Fisch; aber ach, kaum liegt er auf dem Boden, so verglühen die Farben und er wird unscheinbar wie der Corrorokko. — Die folgenden Haken sind leer, aber darunter stürmt es gewaltig. Sr. Antonio ergreift den Hakenspeer, und jetzt treten die Umrisse einer dunkel im Grunde hin- und herfahrenden Erdscholle hervor. Ein gewaltiger Rochen ist's mit seinen dickfleischigen Flügeln und compactem Zopfschwanz, an dessen Wurzel die furchtbaren Waffen der giftigen Hornspitzen drohend hervorragen. Kaum ist die Schnur aufzubringen, aber er muß daher, und wie eben erst die eine Flügelspitze über's Wasser hinausschlägt, hat ihn auch schon Sr. Antonio harpunirt und in's Boot hineingeschleppt, wo er, nachdem ihm die Giftzacken ausgebrochen sind, sein Quartier unter dem Bugspriet nehmen muß, da der Korb für ihn zu klein ist. Jetzt tauchen die seltsamsten Gestalten auf — — — doch genug, nur dies eine zur Beruhigung, daß die Haken bei allen Gefangenen gleich

vorn an der Kiefer eingeschlagen sitzen, das Vergnügen also kein grausames zu nennen ist.

Die Espinhela wird wiederholt ausgelegt, bis die Gluth der höher steigenden Sonne das Verweilen auf der Höhe der spiegelglatten Bai unmöglich macht. Man begiebt sich dann, nachdem man die Espinhela in einer weniger tiefen Nebenbucht ausgeworfen, auf die Frühstücks-Retirade zum nächsten Insel-Vorsprunge, legt das Boot in eine Felsen-Nische, springt vom Bord auf die Platte, breitet das Frühstück unter einem überhängenden Baum aus, der mit seinen dichten Orchideen hinlänglichen Schatten gewährt, und liegt nun da, mit gesundem Appetit schmausend, mit freudigem Blick auf die Gotteswunder rings um die Bai her ausschauend und von der lieben fernen Heimath schwatzend, von welcher her grüßend der herrliche Ocean seine Wogen rollt, die in langen, auf der Höhe der Bai gar nicht bemerkbar gewesenen Zügen auf und ab wallend, unser Felsenufer küssen, zum Zeichen und Unterpfand, daß der Ocean uns einst wohlbehalten wieder hinüber werde wiegen in die traute Heimath.

Unsern Engländer aber leidet's nicht lange in der trägen Ruhe. Nachdem er mit einigem Portwein nach Bedürfniß sich gestärkt, greift er zu seiner Handangel, sucht sich die weitest hinausragende Felsplatte aus, tritt hin und beginnt manch' erklecklichen Fang zu thun, wobei er jedesmal, wenn's beißt, am Ruck und Zug die Art des Fisches fühlt und im voraus ansagt, nie sich irrend. Bald folgen wir alle seinem Beispiel; treten aber nicht so kühn vor, sondern bescheiden uns mit dem krystallhellen Becken in den Nischen des Gesteins, ob wir nicht aus den Höhlen der überhängenden Felsen eine Aal- oder Forellenart mit unsern Krabben herauslocken können. Der Eng-

länder, dem „das kleine Zeug" auf die Dauer langweilig wird, klettert hinunter in die Fluth, dringt weiter vor, steigt wieder hinunter, so daß er endlich bis an die Brust im Wasser steht, seelenvergnügt, daß er nun recht weit nach größerem Fange ausholen kann. Es glückt ihm: ein großer Fisch geht mit der Schnur davon. „Eine Linguade!" (Zunge) ruft er entzückt, läßt unten die Feder schnappen und das Rad klirrt ab; aber die Linguade will nicht wenden, sondern geht ihres Weges immer gerade aus: und plötzlich ist der Engländer von seiner unterseeischen Terrasse in die Tiefe verschwunden: „halb zog sie ihn, halb sank er hin und ward nicht mehr gesehn." Wir stürzen erschrocken hin, da taucht er aber, das Haar wie ein Meergott triefend, wieder zu seiner Terrasse auf und ruft: „Gott steh mir bei! wo ist meine Linguade?" Sie wird ihm von den Negern, die sie vom Boot aus an der treibenden Angel ergriffen haben, gebracht, und im Anschauen des wohl sechspfündigen Leckerbissens versunken, ruft er, gar nicht mehr an den Unfall denkend, aus: „welch' glücklicher Fang!"

Unterdessen hat der gütige Ocean uns die kühlende Seebrise hereingesendet. In gerader Querlinie über die Bai heranschreitend, dringt das dunkelblaue Wellengekräusel zu uns herüber, so daß wir jetzt in der frischen bewegten Luft die Heimkehr antreten können. Die Espinhela, voll von kleineren lustig gestalteten Gesellen zum Jubel der daheim auf unsere Rückkehr wartenden Kinder, wird aufgezogen, das Segel aufgehißt, und so geht's fröhlich zurück nach Ponta do Cajú, wo schon brasilianische Gesellschaft in Menge unser und unserer willkommenen Fastendelicatesse harret und bald der Fischreichthum, mit Austern, Oliven, Krabben und anderm Zubehör auf's mannigfaltigste zubereitet, auf wohlbesetzter Mittagstafel prangt und verzehrt wird.

II.

Der Ausbruch des Cosiguina.

Die Fonseca-Bai, in deren Besitz sich die drei Republiken Nicaragua, Honduras und San Salvador theilen, ist unstreitig der prächtigste Naturhafen des stillen Weltmeeres. An Mannigfaltigkeit der Küstengliederung, wie an Raum, Tiefe und Sicherheit übertrifft sie selbst die berühmte Bai von San Francisko.

Die größte Länge der Fonseca-Bai wird auf 80, ihre größte Breite auf 38 englische Meilen geschätzt; Landzungen, welche von verschiedenen Richtungen in die Bai vorspringen und fast sämmtlich mit vulkanischen Felsen besetzt sind, schützen die einzelnen Ankerplätze gegen jeden Windstoß, sowie gegen jene starke Brandung, die hier dem stillen Ocean eigen, und weiter nördlich an den Küsten von Guatemala und Nordmexiko die Verzweiflung aller Seefahrer ist, welche in den schlechten Häfen ankern.

Die Umgebungen der Fonseca-Bai bieten dem Geologen ein hohes Interesse dar. Man kennt keine Gegend der Erde, welche auf einem gleichen Flächenraume eine größere Masse vulkanischer Bildungen und Verheerungen zeigte. Ein Blick von der Höhe der Tigerinsel, des Conchagua-Vulkans, oder von irgend einem der trachytischen Kegel, welche an vielen Stellen der Bai sich erheben, zeigt ein weites Rundgemälde von Bauten und Zerstörungen durch Feuermächte, von erstarrten oder theilweise noch rauchenden Kratern, von Laven,

Schlammströmen und Niederschlägen, von Asche, Tuff und Rapilli; — ein Bild, wie es sich die Einbildungskraft nicht schauerlicher malen könnte. Der Isalco liegt einige Tagereisen nordwestlich von der Fonseca-Bai. Dagegen berührt fast ihre südliche Küstenumsäumung der Abhang eines anderen Vulkans, des Cosiguina, der zwar seit seinem letzten Ausbruche ruhig ist, von den Geologen aber mit Recht für den furchtbarsten Feuerberg unseres Planeten gehalten wird.

Ich bestieg, erzählt der Reisende Dr. Carl Scherzer, den Cosiguina am 6. März 1854 von der Seite des stillen Meeres. Die Brandung ist hier außerhalb der Bai so heftig, daß man blos bei Südwind und sehr ruhigem Wetter ohne Gefahr landen kann. Die Landschaft nach Südosten in der Richtung nach Chinandega ist eine Buschwildniß, in der nur wenige einzelne Indianerhütten stehen. Der Boden ist weit umher mit Schlacken, Auswürflingen und vulkanischer Asche bedeckt. Der Berg hatte früher einen Kegel auf der Nordseite, der bis zum Gipfel bewaldet war, durch die letzte Eruption aber herabgeschleudert wurde. An derselben Stelle öffnete sich der weite Schlund, aus welchem alle die Massen von festen und zermalmten Mineralien, die weit und breit das Land bedecken, aber keine flüssigen Laven hervorkommen. Der Krater hat über eine spanische Legua im Umfange, der größte, den ich an irgend einem thätigen Vulkane gesehen habe. Er zeigt steile Wände mit Rändern, deren seltsam zerrissene, ausgezackte Linien, von unten gesehen, dem kundigen Auge allein noch den Feuerberg verrathen lassen. Dampfwolken hat man seit Jahren vom Meer aus nicht mehr über dem Cosiguina gesehen. Da ihn seit dem Besuch des brittischen Consuls Manning und des Capitains Belcher im Jahre 1835 wahrscheinlich

Niemand bestiegen hatte, so glaubte man den Schlund seither wieder vollkommen geschlossen. Ich beobachtete gleichwohl aus vielen Spalten und Rissen der Kratertiefe, besonders am Fuße der inneren Wände dünne, weißgraue Dampfwolken emporsteigen, welche ähnlich wie bei den Kratern des Pacaya und des Irazu in der Entfernung von einigen Leguas von unten nicht mehr bemerkt werden. An zahlreichen Stellen im Innern des Kraters und um den Rand herum war der Boden noch heiß. Wir sanken bisweilen bis an die Knie in die losen Rapilli ein und fühlten dann plötzlich brennende Hitze an den Sohlen. Der Krater ist tief und nur an einer einzigen Stelle der Nordostseite zugänglich. Keiner von den trichterförmigen Schlünden, die ich an den vielen Feuerbergen im westlichen Asien gesehen, hält an Größe, Tiefe und wildem Character der Umgebung den Vergleich mit diesem Krater aus.

Von einer frühern Thätigkeit des Cosiguina ist keine Sage vorhanden. Von alten Lavaströmen scheinen nur in der Ebene auf der Ostseite noch einige Spuren vorhanden. Vielleicht sind größere Lavaströme von den Schlackenmassen der letzten Eruption überdeckt. Ausgedehnte Formationen von Tuffen und Conglomeraten, die wenigstens auf frühere Eruptionen von Asche und Schlamm sicher hindeuten, sieht man an vielen Stellen, theilweise überdeckt von den Producten des letzten Ausbruchs. Ein ehemaliger Bewohner dieser Gegend erzählte mir, daß Retumbos (unterirdisches Getöse) auch vor dem Jahre 1835 hier häufig gehört wurden. Sie waren zeitweise ziemlich stark und schienen Vorgänge im Erdinnern anzudeuten, die ein Wiedererwachen des vulkanischen Lebens verkündeten. Seit dem Ende des Jahres 1834 wurden auch viele leichte Erderschütterungen von ziemlich langer Dauer und mit Geräusch

begleitet, verspürt. In Alt-Chinandega waren die Stöße, die sich mehr um den Fonseca-Golf zu concentriren schienen, leicht und ohne Verheerung. Sie dauerten bis Mitte Januar 1835 fort und wurden wenig beachtet. Es folgten ihnen einige Tage der tiefsten Ruhe.

Am Morgen des 20. Januar 1835 hörte man ein starkes Getöse, wie von den Salven zahlreicher Geschütze an den verschiedenen Punkten um den Golf herum, und eine ungeheure kohlschwarze Wolke wälzte sich hoch über den Gipfel des Cosiguina hin, der von ihr ganz eingehüllt wurde. Obwohl jeder die seltsame Wolke deutlich kommen sah, schien doch Anfangs Niemand den wahren Grund der Erscheinung, noch den Punkt zu errathen, von dem sie ausgegangen.

Die Wolke breitete sich mit furchtbarer Schnelligkeit aus, die ganze Atmosphäre einhüllend, und es wurde dunkel wie in einem Bergwerke. Die Sonne verschwand, wie wenn sie ausgelöscht gewesen. Der Tag war finster wie die Nacht, deren Annäherung nur die Thurmglocke und der Uhrzeiger verkündete, und welche diesmal ohne den tröstenden Schein von Mond und Sternen kam. Diese schienen am Himmel förmlich verloren gegangen. Der Schein der angezündeten Lichter und Fackeln erleuchtete kaum auf wenige Schritte, und die Bewohner desselben Hauses tappten, ängstlich sich einander suchend und rufend in grauenvoller Düsterheit umher.

Zu dieser finstern Scene, die an jene pharaonische erinnert, mit welcher Moses den ägyptischen Despoten schreckte, kam eine andere, für Sinne und Lebensfunctionen noch quälendere Plage. Die Atmosphäre ward mit einem grau-schwärzlichen Staube dicht angefüllt. Die Lungen vermochten sie kaum zu athmen und die Augen wurden davon mehr gereizt als von

dem intensivsten Lichtstrahl. Man hielt feuchte, in das Wasser getauchte Tücher an den Mund, als das einzige Mittel, um etwas athmungsfähige Luft in die Lungen zu bringen.

In Pausen wurden dazwischen die Salven eines Donners gehört, so stark, wie wenn viele tausend Kanonen zusammenkrachten. Ueber den Golf her hallte es wie von einer ungeheuren Seeschlacht, an der alle Flotten der Welt Theil genommen. Mehrere hundert Meilen landeinwärts hörte man die grauenvollen Detonationen. Die Thiere in der Nähe waren davon fast ebenso erschreckt, wie die Menschen. Die Viehheerden kamen in Alt-Chinandega aus der Landschaft in die Stadt gerannt, und die wilden Thiere mit ihnen. Es war ein sonderbares Schauspiel, das an die Noah'sche Flucht erinnerte. Zum ersten Male vielleicht seit den Tagen der Sündfluth stiftete der gemeinsame Schrecken und die gemeinsame Gefahr unter allen Geschöpfen einen kurzen Frieden. Panther, Pumas und Coyoten flohen mit den Rehen aus den Wäldern und rannten von dannen mitten unter Heerden von Ziegen und Schafen, denen sie nichts zu Leide thaten. Adler und Falken ließen sich an den Dächern der Häuser mitten unter Tauben und Staaren ohne feindliche Absicht nieder. Selbst die Eulen und Fledermäuse wurden aus ihren Schlupfwinkeln verscheucht. Sogar diesen nachtfreundlichen Thieren mochte diese vulkanische Nacht zn schwarz erscheinen. Es war als ob die Bestien des Waldes inmitten dieser Schrecknisse der Natur selbst vor dem Menschen ihren Schrecken verloren hätten, denn sie suchten in seiner Nähe ein Asyl. Man fand nach der Katastrophe in der Landschaft zwischen Chinandega und dem Golfe viele Tausende von Thierleichen, besonders von Vögeln, welche die Schlacken zerschmettert oder der Aschenregen erstickt hatte. Auf

dem Wasser des Golfes selbst schwammen, wie man mir auf verschiedenen Punkten erzählte, mitten unter den leichten Bimssteinen, mit denen das Meer bedeckt war, die Leichen zahlreicher Seebewohner aller Größen, von den kleinsten Mollusken und Crustaceen bis zu den Riesen-Cadavern der Haie und Krokodile. Sie scheinen indessen mehr durch die heiße Temperatur, welche die glühenden Schlacken dem Golfwasser mittheilten, als durch die fallenden Steine getödtet worden zu sein. Nach der Aussage glaubwürdiger Männer wurden sogar im Süßwasserbecken des Managuasees, der nahe an 30 Leguas (90 englische Meilen) vom Cosiguina entfernt ist, zahllose Fischleichen auf dem Wasser treibend gefunden, dessen Oberfläche ganz mit Asche bedeckt war.

Die Bevölkerung, welche am schwersten von diesem Phänomen zu leiden hatte, war die des Hafens la Union an der Nordwestseite der Fonseca-Bai, dem Cosiguina gegenüber. In den entfernteren Städten, wie Leon, fand man noch Zeit zu beten und Messe zu lesen und den Beistand der Heiligen anzurufen. Hier hingegen vertraute Keiner diesen andächtigen Rettungsmitteln, sondern floh zu Pferde und zu Fuß, so schnell ihn die Beine zu tragen vermochten. In Massen zog die Bevölkerung mit Fackeln und Laternen in der Richtung von San Miguel. Man heulte zwar auch hier unterwegs Gebete und rief die Heiligen an, suchte aber doch sein Heil nur in der möglichst schnellen Versetzung in eine andere Gegend. In der Stadt San Miguel aber, obwohl sie 12 Leguas vom Golf entfernt liegt, sah es fast eben so düster aus. Alle die brennenden Holzfackeln verbreiteten durch die dicke Atmosphäre doch nur auf wenige Schritte einen matten Schein. Das Athmen war hier etwas minder beschwerlich, doch noch immer peinlich

genug. Die Glocken läuteten unaufhörlich zur Kirche, doch auch hier zogen die Meisten vor, weiter landeinwärts zu fliehen. Zwar wußte Niemand genau zu sagen, woher eigentlich der finstere Spuk komme. Viele glaubten an einen Ausbruch des Conchagua-Vulkans bei Union, Andere gar an eine Oeffnung des San-Miguel-Vulkans selbst. Merkwürdigerweise leitete jedoch ein richtiger Instinkt die Flüchtlinge in einer dem Cosiguina entgegengesetzten Richtung; der starke Donner, der von der Fonseca-Bai herdröhnte, schien ihnen ein richtiger Wegweiser zu sein. Die Regelmäßigkeit der Pausen zwischen den einzelnen Detonationen und deren fortdauernde Wiederholung verkündigten, daß der Donner nicht von der Höhe des Luftkreises, von den elektrischen Entladungen der Wolken, sondern von unten, aus den Eingeweiden der Erde kam und eine begleitende Erscheinung der grauenhaften Naturscene war. Die Finsterniß erstreckte sich weit landeinwärts im Staate San Salvador. Doch war sie in der Stadt San Vicente, welche das Centrum dieser Republik, etwa 50 Leguas vom Cosiguina, einnimmt, etwas gemilderter. In der Hauptstadt von San Salvador verbreitete die fallende Asche noch eine Düsterheit, wie in den trübsten Gewitterstunden.

Aehnlich waren die Erscheinungen östlich und südlich von der Landspitze des Cosiguina. Sehr schwer zu leiden hatte die Stadt Chinandega, deren Bewohner, ebenso wie die von Realejo, über den Ausgangspunkt dieser Schrecknisse, den Sitz des Schlundes, der solche Massen von Staub und Asche schleuderte, in vollkommener Ungewißheit waren. Daß es ein vulkanischer Ausbruch sei, ahnten sie zwar, denn die Leute sind mit den Symptomen dieses Spukes auf ihrem vulkanischen Boden wohl vertraut. Aber bei der Dichtigkeit der Aschenwolken und dem

fürchterlichen Gebrüll der Explosionen hielten auch sie den Mittelpunkt des Vorganges für weit näher als er wirklich war und glaubten, daß ihr nächster Nachbar, der Vulkan el Viejo, diese Schauer aussende. An den Cosiguina, den man für einen längst erloschenen, ganz unschuldigen Berg hielt, schien Niemand zu denken.

Ich habe in Chinandega verschiedene Augenzeugen jenes Ausbruchs gesprochen, deren Antlitz noch bleich wurde bei der bloßen Erinnerung des 20. Januar 1835 und der ihm folgenden Schreckenstage, sowie bei der Erzählung dessen, was sie damals ausgestanden. Die Bewohner flohen in Masse nach der 14 Leguas davon entfernten Hauptstadt Leon, wo Finsterniß und Athmungsbeschwerden kaum erträglicher waren. In Realejo hatten Viele noch den Muth, zu bleiben und zu beten. Lebende Priester und todte Heilige spielen bei solchen Calamitäten in Central-Amerika immer eine sehr große Rolle. Die spanischen Creolen nehmen zu ihnen die Zuflucht in allen großen Krisen, wo das Leben auf dem Spiele zu stehen scheint, und Menschenwitz und Menschenkraft ihre Ohnmacht gegen die Naturkräfte erkennen. Nie flossen in dem frommen, katholischen Staate Nicaragua die Kirchenspenden so reichlich, nie wurden den Priestern die Messen so glänzend honorirt, nie hat man den Heiligen so viele Wachskerzen angezündet, wie damals. Aber alles Kerzenlicht brachte keine frohe Helle in die geweihten Hallen, und dem Priester versagte oft die betende Stimme, man wußte nicht, ob der Staub oder der Schrecken sie lähmte. Ein brittischer Kaufmann, der seit vielen Jahren Realejo bewohnt und auch die Cosiguina-Eruption mit erlebte, erzählte uns, daß die Cognacflasche damals ein unerläßliches Mittel der Erfrischung und Ermuthigung für Alle

war. Selbst die Priester hatten sie neben sich auf dem Altar und der Kanzel stehen. So fehlten diesem vulkanischen Nachtgemälde auch nicht die kleinen komischen Episoden. Der Ausbruch dauerte in unverminderter Stärke bis zum 24. Januar 1835 fort, dann nahm er ab. Einige Monate später entstiegen nur noch Dampfwolken dem Kraterschlund. Ein heftiger Nordostwind fegte die Aschenwolken aus der Atmosphäre, jagte sie über den Ocean und befreite die Landbewohner von einer unnennbaren Plage. Ganze Bevölkerungen waren im Staate Nicaragua landeinwärts geflohen. Städte und Dörfer in der Nähe des Fonseca-Golfes waren wie ausgestorben. Selbst die Hauptstadt Leon hatte sich größtentheils entvölkert. Ein englischer Reisender, Herr Byam, der damals in diesen Gegenden verweilte, erzählte, daß in der Kathedrale von Leon, als alles Beten und das Anzünden zahlloser Kerzen vor den Bildsäulen der Heiligen nichts fruchtete, das Volk diese geputzten Statuen nach dem Platz getragen und sie dort aufgestellt habe. Die Gesichter mit dem goldenen Heiligenschein wurden der Richtung der Aschenwolken zugekehrt. Es sei geschehen, meint Herr Byam, damit die „Santos" sich selbst überzeugten, wie die Sachen eigentlich stehen. Hier und anderwärts im Staate Nicaragua wird noch am Jahrestage des Cosiguina-Ausbruchs ein großes kirchliches Dankfest den Heiligen zu Ehren gefeiert, welche vermeintlich das Volk vom gänzlichen Ersticken gerettet haben.

Die Donnersalven dieses Feuerbergs wurden während der drei ersten Tage auf Entfernungen gehört, die uns unglaublich erscheinen würden, wenn die Thatsachen nicht durch so viele noch lebende Augenzeugen beglaubigt wären. In der Hauptstadt Guatemala, die nahe an 80 spanische Leguas in gerader

Richtung vom Cosiguina entfernt liegt, war die Lufterschütterung noch so groß, daß die Fenster bei jeder Detonation zitterten. Sogar in der brittischen Colonie Belize, welche durch fünf Breitegrade von der Fonseca-Bai geschieden, also über 300 englische Meilen vom Cosiguina entfernt ist, wurde der Schall noch so deutlich gehört, daß der englische Statthalter die Besatzung ausrücken ließ. Man dachte nämlich an ein Seegefecht in der Nähe, denn bei der Heiterkeit der Atmosphäre konnten diese Donnersalven von keinem Gewitter herrühren. Andererseits soll, nach verschiedenen Aussagen, der Detonationskreis der Eruption im Süden bis Neu-Granada und Quito nahe an den Aequator hingereicht haben. Einen noch weit größeren Umfang hatte die Verbreitung der Auswürflinge. Nicht nur in allen Theilen Central-Amerika's, sondern selbst auf dem Hochlande von Mexiko, in Veracruz, auf Cuba und Jamaica sah man graue Asche fallen, und die erstaunten Bewohner erfuhren erst lange nachher die wahre Ursache dieses räthselhaften Phänomens.

Der Detonationskreis des Cosiguina-Ausbruchs hatte über 2000 englische Meilen, der Verbreitungskreis des Aschenregens mindestens 4000 englische Meilen im Umfang.

III.

Die Schlangenverehrung in Westindien.

Es steht fest, daß der Neger in den Colonien wenig oder gar nicht arbeitet, sobald ihm ein Zwangsantrieb fehlt. Die Länder Amerika's, in welchen sich der schwarze Mensch in überwiegender Mehrheit befindet, was z. B. in Westindien der Fall ist, gehen zurück, seitdem die Neger sich selbst überlassen bleiben. Vor zwanzig Jahren wurde in den brittischen Besitzungen die unbedingte Emancipation durchgeführt und seitdem sind sie dem Ruin immer näher gerückt worden. Der Menschenfreund könnte verschmerzen, daß sie weit weniger Zucker und andere tropische Erzeugnisse als früher liefern, er könnte sich gefallen lassen, daß die Weißen den Schwarzen das Feld räumen, wenn nur diese letzteren in eine günstigere Lage gerathen wären. Aber das ist leider nicht der Fall und die Verwilderung nimmt unter den freien Negern in Grauen erregender Weise überhand.

Auf Haiti sind sie seit länger als einem halben Jahrhundert frei, auf Jamaica und in den übrigen englischen Antillen beinahe halb so lange. Europa hat ihnen großes Wohlwollen bewiesen; protestantische und katholische Geistliche in Menge haben sich unsägliche Mühe gegeben, sie zu sittigen; sie besitzen die fruchtbarsten Ländereien in einem Klima, das ihrer Leibesbeschaffenheit völlig zusagt; sie fänden allezeit lohnenden Absatz für die Producte, welche sie dem Handel liefern würden, und doch ist der Rückschlag in die Barbarei unaufhaltsam. Die Klagen, welche darüber der päpstliche Generalvicar aus

Haiti nach Rom schrieb, stimmen vollkommen überein mit den Berichten der englischen Missionäre aus Jamaica.

Den Neger stößt gleich, sobald er sich frei fühlt, und nicht wie in Nordamerika in kälterem Klima in geringer Anzahl unter Millionen Weißen lebt, das Wesen der europäischen und christlichen Civilisation ab, und behält höchstens einige äußere Formen, die er obendrein häufig noch karikirt. Er wirft sich mit Leidenschaft in das urwüchsige Afrikanerthum zurück. Er wendet sich von den christlichen Geistlichen ab und folgt seinen Fetischpriestern, den Obrah- und den Miallmännern; der Gott, welchen er am liebsten verehrt, ist eine Schlange aus Congo. Dieser Schlangencultus macht seit einigen Jahren reißende Fortschritte, und der Geheimbund des Wodu greift immer weiter um sich. Scheinbar und äußerlich behalten dessen Anhänger das Christenthum bei; die Berührungen mit den Weißen sind immer noch zu mannichfaltig, als daß ein offenes Heraustreten räthlich erscheinen könnte, auch wollen die vielen Mulatten von einem Schlangengötzen nichts wissen, und spötteln über denselben. Aber der Neger hängt ihm mit Leidenschaft an.

Man wußte lange, daß auf Haiti der Congoschlange göttliche Ehren erwiesen werden, auch war es kein Geheimniß, daß dieser Cultus überall, wo Neger in Masse beisammen leben, z. B. in Brasilien und selbst in Texas, im Schwange geht. Genauere Einzelheiten über denselben haben wir in jüngster Zeit durch Herrn von Bonneau erfahren, welcher in einer wissenschaftlichen Zeitschrift ausführliche Nachweise bringt.

Der Wodu, oder wie die Franzosen schreiben Vaudou, ist ein Geheimbund, dessen Mitglieder die Schlange verehren;

diese letztere wird mit demselben Namen belegt. Sie ist eine Gottheit, ein geheimnißvolles Wesen, welches Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft kennt, Einfluß auf alle Dinge dieser Welt übt, und deren Sinnbild die Schlange ist. Der Neger sieht aber in diesem Sinnbild auch die Gottheit selbst, welche ihre Orakel einem auf Lebenszeit gewählten Oberpriester und einer Prophetin mittheilt; jener heißt Papa Wodu und König, diese Mama Wodu oder Königin. Beide werden von den Mitgliedern des schwarzen Bundes mit großer Ehrfurcht behandelt und üben großen Einfluß. Auch auf Haiti, wo der (im Februar 1859 entsetzte) Kaiser Soulouque ein eifriger Anhänger des Wodu war, stehen sie in großem Ansehn.

Jede Landschaft hat ihren besonderen Wodu, aber die gesammte Verbrüderung hängt innig zusammen. Zeit und Ort der Zusammenkunft bestimmt der Papa; sie findet in einem Wald oder in einem abgelegenen Hause statt. Auf einem Gerüst befindet sich ein Kasten, der auf der einen Seite mit einem Gitter versehen ist, und in dieser heiligen Bundeslade wird die göttliche Schlange verwahrt. Auf ihr stehen Papa und Mama mit bluthrothen Tüchern behängt, denn blutroth ist die heilige Farbe des Wodu; deshalb trägt der Papa auch ein blutrothes Diadem und daneben ein breites blaues Band. Der Cultus beginnt mit einer förmlichen Anbetung der Schlange; die Anwesenden schwören, ihrem Dienste treu zu bleiben, ihr zu gehorchen und das Geheimniß der Anbetung und der Brüderschaft unverbrüchlich zu bewahren. Darauf steigt die Mama von der Bundeslade herab und verfällt in Zuckungen; sie zittert, spricht, schreiet, flucht, giebt Prophezeiungen und antwortet auf die Fragen, welche von den Andächtigen an die Schlange gerichtet werden. Wer eine Prophezeiung erhalten

hat, wirft für den Gott ein Geschenk in ein vor der Bundeslade stehendes Gefäß. Der Ertrag wird zu Bundeszwecken verwandt. Den Eid der Treue bekräftigt man dadurch, daß man Blut von eben abgeschlachteten Ziegen trinkt; aber manchmal wird zu diesem Zweck auch ein Kind geopfert. Das darf um so weniger auffallen, da man weiß, daß noch vor ein paar Jahren auf Haiti zwei Negersecten bestanden, welche Menschen fraßen.

Die Einweihung, bei der Kräuter, Haare, Hörner ꝛc. eine große Rolle spielen, findet unter barbarischen Feierlichkeiten statt. Nachdem der Neuling einen fürchterlichen Eid geleistet, beginnen die Tänze und dauern fort, bis sich aller Anwesenden ein fieberhaftes Zucken und eine Aufregung bemächtigt, welche durch den Genuß von Zuckerbranntwein noch gesteigert wird. Das Rasen und Toben nimmt einen immer ärgeren Charakter an, Männer und Weiber zerkratzen sich Leib und Gesicht, das Blut rieselt zum Boden hinab. Einige stürzen hinaus, springen und schreien, Andere machen Kraftübungen, noch Andere stecken ihre Arme in siedendes Wasser. Inzwischen erfährt auch der wilde Tanz keine Unterbrechung und hinterher folgen scheußliche Ausschweifungen und Orgien, die wir hier nicht beschreiben können.

Die Anhänger des Wodu sind von allen Negern die gefährlichsten. Ein Beobachter sagt: Der Woduschwarze will gar nicht arbeiten; er stiehlt und spielt den Scheinheiligen; er vertheilt Gifte und richtet viel Unheil an. Er hat bei der Aufnahme in den Bund seine Standhaftigkeit bewiesen. Als man ihm im Kreise der Eingeweihten die Binde von den Augen nahm, sah er eine Blutlache und in derselben Vogelkrallen und Federn liegen; dann entstand ein Geräusch, und darauf trat

der Papa-König hervor, in der einen Hand einen Feuerbrand, in der andern einen Dolch. Er fragt den Neuling: „Was willst du hier?“ und erhält zur Antwort: „Ich will die heilige Schlange küssen und von der Wodu-Königin ihre Befehle und ihre Gifte erhalten.“ Der König rennt ihm dann den Stahl in das Dickfleisch der Arme und Beine und hält den Feuerbrand auf die Wunden. Wehe ihm, wenn er vor Schmerz aufschreit; er würde auf der Stelle ermordet. Aber wenn er standhaft bleibt und würdig befunden wird, dann führt man ihn hinter einen Vorhang und windet die heilige Schlange um seinen Leib; er küßt sie und erhält von der Königin die Gifte. Sieben Neger schlagen mit Macht auf die heilige Trommel, das neue Mitglied nimmt den Becher, dessen Inhalt mit Blut und Schießpulver gemischt ist und leert ihn. Während er trinkt, wird gesungen, und ein solches Einweihungslied beginnt:

„Wir schwören, daß wir die Weißen vernichten wollen!“

Die Mitglieder des Wodubundes gewähren einander Schutz und Unterstützung, ihre Zauberer üben großen Einfluß und verbreiten den Fetischdienst immer weiter. Solch ein heiliger Mann hat in seiner Hütte einen Altar, auf welchem neben dem Crucifix und Marienbild allemal auch einige afrikanische Fetische angebracht sind! Der Papa Wodu besitzt eine Gewalt, wie bei uns im Mittelalter das Vehmgericht; überall stehen ihm Anhänger zu Gebote, welche auf sein Geheiß einen Menschen, welchen er als Feind des Bundes bezeichnet, niederstoßen oder vergiften.

Der Wodu spielt in der Geschichte von Haiti eine große Rolle; Toussaint Louverture erließ schon im Jahre 1800 eine Verordnung gegen die Gesellschaft, weil sie gemeingefährlich sei; es ist aber bezeichnend für diesen Neger, daß er den Wodu

hauptsächlich deshalb haßte, weil er des festen Glaubens war, er sei von demselben derart behext, daß er, Toussaint, durch die Nase spreche. Dessalines ließ sich vom Papa Wodu Zauber geben, die ihn unverwundbar machen sollten; als er aber trotzdem verwundet wurde, gerieth er in Wuth, ließ sich sein Geld zurückerstatten und späterhin ein halbes Hundert Woduanhänger auf Bajonnete spießen. Auch nachdem er Kaiser geworden, verfolgte er die Secte und ließ viele ihrer Eingeweihten in's Meer werfen. Denn es gilt der Glaube, daß Salzwasser dem Wodu alle Kraft nehme. Kaiser Faustin Soulouque, ein eifriger Wodumann, weigerte sich unmittelbar nach seiner Erwählung sich auf den Präsidentenstuhl niederzulassen, weil er diesen für verzaubert hielt, da vier seiner Vorgänger, die sich dieses Stuhls bedient, nicht zwölf Monate in der Gewalt geblieben waren. Später meinte er, auf den Ausspruch eines alten Zauberweibes, der Freundin der Kaiserin horchend, daß das Unheil am Nationalpalaste hafte und von einem Fetisch herrühre, den die Mulatten, um den Tod des Präsidenten zu bewirken, in den Gärten des Palastes vergraben hätten. Monate lang ließ er die Gärten nach allen Richtungen durchwühlen, um der tödtlichen Puppe habhaft zu werden, und in der furchtbarsten Aufregung mordete er Hunderte und Tausende von Farbigen und mit diesen verbundenen Negern.

Der Christengott tritt auf Haiti immer mehr in den Hintergrund. Die Schlange ist Spenderin alles Guten und Bösen, gerade wie auf den Küsten von Guinea und Congo, das Bluttrinken geht im Schwange. Der Neger saugt der noch lebenden Ziege oder dem Ochsen das warme Blut aus und läßt nicht eher ab, als bis er, man möchte sagen trunken von Blut,

auf dem Schlachtopfer liegt, Alles zur Verherrlichung des Schlangengottes.

Man kann Haiti kaum noch als ein christliches Land bezeichnen, seitdem viele Priester, schwarze natürlich, zugleich Messe lesen und dem Wodu angehören. Der Letztere sagt ihrem Naturell zu; der Zwang, welchen die christliche Kirche ihnen auferlegt, erscheint lästig, und sie mögen deshalb keine weißen Geistlichen unter sich dulden.

IV.

Eine Besteigung des Popocatepetl in alter und neuer Zeit.

(1519.)

Im Oktober 1519 brach Ferdinand Cortez mit seinem spanischen Heere und 6000 verbündeten Tlascalteken von Cholula auf, um gegen Tenochtitlan (Mexiko) zu marschiren. Um zu der Hauptstadt Montezuma's zu gelangen, mußte man also den Gebirgsrücken überschreiten, welcher die Hochebne von Puebla von dem Thale von Mexiko trennt und die zwei und eine halbe deutsche Meilen von einander entfernt liegenden Vulkane, den Popocatepetl „der rauchende Berg" und den Iztaccihuatl „die weiße Frau" mit einander verbindet.

Ein kindischer Aberglaube der Indianer hielt diese Berge für Götter und Iztaccihuatl für die Frau ihres furchtbarern Nachbars. Eine Sage höherer Art beschrieb den nördlichen feuerspeienden Berg als den Wohnsitz der abgeschiedenen Geister böser Herrscher, deren Feuertodeskämpfe in ihrem Gefängniß

das schreckliche Gebrüll und die Erschütterungen zur Zeit des Ausbruchs veranlassen. Diese abergläubischen Sagen hatten den Berg mit einem geheimnißvollen Schrecken bekleidet, der die Eingebornen vom Besteigen desselben abschreckte, was allerdings schon aus natürlichen Gründen ein unglaublich schwieriges Unternehmen war.

Der große Vulkan, wie man den Popocatepetl nannte, erhob sich zu der ungeheuren Höhe von weit über 17,000 englische Fuß,*) und obgleich er im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts selten ein Zeichen seines vulkanischen Ursprunges gegeben hat, so war er doch zu jener Zeit häufig in Thätigkeit und tobte, als die Spanier in Tlascala waren, mit ungewöhnlicher Wuth. Sein Gipfel, der durch die Ablagerung auf einander folgender Ausbrüche zu einem regelmäßigen Kegel geworden war, hatte die gewöhnliche Gestalt feuerspeiender Berge, wenn sie nicht durch das Einstürzen des Kraters entstellt sind. Mit seinem Silbergewande immerwährenden Schnees sich in die Wolken erhebend, ward er weit und breit gesehen in den ausgedehnten Ebenen von Mexiko und Puebla, als der erste Gegenstand, welchen die aufgehende Sonne begrüßte, und als der letzte, auf den die Abendstrahlen einen glänzenden Schimmer warfen, der auffallend abstach gegen die öde Wüste

*) Die Höhe des Popocatepetl, der in neuester Zeit, seit Glennie (1827), häufig bestiegen worden ist, wird sehr verschieden angegeben; Humboldt's trigonometrische Messung, im Jahre 1804, ergab 16,632 Par. Fuß, Glennie's Barometermessung, im Jahre 1827, 17,884 engl. oder 16,837 Par. Fuß; Heller (1857) berechnet als Durchschnittszahl der früheren Messungen 16,650 Par. Fuß, wogegen die neueste Messung von Sonntag, welcher den Popocatepetl im Januar 1857 bestieg, 16,702 Par. Fuß angiebt. — Der Iztaccihuatl ist nach Humboldt's Messung nur 14,736 Par. Fuß hoch.

von Sand und Lava, unmittelbar darunter und den dunkeln Rand von Trauerpinien, die seinen Fuß bedeckten.

Der geheimnißvolle Schrecken, der an dem Orte haftete, und die unzähmbare Lust zu Abenteuern machte einige von den spanischen Rittern begierig, die Besteigung zu versuchen, deren Gelingen zu überleben die Eingebornen für unmöglich erklärten. Cortez ermuthigte sie zu dem Vorhaben, da er den Indianern gern zeigen wollte, daß kein Unternehmen die Furchtlosigkeit seiner Anhänger abschrecke. Einer seiner Hauptleute, Diego Ordaz, mit neun Spaniern und einigen durch das Beispiel der Ersteren ermuthigten Tlascalteken, unternahmen daher die Besteigung. Sie bot größere Schwierigkeiten dar, als man erwartet hatte.

Die niedrigere Gegend war mit einem Walde bedeckt, und so dicht verflochten, daß er an einigen Stellen kaum zu durchdringen war. Er wurde indeß lichter, je weiter sie vordrangen, und ging allmälig in einzeln stehendes, dürres Gehölz über, bis auch dies in einer Höhe von etwa 13,000 Fuß gänzlich verschwand. Die Indianer, die bis so weit ausgehalten hatten, verließen sie jetzt, von den fremdartigen unterirdischen Tönen des Vulkans furchtsam gemacht, der sich eben im brennenden Zustande befand. Der Weg öffnete sich jetzt auf eine schwarze Oberfläche von glasartigem, vulkanischem Sande und Lava, deren zerbrochene Stücke in ihrem siedenden Sturze zu tausend wunderlichen Formen erstarrt, ihrem weiteren Vorschreiten fortwährende Hindernisse entgegenstellten. Unter diesen erhob sich ein ungeheurer Felsblock, der Pico de Fraile, den man schon von unten sehen konnte, zu einer gerade aufsteigenden Höhe von hundert und funfzig Fuß, wodurch sie genöthigt wurden, einen großen Umweg zu machen. Sie gelangten nun

bald zu den Grenzen des ewigen Schnees, wo sich ihnen neue Hindernisse entgegenstellten, da das trügerische Eis ein festes Auftreten verhinderte, und ein falscher Tritt sie in die gefrornen Klüfte stürzen konnte, die sie ringsumher angähnten. Zur Vermehrung ihrer Leiden wurde das Athmen in diesen hohen Gegenden so schwer, daß jede Anstrengung von heftigen Schmerzen in Kopf und Gliedern begleitet war. Dennoch drangen sie weiter vor, bis in der Nähe des Kraters eine solche Menge Rauch, Funken und Asche aus den brennenden Eingeweiden desselben emporgeschleudert und längs der Seitenwände des Berges getrieben ward, daß sie fast davon erstickten und erblindeten. Dies war selbst für ihre abgehärteten Körper zu viel, und wie sehr sie auch widerstrebten, sahen sie sich doch genöthigt, den Versuch, der dem Gelingen so nahe war, aufzugeben.

Sie brachten einige ungeheure Eiszapfen mit zurück, — ein merkwürdiger Anblick in diesen Wendekreisgegenden — als ein Siegeszeichen ihrer That, welche, wenn auch nicht vollständig gelungen, doch hinreichend war, das Gemüth der Eingebornen mit Bewunderung zu erfüllen, indem sie zeigte, daß für Spanier die abschreckendsten und geheimnißvollsten Gefahren nur ein Zeitvertreib seien. Das Unternehmen war höchst bezeichnend für den kühnen Muth des Ritters damaliger Zeit, der, nicht zufrieden mit den Gefahren, welche ihm auf seinem Wege begegneten, sie aus donquixotischer Liebe zu Abenteuern aufzusuchen schien. Der Vorfall wurde dem Kaiser Karl V. berichtet, worauf die Familie Ordaz die Erlaubniß erhielt, die Handlung dadurch zu verewigen, daß sie einen brennenden Berg in ihrem Wappen aufnahm.

Der Befehlshaber war nicht befriedigt von dem Erfolge.

Zwei Jahre nachher sandte er eine andere Gesellschaft hinauf, unter Franzisco Montaño, einem Ritter von fester Entschlossenheit. Er bezweckte dadurch, Schwefel zur Bereitung von Schießpulver für das Heer zu bekommen. Der Berg war zu der Zeit ruhig, und die Unternehmung hatte einen besseren Erfolg. Die Spanier, fünf an der Zahl, kletterten bis zum Rande des Kraters hinauf, der an seiner Mündung einen regelmäßigen Langkreis, über eine Legua im Umfang, bildete. Die Tiefe mochte achthundert bis tausend Fuß betragen. Eine düstere Flamme brannte trübe auf dem Grunde, und sandte einen Schwefeldampf empor, der im Aufsteigen erkaltend, an den Seiten der Höhlung niedergeschlagen wurde. Die Gesellschaft looste unter sich, und das Loos traf Montaño selbst, in einem Korbe in den gräßlichen Schlund zu steigen, in welchen er von seinen Gefährten bis zu einer Tiefe von vierhundert Fuß hinabgelassen ward! Dies wurde mehrere Male wiederholt, bis der kühne Ritter eine hinreichende Menge Schwefel zum Bedarf des Heeres beisammen hatte. Dies wagliche Unternehmen erregte zu damaliger Zeit allgemeine Bewunderung. Cortez schließt in seinem Bericht darüber an den Kaiser mit der vernünftigen Betrachtung, daß es im Ganzen weniger beschwerlich sein würde, ihr Pulver aus Spanien zu beziehen.*)

(1852.)

Die Gesellschaft, erzählt ein Maler, Herr Frank Kellot, bestand aus zwei benachbarten Gutsbesitzern, den Herren Corchado und Munez, drei Damen und mir selbst. Wir waren

*) Humboldt bezweifelt jedoch, daß Montaño wirklich in den Krater hinabgestiegen sei und hält es für wahrscheinlicher, daß er den Schwefel durch irgend eine Seitenspalte des Berges erhalten habe.

alle zu Pferde, und sechszehn Indianer waren frühmorgens zu Fuß vorangeschickt worden, mit den Gegenständen, die dazu erforderlich sind, die Reise sicher und angenehm zu machen. Heiteren Muthes ging es den Maulthierpfad hinauf, der zum Berg-Rancho Zacopolco, einem der höchsten bewohnten Punkte der Erde, führt. Der aus vulkanischem Schlamm bestehende Boden erzeugt so üppiges Gras, daß man fast an der Grenze des Baumwuchses eine Melkerei (lecheria) angelegt hat, wo das Vieh des Nachts Obdach findet. Nachdem wir uns im Rancho erfrischt hatten, verfolgten wir den Pfad weiter, der uns durch eine verworrene Masse von Bäumen und Pflanzen und zwischen Schluchten hindurchführte, deren Abhänge mit Fichten bedeckt waren. Das Holz wurde immer kleiner und verkrüppelter, je weiter wir vorschritten, bis die Fichten in der Höhe von 12,544 engl. (11,890 Par.) Fuß ganz verschwanden. Noch etwas weiter und wir waren in einer Höhe von 12,693 engl. (12,043 Par.) Fuß an der Grenze aller Vegetation angelangt. Nachdem wir etwa eine Legua über weichen Sand, mit scharfen Steinen vermischt, geritten, mußten zwölf unserer Indianer und unsere Pferde zurückbleiben. Von diesem Punkte aus setzten wir mit den noch übrigen Dienern den Weg zu Fuße fort.

Wir waren nur eine kurze Strecke weiter gegangen, als zwei von unseren schönen Reisegefährtinnen gleichfalls marode wurden, und wir schickten sie mit den Pferden und den erschöpften Dienern nach dem Rancho zurück, denn wir durften jetzt nicht zögern, wenn wir den Gipfel des Berges noch heute erreichen wollten. Die dritte Dame schritt muthig voran und hätte wahrscheinlich die Ehre genossen, die erste Frau zu sein, welche jemals den Popocatepetl erstiegen, wäre sie nur nicht

unglücklicherweise zu wenig darauf bedacht gewesen, ihr Kostüm zweckmäßig einzurichten. Statt der Beinkleider oder Bloomers hatte sie nur einen doppelten Unterrock angelegt, um sich gegen die Kälte zu schützen, und als sie noch 3000 Fuß über vulkanischen Sand und lose Steine geklettert war, mußte sie, von den Strapazen und dem Schmerz der durch häufiges Fallen verursachten Quetschungen überwunden, ermattet anhalten.

Das Unternehmen war auch für uns Männer höchst beschwerlich, und für sie wäre es unklug gewesen, weiter zu gehen, da die Eiszapfen, welche wie spitzige Nägel aus den Felsklüften emporragen, und zwischen welchen man sich vorsichtig durchwinden muß, ihr ebenso große Hindernisse bereitet hätten, als der Sand und die Steine.

Wir hatten daher keine Wahl, als ihr von ferneren Versuchen abzurathen und sie der Hülfe dreier anderer marode gewordener Indianer anzuvertrauen, die sie den Berg hinabgeleiten sollten. Zum Unglück hatte einer dieser letzten Indianer alle unsere Chokolade bei sich, welches Getränk für eine Gesellschaft, die einen hohen Berg ersteigt, unentbehrlich ist. Ohne diesen Verlust zu ahnen, setzten wir unsern Weg fort, bis es zu spät war, ihm abzuhelfen. Der Basaltfelsen, den wir jetzt erreichten, war mit den eben erwähnten Eiszapfen bedeckt, und es war keine leichte Arbeit, die Füße zwischen sie zu setzen und sich mit den eisenbeschlagenen Stöcken festzuhalten, während der Schwindel, den das Hinabblicken auf die Welt, die wir unter uns gelassen, hervorrief, die Beschwerden unseres Marsches vermehrte.

Um unsere Aufmerksamkeit von den eigenen Mühseligkeiten abzulenken, erzählte uns Herr Corchado eine Geschichte von sechs seiner Arbeiter, welche es versuchten, den Berg wäh-

rend der Nacht herabzusteigen. Jeder von ihnen trug einen Korb mit gestohlenem Schwefel auf dem Kopfe. Am Tage nach ihrem unvorsichtigen und strafbaren Unternehmen fand man ihre erstarrten Körper in einer Lage, welche die Ursache ihres Todes klar machte. Steif vor Kälte und durch ihre schwere Last am Gehen verhindert, waren sie in der Dunkelheit fehlgetreten und auf das scharfe Eis gefallen. Dem Einen war die Backe durchstochen, und auf den Leichen der Anderen zeigten sich verschiedene Wunden und Beulen. Die Geschichte dieser Unglücklichen war nicht geeignet, uns sehr angenehme Betrachtungen einzuflößen, im Fall das Wetter sich ändern sollte, während wir noch auf dem Berge waren.

Den Basaltfelsen hinauf, der in einer Höhe von 16,895 Fuß beginnt, klommen wir mit großer Anstrengung bis zum Abend weiter, wo wir an jenen ungeheuren, gähnenden Abgrund, den Krater, kamen. Die Mündung desselben hat etwa drei (englische) Meilen im Umfang und ist von sehr unregelmäßiger Form. Wir stiegen in sie hinein und gelangten bald zu dem Hause, wo wir unser Nachtquartier aufschlagen sollten. Dieses Haus ist eine Merkwürdigkeit in seiner Art, da es nicht wie andere Häuser gebaut ist und gebaut werden konnte, wenn man die Verdünnung der Luft in dieser Höhe von 17,125 Fuß und die Unmöglichkeit, in einem geschlossenen Raume genug Sauerstoff zur Unterhaltung eines Feuers zu finden, berücksichtigte. Es wurde ihm daher die Gestalt eines Miniatur-Vulkans gegeben; das Haus ist von außen und von innen mit einer runden Mauer versehen, wovon die äußere nach innen, und die innere, die auf Säulen ruht, nach außen abschüssig ist, bis sie sich beide begegnen.

Im offenen Hofe, in der Mitte des Gebäudes, ward ein

Feuer angezündet und die Gesellschaft nahm unter dem Bogen Platz, um sich zu wärmen. Während der Nacht aber, die wir dort verbrachten, schlug der widerspenstige Rauch dieselbe Richtung ein, wie die erhitzte Luft und füllte das Gemach bis zum Ersticken, so daß, trotz der von Herrn Corchado für die Bequemlichkeit seiner Gäste getroffenen Anstalten, unsere Lage eine höchst unangenehme war. Der Abglanz der von dem Schnee zurückgeworfenen Sonnenstrahlen hatte unsere Augen, trotz der grünen Schleier, die wir trugen, mit einem Nebel bedeckt; wir empfanden in dieser schwindelnden Höhe eine Neigung zum Erbrechen, und obwohl mit allen möglichen eß- und trinkbaren Gegenständen versehen, begehrte unser Magen nur nach Chokolade, die wir nicht bekommen konnten. Mit schwerem Haupte und müden Gliedern legten wir uns in dem dicken Rauch nieder und versuchten zu schlafen.

Der Morgen kam uns zu Hülfe und entfernte den Nebel, der sich über unsere Augen gebreitet hatte. Wir blickten hinauf zu dem Gipfel des Berges über uns und hinab in den furchtbaren Abgrund, in den wir niedersteigen sollten. Wir konnten weder Kaffee trinken, noch Frühstück essen und waren daher bald reisefertig. Einen schmalen Fußsteig verfolgend, erreichten wir einen Vorsprung, wo wir uns in einen Tragekorb setzten und mit einer Winde 50 Fuß oder mehr bis zu einer Felsenwand niedergelassen wurden, längs der wir nach einer zweiten Winde und einem zweiten Korbe hinkletterten und eine noch gefährlichere Fahrt begannen, da wir frei in der Luft schwebten, ohne uns an etwas festhalten zu können, während wir in die Oeffnung eines jener gähnenden Schlünde hineinfuhren, die man die Luftlöcher des Kraters nennt.

Sie führen diesen Namen von der frischen Luft, die sie

ausströmen und dem dumpfen Getöse, welches stets aus ihnen hervorschallt. Wir machten die Augen zu und klammerten uns fest an das Tau, als wir in der Luft um und um gedreht wurden, bis wir eine zweite Station, etwa 50 Fuß niedriger, erreichten. Von diesem Punkte aus kletterten wir, so gut es anging, hinunter und gelangten endlich zu dem Ort, wo die Arbeiter damit beschäftigt waren, die Kohlen auszugraben, aus denen der Schwefel gewonnen wird.

Wir nahmen keine Messung innerhalb des Kraters vor, und die Höhen und Entfernungen können daher nicht in Zahlen angegeben werden. Das Ganze ist jedoch nach einem so großartigen Maßstabe angelegt, daß Pluto hier neue Donnerkeile schmieden und Milton's Satan sich in dem Schwefelpfuhl baden könnte. Alles schien seltsam und schauerlich-majestätisch. Wir krochen in mehrere der Luftlöcher hinein, aber nichts war zu bemerken, als „sichtbare Finsterniß". Die Seiten und der Fußboden waren durch die geschmolzene Masse, die sich im Durchströmen abkühlt, spiegelglatt geworden, und ohne die Stricke, die uns um den Leib gebunden waren, hätten wir leicht straucheln und in einen bodenlosen Abgrund fallen können.

Es schien uns beinahe, als ob wir in dem rauschenden Luftstrome die Klagen verlorener Seelen in dem ungeheuren Schwefelsee zu unseren Füßen vernähmen. Der Schall der hineingeworfenen Steine verlor sich in der Entfernung, wenn sie nicht auf einen hervorspringenden Felsen stießen und von einer Spitze zur anderen abprallten. Es war furchtbar, die tiefe Finsterniß zu betrachten, die sich um den Abgrund lagerte, der gleichsam den Eingang zu den infernalischen Regionen bildet. Welch entsetzliches Schauspiel mußte es aber gewähren,

als jedes dieser „Luftlöcher" flüssiges Feuer und Schwefel in den Kessel hineinschleuderte, in welchem wir standen, und welch unermeßlichen Umfang muß das Schwefelmeer haben, das durch sein Austreten dergleichen Oeffnungen anfüllt!

Wenden wir uns von großen zu kleinen Dingen — zum Leben der Arbeiter, die in dem Vulkan arbeiten, essen und häufig auch schlafen. Einige graben Schwefel aus und laden ihn in Körbe, welche andere auf ihrem Kopfe die Wand des Kraters hinauftragen. Noch andere, die sich außer Gesicht weit oben auf dem Berge befinden, arbeiten an den Oefen, wenn das Wetter klar ist und keine Wolke sich vor die Sonne lagert, da man nur bei einem solchen Stande der Atmosphäre auf dem Gipfel des Berges arbeiten und Lasten nach der Hacienda tragen kann. Ist das Wetter schön, so sind die Operationen in vollem Gange und es wird ein bedeutender Gewinn erzielt, indem man Schwefel zur Fabrikation von Schwefelsäure liefert.

Wir sind noch einmal auf dem Gipfel des Berges, und da uns das Gesicht, welches wir beim Erklimmen desselben einbüßten, wiedergegeben ist, so nehmen wir die unter uns liegende Welt in Augenschein. Gegen Westen blickend, glüht Alles im Lichte der aufgehenden Sonne, außer wo der Berg seinen Riesenschatten selbst über das Thal von Toluca hinauswirft. Wie seltsam verkleinert zeigen sich uns alle wohlbekannten Gegenstände! Die Reinheit der Atmosphäre hat die Wirkung, daß die entferntesten Punkte sich uns in großer Deutlichkeit vorstellen, aber nicht in ihrer natürlichen Größe, da der Gesichtswinkel unverändert bleibt. Die Dörfer des Tafellandes erscheinen als Pygmäendörfer, von Pygmäen bewohnt, von zwerghaftem Vieh umgeben und mit Däumlingsoldaten garnisonirt. Durch eine optische Täuschung sehen wir

ein wahres Lilliput vor uns. Hätte Swift die Höhe besteigen können, auf der wir standen, so würde er die Verwirklichung des Bildes erblickt haben, das seine Phantasie malte. Er hätte die Kriegsschaaren Lilliputs zum Trommelschlage in martialischer Ordnung einhermarschiren gesehen.

Ein ebenso merkwürdiges Schauspiel bietet sich dar, wenn man um den Berg herumgeht und von seiner steilsten Seite, wo es kein Tafelland gibt, in die Tierra caliente, das heiße Land, hinabsieht. Die Entfernung ist so groß, der Abhang so steil, daß ein des Kletterns nicht gewohnter Reisender von einem Gefühl des Schwindels befallen wird. Wenn man bis zu dem äußersten Gipfel des Berges, 250 Fuß über der Oeffnung des Kraters, steigt, hat man einen noch viel weiteren Gesichtskreis; aber es ist dies eine Höhe, auf der es Wenige gelüsten wird, lange zu verweilen, oder sie zum zweitenmale zu erklimmen.

Um das Jahr 1850 hatte Corchado, ein thätiger und unternehmender Weißer, sich das Vertrauen der Indianer am Fuße des Berges erworben, die ihn einluden, sie auf einer ihrer Expeditionen nach dem Vulkan, die in der letzten Zeit ziemlich oft stattgefunden, zu begleiten. Es war dies ein Vorschlag, der seinem unternehmenden Charakter ganz zusagte, und am bestimmten Tage erschien er demnach bei dem Rendezvous, mit einem Tau, einem Stück Segeltuch und einer eisernen Stange versehen. So ausgerüstet, machte sich die Gesellschaft, und zwar eine zahlreiche, zur Ersteigung des Berges auf; aber Einer nach dem Andern mußte zurückbleiben, bis nur Corchado und ein einziger Indianer an der Mündung des Kraters anlangten. Hier fiel Corchado, von Ermüdung und Blutverlust überwältigt, in Ohnmacht, und der Indianer, der keinen

anderen Rath wußte, deckte ihn mit dem Segeltuch zu und eilte den Berg hinunter nach Hülfe. In kurzer Zeit kam der Ohnmächtige unter dem Segeltuch zu sich und schleppte sich aus seiner gefährlichen Lage in den Krater hinein, um nicht draußen vor Kälte umzukommen. Er stieg bis zum Felsenvorsprung hinab, und in den Abgrund niederblickend, fühlte er sich durch die Atmosphäre des Berges so erfrischt, daß er die Eisenstange, das Segeltuch und das Tau nach sich zog, entschlossen, die Nacht in der Tiefe des Kraters zuzubringen. Kaum hatte er die Stange und das Tau befestigt, als seine ihm zu Hülfe eilenden Gefährten anlangten und Alle an dem Tau nach einem Punkte hinabstiegen, wo sie die Nacht in Sicherheit verbrachten.

Auf der Rückkehr sammelte Corchado einige von den Schlacken und brachte sie nach Puebla, wo sich dieselben als in so hohem Grade schwefelhaltig erwiesen, daß sie die Anzeige der Entdeckung einer Schwefelgrube rechtfertigten. Es wurde in Puebla ein hinlängliches Kapital unterzeichnet, um einen einfachen Apparat aufzustellen, mittelst dessen man die Grube mit ansehnlichem Gewinn ausbeutete. Wegen eines Processes, in den die Unternehmer verwickelt worden, hat man jedoch bisher (1852) keinen Versuch machen können, den Felsen zu durchstechen oder einen etwaigen Ausgang durch eine Ritze oder Oeffnung zu erforschen. Der zu dem Krater führende Pfad wurde indeß in guten Stand gesetzt und ein Besuch in den Schwefelgruben gilt nunmehr für ein völlig gefahrloses Unternehmen.

Obgleich der Popocatepetl beständig brennt, so hat er dennoch seit Jahrhunderten nur Asche und Rauch ausgeworfen. Man sieht den letzteren aber nur in der Nähe des Vulkans

zwischen vier und sechs Uhr Abends, am deutlichsten bei Sonnenuntergange. Am stärksten sind diese Ausbrüche im Monat Mai. Der ganze Berg erscheint dann, wahrscheinlich in Folge der Schwefeldämpfe, in einem gelblichen Lichte.

Den Bewohnern der umliegenden Orte dient der Vulkan als Wetterprophet. Wenn bei Sonnenuntergang ein schwarzer Rauch aufsteigt, der sich zu dicken nach Norden geneigten Wolken verdichtet, so hat man Regen zu erwarten. Ist der Rauch aber nach Süden geneigt, so giebt es Kälte und Reif. Eine gerade aufsteigende Rauchsäule deutet auf Wind oder Erdbeben. Zwei bis drei Stunden vor dem Ausbruch eines Sturmes in der Ebene von Tetimpa sieht man Sand und Bimsstein stoßweise dem Krater entsteigen.

Der Gipfel des Popocatepetl ist gleich dem des Iztaccihuatl mit ewigem Schnee bedeckt, der sich besonders nach Norden, gekühlt durch den Schnee seines Nachbarberges, noch weiter hinabzieht als gegen Süden und Südosten, wo sich die Schneelinie oft bis auf tausend Fuß von der Spitze hinaufzieht. Zuweilen kommt es vor — namentlich in den Monaten December und Januar — daß über Nacht gefallener Schnee den ganzen niedrigen Gebirgszug zwischen dem Popocatepetl und dem Iztaccihuatl bedeckt und beide Gipfel durch eine Schneelinie verbunden sind.

Wenn die beiden Riesenberge mit ihren weißen Abhängen gegen Abend durch die gebrochenen Strahlen der untergehenden Sonne in einer rosenrothen Beleuchtung erglänzen, so bietet sich den Bewohnern des nur sieben deutsche Meilen entfernten Mexiko's eines der prachtvollsten Schauspiele der Welt dar.

V.

Culturpioniere im Westen von Nordamerika.

Am obern Missouri, wo über die Prairien der monatlange Weg nach fernen Gebirgen und Küstenländern zieht, steht ein Wegweiser an einem Scheidewege, auf dem einen Arm ist zu lesen: Nach Mexiko; — der andere zeigt: Nach Kalifornien. Gerade wie bei uns von Dorf zu Dorf, zeigt der hölzerne Wegweiser naiv in die unermeßlichen Prairien hinein. „Da hinein geht's! Nur die Richtung brauchen wir, das Durchfinden ist unsere Sache," so denkt dies kühne Volk, das sich fort und fort in ungezählten Schaaren in die Prairien und Wälder ergießt. Die Leute gehn vielleicht ein paar Tagreisen in der Irre, was schadet's viel, sie finden sich doch wieder zurecht, eine trockene Stelle zum Schlafen giebt es überall, und wenn das Mehlfäßchen leer geworden und verbrannt wird, so schafft die Büchse neuen Mundvorrath herbei.

Ihr Leben ist Mühsal und Entbehrung und der Gewinn rinnt auch bald wieder durch die Finger, — aber die köstliche Freiheit dauert. Jede Schaar macht sich ihre eigenen Gesetze, und wer nicht einstimmt, trennt sich ohne weiteres von den Andern. Die Welt ist ja ringsum offen für ihn und seine Zuversicht ist ebenso grenzenlos. Das freie Schweifen in eigenthumslosen Gegenden, das ewige Rauschen von Wind und Wald, der ungehemmte Blick weit über die offene Prairie, das lebendige Wasser, das man durchschreitet, das aufspringende Wild, die einfache Kost, gewürzt durch Hunger und

Gesundheit, das täglich feurigere innere Kraftgefühl und die blühende Einsamkeit bei Tage und die friedliche Stille am Nachtfeuer, wenn hoch oben die Sterne unermeßliche Räume durchblitzen, — wer an diese Reize einmal gewöhnt ist, den locken sie immer wieder, so lange das Mark in den Knochen noch nicht taub geworden.

Und wie leicht gewöhnt man sich daran! Man braucht nicht die angeborne Nomadennatur der Amerikaner zu haben, die Natur des Landes erzeugt von selbst den indianischen Hang zum Schweifen und zum Wechseln der Augenweide. Das Land ist so groß, so weit, so einförmig, — der Mensch erscheint sich wie eine Welle, welche dahinfährt auf dem Ocean der Prairien, — wie ein spielendes Blatt im endlosen Waldgewoge. Auf keiner Stelle mag er haften mit Liebe und mit Haß. „So wenig der Fisch", sagt ein alter Spruch der Vorsiedler, „zu hemmen ist, hinabzuschwimmen, bis er in das Meer kommt, so wenig ist der Vorsiedler zu hemmen, sich in die Wälder und Prairien des Mississippi zu stürzen, bis er zu seinen Quellen gelangt." Die Quellen des Mississippi sind nun freilich bald von den Ansiedlern erreicht und schon werden die Länder selbst am stillen Ocean nach allen Richtungen durchmessen und besiedelt und bald ist kein unbewohnter Raum mehr, der sich mit ausschweifenden Hoffnungen bevölkern läßt, als die Striche zwischen den Felsengebirgen und den Grenzen der westlichen Staaten. Der „ferne Westen" ist immer weiter westwärts gewandert, je mehr Landstriche neu besiedelt und zu den schon bestehenden Staaten hinzugeschlagen werden. Allein noch immer ist in der Phantasie der Amerikaner der „ferne Westen" etwas Unermeßliches, ein Zauberwort, dessen Anziehungskraft schwer zu widerstehen.

So lange es noch herrenlose Gebiete giebt, wo die Natur

dem Menschen zuruft: Komm' und nimm, was ich bringe, so lange wandert die Beutelust durch die Wildnisse. Und wenn all das Volk, das jenseits der letzten Ansiedelungen streift und wirthschaftet, mit einem Schlage zu Boden sänke, so würden die amerikanischen Städte und die europäische Einwanderung wieder genug junges Volk in die Einöden schicken, Leute, die sich für zu gut halten oder zu wenig verstehen, um in den Unternehmungen der Rowdies oder verwegener Speculanten jene Jagd- und Beutelust zu befriedigen, welche unbezähmbar in allem erwacht, das den amerikanischen Boden betritt. Die Pioniere der Civilisation verlegen die Schauplätze ihrer Thätigkeit immer weiter, je weiter die Civilisation selbst ihnen nachrückt; allein sie haben noch jetzt ganz dieselben Ansichten und Neigungen, Gesetze und Gebräuche und gliedern sich noch jetzt in dieselben Klassen und Gruppen, wie ihre Vorfahren vor zwei- und dreihundert Jahren.

Da ist zuerst der Ansiedler, der Hinterwäldler. Er will das Land, ohne es zu kaufen. Ihn lockt die grüne Einsamkeit, in welche er das Gold des Korns einsäen will. Fette Gründe sucht er im wilden Wald und Wiesengrund, wo der Mais gedeihen kann, und ein Flüßchen, das Wasser und die Hoffnung zur Errichtung einer Sägemühle giebt. Da baut er ein Hüttchen aus rohen Baumstämmen, deren Fugen er dürftig mit Moos und Lehm ausstopft, und ackert und jagt ein paar Jahre in ungestörter Einsamkeit, bis der erste Fremdling kommt, der Land kaufen will. Dann leidet es ihn nicht mehr, er bietet die Frucht seiner mehrjährigen Arbeit für ein paar hundert Dollars aus und verfolgt jeden, der in seine Nähe kommt, bis er seine Stätte losgeschlagen hat. Der andere Morgen schon sieht ihn beschäftigt, seine Habe auf den kleinen

Wagen zu bringen und seine paar Stück Vieh zusammenzutreiben, und sein nächster Nachbar erfährt seinen Abzug erst, wenn er bereits funfzig Meilen weiter westlich nach einem andern Platze sucht. Diese Waldsiedler können nicht mehr anders; wo das Thier geboren ist, da will es leben. Es steckt in dem Menschen ein eigenthümlicher Hang, in die wilde Natur sich von neuem zu vertiefen. Die Civilisation zerstört diese Neigung und Fähigkeit; ist aber der Mensch einmal Jahre lang in der Wildniß und Einsamkeit, so gewinnt sie wieder Macht über ihn. Er acclimatisirt sich nicht mehr in der Geselligkeit, gleichwie dem Beduinen nur leicht und wohl ist im brennenden Sand und in der Freiheit der Wüste, weil die Natur seines Geistes und Körpers sich unzerstörbar danach gerichtet und gebildet hat. Gegen seines Gleichen verhält sich der amerikanische Waldsiedler abgewendet und schweigsam, wie erstarrt und verhärtet in seinem Innern und zurückgezogen auf seine eigene Kraft, auf die Kraft seines Armes, die Verschlagenheit seines Geistes und die Sicherheit seiner Büchse, deren Kugel jedes Eichhörnchen, das er vom hohen Baume haben will, so geschickt zwischen Ast und Fell streift, daß das Thierchen betäubt, jedoch unverletzt ihm in die Hände fällt.

Ein unstätes und unruhiges Volk sind die Metallgräber. Mit unsern Berg- und Hüttenleuten kann man sie gar nicht vergleichen, nicht allein, weil sie nicht arbeiten im Schooße der Berge, sondern weil sie vom kunstmäßigen Bergbau und Hüttenbetriebe keine Ahnung haben. Sie wühlen bloß nach Metall, das sich leicht losreißen und verwerthen läßt, in den Hügeln, Bächen und dem aufgeschwemmten Lande. Ihre höchst einfachen Geräthschaften und Handgriffe lassen sich in einem Vormittag auslernen, ihre ganze Wissenschaft könnten sie in einer



Culturpioniere im Westen von Nordamerika.

Viertelstunde vortragen, wenn sie wirklich dieselbe einem Andern vertrauen wollten. Denn das Hauptstück dieser Wissenschaft besteht in der Kenntniß ergiebiger Plätze und in der Kenntniß der Anzeichen, durch welche sich jene guten Plätze schon an der Oberfläche der Erde kundgeben. Von diesem Wissen verräth aber der Eine dem Andern nur so viel, als durchaus nöthig ist, um Mitarbeiter anzuziehen und durch ihre Hilfe zu gewinnen. Gold, Kupfer, Blei, — der Reichthum daran, der fast offen zu Tage liegt, ist ungeheuer; ihn auszubeuten ergießen sich die Metallgräber in großen und kleinen Schaaren über die Gegenden am obern Mississippi, an den oberen Seen in Kalifornien. Mancher Goldwäscher wandert einsam die Bachgerinne in den kalifornischen Bergen hinauf, manches Bleigräberpaar bleibt für sich allein wochenlang draußen zwischen den Hügeln in Jowa und Illinois. Wo ihrer mehrere beisammen arbeiten, fehlt nie unter ihren Blockhütten der Laden des Händlers, und dieser zieht den Hauptgewinn ihrer Arbeit. Denn ihr einförmiges, schmutziges Tagwerk macht, daß sie sich gern dem Trunk und wilder Fröhlichkeit ergeben, und der Zufall, dem ihre Arbeit ausgesetzt ist, ob sie nämlich reiches Metall finden oder nicht, befördert in ihnen den Hang zum tollen Wagen und Spielen. Trunksucht und Spielsucht aber haben stets die dritte Schwester, die Raufsucht im Gefolge, die Streitigkeiten unter den Metallgräbern hören nie auf, und endigen jenseits der Staaten, entweder mit einem Lynchgericht, das kaltblütig einen Menschen vom Leben zum Tode bringt, oder wenn die Parteien sich die Waage halten, mit blutigen Gefechten, bis die besiegte Partei verdrängt ist.

Weiter als die Metallgräber wandern die Holzfäller. Es sind die stolzen Baumriesen, denen sie nachgehen, die großen

und kleinen Flüsse hinauf und von diesen das Geäder entlang der Bäche, See'n und Seedurchlasse. Dort spiegeln sich in den einsamen Gewässern, deren Rand nur des Wildes und des Jägers Fuß berührt, die schönen stolzen Bäume, welche die Natur zum unvergänglichen grünen Schmuck der Wildnisse geschaffen zu haben scheint. Der Mensch jedoch trachtet ihnen nach, er braucht sie zu seinen Schiffen und Wohnungen- und Gewerbsbauten. Sie einzeln aus den Wäldern in der Nähe der Ansiedlungen zu holen, würde weder Zeit noch Arbeit lohnen, weil in Dickicht und Morästen an Wege nicht zu denken ist. Man sucht und fällt die Bäume nur, wo sie in das fließende Gewässer hinabstürzen und auf diesem leicht, wenn auch fernher in die Städte geführt werden. Ein Unternehmer, der dazu hinlänglich Kapital besitzt, miethet ein oder zwei Dutzend Leute, steigt mit ihnen, wenn das Eis noch an den Bäumen hängt, einen Fluß oder See hinauf in die Wälder, sein Boot ist beladen mit Mehl-, Speck- und Whiskyfässern, mit Sägen und Bettdecken und Kochgeräth. Am geeigneten Platze werden rasch ein paar Blockhütten und eine Sägemühle errichtet und sofort und unausgesetzt mäht die Axt rings in die Wälder hinein, die schönsten Bäume fallen, werden zur Sägemühle geschleppt, in Bretter zerschnitten und diese zum Floß zusammengefügt. Floß auf Floß geht den Fluß hinunter, bis die Gegend aller stolzen Bäume beraubt ist und man den ausgelichteten Platz verläßt, um andere Waldstellen aufzusuchen, wo noch eine Fülle kräftigen Baumwuchses gedrängt steht.

Unregelmäßiger, kühner und gefahrvoller ist das Gewerbe jener Holzfäller, welche auf eigene Hand in die Wälder eindringen. Eine kleine Schaar thut sich zusammen, führt auf

einem Flüßchen herauf im leichten Birkenkahn Aexte und Büchsen, Schieß- und Mundvorrath, einen Schleifstein, Kochgeschirr und für jeden Mann zur Nacht eine Wolldecke oder Büffelhaut. Die Männer am Ufer ziehen oder tragen das Fahrzeug über die Stellen von steinigem Gefälle. Was am Ufer steht von prächtigen Bäumen, wird niedergehauen, die herrlichen Eichen-, Wallnuß- und Hickory-Bäume, nicht minder ein und der andere stahlharte Eisenholzbaum. Vor allen aber ist es die Ceder, nach der man ausschaut. Mit königlichem Wuchse erhebt sie sich auf den felsigen Abhängen, oft so hoch am steilen, nackten Gestein, daß sie aller Angreifer spottet. Allein diese kühnen Gesellen klimmen hinauf, auf schmalem Grate fußend schwingen sie die Wucht der Aexte — und alsbald neigt sich der edle Baum und schießt krachend und rauschend nieder und den Abhang hinab. Nicht selten wenn einer Hirsche oder Bären entdeckt hat, wirft alles die Aexte weg und stürzt fort mit gespannten Büchsen. Dann kracht es durch die Waldeinsamkeit von Schüssen und wildem Halloh, und am Abendfeuer, an welchem die köstlichen Fettstücke des erlegten Wildes braten, macht dann das Whiskyfäßchen und Gesang und Gelächter die Runde.

Man ist auch nicht lange auf dem Anstande, wenn eine Streifschaar von andern Holzfällern in's Gehäge fällt und behauptet, sie hätten den Cedernplatz eher entdeckt und durch Anhauen von ihm Besitz ergriffen. Da wird nicht viel unterhandelt, sondern die Büchsen krachen auf Menschenwild. Mit Indianern werden noch weniger Umstände gemacht. Wollen sie nicht gutwillig weichen, wo man auf einen Trupp stößt, so erfolgen regelmäßig Diebstahlsanschuldigungen, Angriffe und Gefechte. Es kommt auch vor, daß im Eifer des Cedernsuchens

die Holzfäller sich zu weit in die Wildnisse versteigen. Dann geht der Mundvorrath aus, die Kleider reißen vom Leibe und wochenlang müssen die Männer um ihr Leben mit dem Hunger und den Schrecken der Wildniß kämpfen. Sobald aber die hinlängliche Anzahl Bäume gefällt und zu Stämmen behauen, werden sie dutzendweise verknüpft und den Fluß hinunter geflößt. Kommt tieferes Wasser, so zimmert man aus dem Ganzen das große Floß, und fröhlich, jedoch unter tausend neuen Gefahren und Mühseligkeiten, fahren die Männer den Strom hinunter, bis sie vor einem Hauptplatze des Holzhandels anlegen und ihren den Wäldern abgejagten Raub für ein paar tausend Dollar verkaufen. Zu Zeiten, wenn sie lange und tief in den Wäldern gewesen sind, bringen sie auf dem Floß auch junge Bären, Bärenschinken und Fäßchen voll Honig mit. Kaum aber ist das Geld im Beutel, so stürzen sie jubelnd zu Saufgelagen und Spiel, wie der Matrose in den Hafenstädten und wie all das andere Volk es macht, das seinen Gewinn aus den Wildnissen holt.

Die ärmlichste Klasse der Holzfäller bilden diejenigen, welche sich an den großen Strömen einen Platz suchen, wo die Dampfschiffe gut anlanden können und rings umher dichter hochstämmiger Wald und nicht gar zu viel Sumpf ist. Da schlagen sie das Holz zusammen und häufen am Ufer die kurzen dicken Scheite auf, welche die Dampfschiffe ihnen abkaufen. Mehrmal des Tages wiederholt sich das Holzeinnehmen und das bringt doch etwas Abwechselung in die einförmigen tagelangen Fahrten auf den westlichen Flüssen. Insbesondere des Abends, wenn die Nacht plötzlich wie eine dunkle Masse auf die Erde gefallen ist und alles ausfüllt, ist es eine Scene zum Malen. In der Ferne erscheint den Reisenden ein rothes

zitterndes Licht am Ufer, das Dampfschiff nähert sich, und herüber und hinüber fliegt das Rufen. Dann wird vom Bord an einer langen Stange ein eiserner Gitterkorb ausgehangen, in welchem harzige Holzstücke flammen und kohlen, das Schiff plätschert langsam zum Ufer und legt sich unter die Waldriesen, die mit ihren langen Zweigen wie mit dunkeln Geisterarmen weit über den Fluß greifen. Es eilen Bootsleute am Ufer hin und her mit Kienfackeln, in ihrem Scheine werden Holzstöße und Blockhütten und ein paar roh gekleidete Männer sichtbar, mit deren Hülfe die Scheiter rasch an Bord wandern. Das Dampfschiff wendet wieder in den Fluß hinaus und die Fackeln am Lande verlieren sich in die Blockhütten, deren Bewohner sich für den ärmlichen Verdienst mit einer Flasche Whisky belohnen, in ihrer Verlassenheit und Oede, stundenweit von den nächsten Ansiedlungen entfernt. Das Schiff zieht wieder über die einsamen Gewässer, über welche sich Stille und Schweigen lagert. Es schneidet gleichsam ein in diese Starrheit des Schweigens und der Nacht, die wie ein Rest aus urweltlichen menschenfeindlichen Zeitaltern hier stehen geblieben. Endlich taucht fern am Horizont ein großes Feuer auf, es flammt immer stärker, der Mond ist es, dessen Scheibe so roth glühend und groß langsam empor steigt. Als wenn sie nur auf ihn gewartet hätten, blitzen auf einmal die Millionen Sterne hervor, und es beginnen auf diesen weiten westlichen Flüssen jene Mondnächte, von deren Zauber sich durch die Schilderung auch dem besten Freunde nur eine Ahnung geben läßt.

Am weitesten von all' den Vorgenannten streift der Jäger, denn sein Ziel ist das flüchtige Wild, das in unaufhörlichem Zurückweichen vor den Ansiedlern begriffen ist, jährlich um

dreißig bis funfzig Meilen. Wie lange wird es noch dauern, und dem Wilde ist im ganzen Bereiche der vereinigten Staaten der freie Wechsel abgeschnitten. Dann wird es zurückgedrängt sein auf die Wüsteneien vor den Felsengebirgen und im Umkreise derselben, und auch dort wird die mordgierige Büchse der Jäger es anfallen, welche des kleinsten Gewinnes wegen ganze Rudel tödten. Nicht zu zählen sind die Büffel, welche jährlich blos der Häute, Hörner oder Zungen wegen zusammengeschossen werden.

Unter den Büffeljägern bilden noch immer den Hauptstamm die Nachkommen der französischen Ansiedler, von denen sich in den meisten Städten an den westlichen Flüssen und See'n noch Reste erhalten haben. Diese jagen wie Indianer, mit deren Art und Wesen sie sich merkwürdig leicht vergesellschaften. Der Franzose in der Wildniß verharrt gleich dem Indianer Tage lang düster und schweigsam, dann ergiebt er sich auf einmal wie dieser ohne allen Anlaß der Ausgelassenheit und Schlemmerei. Dabei ist er geschickt, listig und ungemein rasch mit Blick und Hand, nimmt vorlieb mit dem kärglichsten Brodt und wenn er den ganzen Tag gehungert und gedurstet, singt er des Abends noch sein Liedchen. Diese amerikanischen verlornen Kinder Frankreich's sind so kindisch-eitel, putzsüchtig und empfindlich, wie die wilden Naturkinder. Sie machen gleich diesen niemals Pläne im Großen und machen sich niemals Kopfweh durch Denken, sind dafür desto geschickter, rühriger und anschlägiger in all' den kleinen Hantirungen, wie sie die Jagd und das Befahren der Wildnisse und Gewässer erfordern. Wenn die Engländer hundert Jahre daran probirt und alle Mittel dazu gehabt hätten, so würden sie keine Menschenklasse erzogen haben, die geeigneter wäre, als die

Kanadier, Monate hindurch in Eis und Schnee, durch Wald und Sumpf, über Flüsse und See'n zu reisen, um Pelzthiere zu jagen, mit den Indianern Handel zu treiben und die entlegenen Handelsposten mit Nachrichten und Mundvorrath zu versehen. Früher wurde auch die Verträglichkeit der Kanadier gerühmt, sie zankten sich zwar häufig, erhitzten sich aber nicht bis zum Todtschlagen; seit der stolzere germanische Amerikaner unter sie gefahren, entscheiden sie ihre Streitigkeiten häufig durch Messer und Büchse.

Alljährlich verlassen diese braunen harten Gesellen die Ufer des Missouri und Mississippi und ziehen mit Roß und Wagen den Büffeln entgegen, deren Heerden einige hundert Meilen westlich von den letzten Ansiedlungen die Prairien durchstampfen. Dort bleiben die Jäger bis zum Herbste unter freiem Himmel. Streifende Indianer stoßen zu ihnen, um an der Büffelernte Theil zu nehmen, müssen aber ihrer Diebsgelüste wegen in der Regel außerhalb der Wagenburg campiren, die jede Nacht aufgefahren wird. Werden von den Indianern, welche die Tirailleurs der Jägerschaar machen müssen, die Büffel gemeldet, deren Heerde eine schwarze Linie durch die Prairie zieht von einer halben Stunde Länge, so galoppirt alles an die Ränder des lebendigen Thierwalles und knallt und metzelt unter wüthendem Geschrei und in toller Leidenschaft, bis die grüne Prairie besät ist mit Büffeln, die in ihrem Blute verenden, und das Gestampf der forteilenden Heerde wie ferner Donner am Horizonte verhallt. Diese Jagd hat eine rohe Aehnlichkeit mit einem Gefecht. Die Jäger, welche die sich hin und herschiebende Masse der Büffel anfallen, müssen wohl Acht haben, welche Richtung sie nimmt; denn wer vor die Linie der fortstürzenden Thiermenge geräth, ist im Nu

zermalmt. Auch ergeben sich öfter Einzelkämpfe; der verwundete Büffel, der nicht gleich zum Tode getroffen ist, wirft sich mit rasender Wuth auf den ungeschickten Schützen und zerstößt und zerstampft Roß und Mann, wenn beide nicht wiederholt im wohlgemessenen Seitensprunge dem Anprall ausweichen.

Glück und Stolz des Jägers ist hiebei sein Pferd. Dieses edle Thier, welches sich überall verständig dem Willen und Thun des Menschen anschmiegt, — folgt auch aufmerksam jedem leisen Hand- oder Schenkeldruck des Büffeljägers. Es eilt im lustigen Wettrennen auf die Heerde ein, hält im Nu wie eine Mauer vor den funkelnden Augen des heranstürzenden Bullen, damit der Jäger ruhig zielen kann, und kaum ist der Schuß abgegeben, so fliegt das Roß wieder ab und an den Feind, als spielte es mit der Gefahr. Die Büffeljäger schießen in der Regel so viel und so lange, als sie auf ihren Wagen noch Platz haben für Büffelzungen und Häute, und auch dann wird noch manches Thier bloß aus Jagdlust erlegt. Zu Zeiten gerathen sie, wenn die Heerden sich zu rasch zurückziehen, im Verfolgen tief in Sand- und Steinwüsten hinein, der Jagdeifer treibt sie voran, so lange in ihren Pferden noch Muth und auf ihren Wagen noch Mehl und gedörrtes Fleisch ist. Dann suchen sie lange lange Zeit umherirrend den nächsten Rückweg, die Pferde fallen, das Lager wird immer stiller, und wenn sie endlich wieder zu Wiesengrün und Wasser kommen, sind die Männer selbst nur noch ein mattes Gerippe. Kehren sie aber zu Anfang des Winters mit reicher Jagdbeute zurück, so beginnt sofort in ihren Hütten das Trinken und Schlemmen, das Tanzen und Lustigsein mit Weib und Kind. Bald nach Weihnachten ist gewöhnlich der ganze Gewinn wieder

verjubelt, dann bleibt einige Wochen lang in ihren Häuschen der Heerd kalt und die Branntweinflasche leer, bis der Schnee schmilzt und die Jagd- und Wanderlust die Männer wieder in's Weite lockt, — mögen die Frauen unterdessen sehen, wie sie sich durchhelfen.

Einzelne dieser verwegenen Burschen ziehen auch allein mit Pferd und Büchse und Decke in den Wildnissen umher, und fristen ihr Leben vom Ertrage der Jagd. Dann kommen sie Monate lang unter kein festes Dach, die große wilde Natur überwältigt sie vollständig, ihr Aufputz wird roh und phantastisch im Geschmacke der Indianer, wie diese werden sie scheu und rückhaltig vor den Weißen, und das Ende ist, daß sie sich eine Indianerin zugesellen und von den Ansiedlungen ganz zurückziehen. Für die Wilde aber ist es der Gipfel der Ehre und des Glücks, das Weib eines weißen Jägers zu sein, sie ist ihm treu und wachsam wie ein Hund, besorgt sein Lager und seine Hütte und jeden Gang und jede Arbeit mit rührender Geduld. Ihre Kinder gehören jener häßlichen Menschenrace an, welche man „indianisch Halbblut" nennt.

Andere Weiße, welche sich den wilden Reizen des einsamen Jagdlebens ergeben, streifen gewöhnlich nur auf dem etwa zweihundert Meilen breiten Landgürtel umher, der die Ansiedlungen von der völligen Wildniß trennt. Es sind gewöhnlich ernste, schweigsame, aber gutmüthige und treue Menschen, einen Schimpf jedoch ertragen sie nicht, und ihre Rache trifft, wenn auch erst nach Jahren, so sicher, wie das Blei ihres Büchsenlaufs. Wochen lang bringen sie einsam in den tiefen Wäldern zu und auf der hellen Prairie, streifend auf fette Bären und Hirsche. Nur um die Schärfe von Blick und Hand zu prüfen, schießen sie den Adler herunter, der hoch oben über

dem Wäldermeer in den blauen Lüften seine stillen Kreise zieht, von unten aus den grünen Grüften nur dann sichtbar, wenn die Sonne seinen Hals beglänzt. Die Ehre einen Panther zu jagen, ist jetzt äußerst selten geworden. Auch Biberfallen zu stellen, verlernt man, weil der Biber sich gar zu weit zurückgezogen hat. Der Jäger baut sich hier oder dort, je nachdem die Jagd ergiebig ist, das nächste Jahr vielleicht viele Tagreisen weiter, sein höchst dürftiges Blockhaus, kaum hält es Sturm und Schnee ab, ein tagelanger Regen dringt regelmäßig durch. Wenn es hochkommt, zieht der Inhaber nahebei etwas Mais und Bohnen. Dagegen füllt er seine Hütte mit Hirschschlegeln, Bärenschinken, wildem Honig und Ahornzucker. Dafür tauscht er Pulver, Blei, Kleider und ein wenig Mehl ein. Ein solcher Jagdmann ist auf funfzig Stunden in der Umgegend bekannt, bei dem Hinterwäldler und in der Hütte des Indianers. Der Rothhaut bringt der Jäger wohl eine Flasche Whisky, und der Indianer läßt ihm dafür eine Nacht seine Hütte. Wenn der Jäger auf seinen Streifereien keine menschliche Wohnung in der Nähe weiß, macht er sein einsames Nachtfeuer am Waldsaume, wo es trocken ist und er weithin blicken kann. Selten jedoch lebt und stirbt noch Jemand als einsamer Jäger. Die Ansiedlungen rücken jetzt zu rasch in seine Gegend, wo er alle guten Jagdplätze kennt, und mit den Ansiedlern kommt irgend eine Evatochter, welche den wilden Jäger zum gesetzten Farmer macht, wenn er nicht vorzieht, sich auf Pelz- und Holzhandel oder dergleichen zu verlegen.

All' die vorbezeichneten Gruppen bringt in ständige Verbindung mit einander der wandernde Händler. Der Handel ist das wahre Leben Amerika's und erhält seine Bevölkerung in fortwährender Bewegung, in rastlosem Sinnen und Trachten.

Außer den Kaufleuten und Krämern, welche in den aufblühenden Städten und Städtchen ihre gewinnreichen Plätze finden, giebt es noch eine Menge von Händlern, welche ruhelos umherstreifen, um zu sehen, wo sich ein Geschäft machen läßt. Merkt ein solcher, daß an einem Platze Sachen und Waaren billig sind und an einem andern fehlen, gleich macht er sich auf, kauft zusammen, bringt seine Fässer und Säcke auf Dampfschiffe und Wagen und fährt hin, wo man seiner Waaren bedarf. Auch das Leben dieser Leute ist eine Kette von Wagnissen und Abenteuern aller Art. Sie streifen bis zu den entlegensten Posten der Metallgräber und Holzfäller, nehmen deren Ausbeute gegen Dollars, Mehl, Branntwein, Kleidungsstücke, Geräthschaften und allerlei Tand in Empfang. Auf den ersten Blick erkennen sie, was sich dort finden und verwerthen läßt und regen die Leute an es herbeizuschaffen.

Auf der untersten Rangstufe der Kaufleute steht der wandernde Krämer. Er zieht mit seinem Wägelchen im Lande umher, öffnet vor den Frauen der Hinterwäldler seine Kasten und schwatzt ihnen mit der geläufigsten Zunge seine Siebensachen auf. Der Indianerhändler versucht sein Glück bei den Wilden und nimmt ihnen durch Pfiffe und Ränke ab, was sie auf der Jagd erbeuten und was sie an Geldern von der Regierung für abgetretene Ländereien bekommen. Wo die Blockhütten der Hinterwäldler dichter stehen oder Schaaren von Metallgräbern und Holzfällern längern Halt machen, stellt sich der Ladenhalter ein, ein Kaufmann für Alles, hinter und unter dessen Tische sich das Gemeinste und das Feinste findet, was Menschen und Thiere in jenen entlegenen Gegenden brauchen, ohne es aus erster Hand von der Natur nehmen zu können. Kramschiffe lassen sich von Dampfböten die Flüsse aufwärts

bringen und treiben dann stromwärts, indem sie hier und da anlegen und Handel machen. Mit den früher auf den westlichen Flüssen so zahlreichen Flachbooten, roh zugerichteten langen Fahrzeugen, sind bis auf wenige Reste auch die Flachbootmänner verschwunden. Diese waren die Matrosen des Mississippi, welche die unbehilflichen großen Bretterschiffe mit den darauf aufgehäuften Waaren von Ort zu Ort steuerten, auf den wilden Gewässern Arbeiten, Gefahren und Kämpfe aller Art bestanden und zu den lustigsten, verwegensten und wüstesten Gesellen unter der Sonne gehörten.

Die meiste Poesie des Händlerlebens kosten jetzt noch die Leute, welche aus den Vereinigten Staaten die Waaren über die Prairien weg in's Innere von Mexiko bringen. Ihre langgedehnten Züge von befrachteten Pferden und Maulthieren ziehen Woche auf Woche schwarze Linien durch die grünen einsamen Fluren. Unterwegs müssen sie gerüstet sein einen Strauß mit feindlichen Indianern zu bestehen, und am Reiseziele angelangt, bedürfen sie aller Schlauheit und Mannhaftigkeit, das Gesindel unter Behörden und spanisch-indianischem Volke abzuwehren und die größtmögliche Menge von Dollars für die Waaren sicher in ihre Taschen zu bringen.

Großhandel wird auf dem Grenzstriche der Ansiedlungen auch schon betrieben. Einzelne Landspekulanten treiben sich schon unter den Pionieren umher, kaufen und tauschen um weniges Geld Strecken so groß wie deutsche Fürstenthümer. Dorthin locken sie dann den deutschen Einwanderer, durch unglaubliche Betrügereien, deren Kette schon in Europa anfängt, übervölkern mit ihnen die Städte, welche sie gleichsam auf hasard anlegen. Tausende von Einwanderern gehen in diesen Sumpflöchern elend zu Grunde; endlich erhebt sich eine Stadt

zu Dauer, Wohlstand und großen Geschäften; dann ist die goldene Ehrenzeit der Landspekulanten, denen schon in der Umgegend das Land gehört; sie sind es jetzt, welche den ersten und vornehmsten Ansatz zur Aristokratie der jungen Stadt bilden.

Die gemeinsame Sprache, welche all' die bezeichneten Gruppen und Arten der Culturpioniere mit einander verbindet, ist die englische, die Sprache, welche jetzt am weitesten auf der Erde geht. Wie die deutsche Sprache in der Wissenschaft, die französische in der höhern Gesellschaft, so ist die englische vorherrschend im Welthandel und überall da auf den Meeren und in den Wildnissen und unter entlegenen Völkern, wo die Kraft und Kunst des Europäers sich geltend macht. Jedoch hört man unter den Culturpionieren in Nordamerika auch Französisch, Deutsch und Spanisch. Der kentuckische Schlag ist es aber, nach dem sie am meisten arten. All' das wilde Volk, das vor hundert Jahren aus den südlichen und mittleren Staaten über die Alleghanyberge stieg und den Mississippi hinaufschiffte und im Kampfe mit der Natur und den Indianern mitten durch die weiten Wildnisse die ersten dünnen Culturstriche zog, in welchen Ansiedlungen und Familien aufwuchsen, hat seinen Nachkommen die gemeinsame ächte Hinterwäldlernatur hinterlassen, welche man die Kentuckische nennt. Der Kentuckier bringt überallhin mit seine riesige Körperstärke, seine Tollkühnheit, den ungeschlachten Trotz, das warme Herz und den unverwüstlichen Humor.

Nächst dem Kentuckier ist am meisten vertreten der Yankee, der trockne harte Spekulant im Kleinen wie im Großen. Unter dem gemeinen Troß der Jäger, Holzfäller, Metallgräber hält sich der Yankee nicht lange auf: denn er versteht Rechnen und

Handel und Wandel, bekommt leicht etwas Capital in die Hände und stellt sich als Unternehmer an die Spitze dieser Fischzüge in die Wildniß. Der französische Amerikaner, — d. h. der aus dem Norden, nicht der sinnliche und laue Kreole aus dem Süden, — ist der geborne Jäger, der geduldigste Pfadsucher und Karrenführer in den Einöden, der geschickteste Matrose auf den großen Flüssen und See'n; selten aber wird er fester Ansiedler. Auch der spanische Amerikaner stellt sich ein unter den Jägern und Metallgräbern, für den Ackerbau hat er nicht Ausdauer, und der Gewinn ist ihm nicht lockend genug.

Der Deutsche ist unter allen Gruppen zahlreich, verhältnißmäßig am wenigsten unter den entlegenen Hinterwäldlern. Zu diesen flüchtet fast nur der gebildete Deutsche, um in Arbeit und Oede Trost zu suchen für die Wunden seines zerrissenen Gemüthes. Deutsche aus solchen Klassen, welche die Gewöhnung an Handarbeit schon mitbringen, sind in der Regel zu gescheidt, um sich anders als in kleinen gemeinsamen Ansiedlungen so weit in die Wildniß vorzuwagen. Sie überlassen die erste rohe Arbeit der Liebhaberei der Kentuckier und Yankees, kaufen ihnen später die gelichteten Plätze ab und machen nach und nach stattliche Gehöfte daraus. Bei sonstigen Unternehmungen in der Wildniß nimmt der Deutsche häufig in der Führerschaft die nächste Stelle nach dem Yankee ein. Als Führer von Handels-Caravanen haben sich schon mehrere Deutsche ausgezeichnet und Vermögen erworben.

Zu welchen Volksstämmen und Geschäften sich indessen die Culturpioniere auch bekennen, immer findet man bei ihnen in den Grundzügen denselben Charakter und Ideengang, dieselben Sitten und Gebräuche.

Zuvörderst irrt sich, wer bei ihnen steten Hang zur Unordnung und Losgelassenheit voraussetzt. Dieser Hang greift nur außer der Arbeit Platz, bei dieser selbst bekunden sie vorzüglichen Ordnungssinn. Verstand und Erfahrung haben sie gelehrt, daß ihre langen und mühseligen Arbeiten nur dann gedeihen, wenn sie nach festen Regeln zusammenwirken. Da sind zuerst gewisse Gesetze, welche sich in der Wildniß durch die Ueberlieferung forterben und so alt sind wie der erste Axt- und Ruderschlag, wie der erste Büchsenschuß, der durch die Einöden hallte. Es ist das Naturrecht der Wildniß, in wenige einfache Artikel gebracht. Der eine Theil soll möglich genau den Augenblick feststellen, wo das Occupationsrecht, das Recht der ersten Besitznahme in Vollzug gekommen; der andere Theil bestimmt, wann Lagerstatt, Hütten, Geräthe, Holzschlag, Anbau auf Metall u. dgl. als preisgegeben, und wann Hausthiere als in den Zustand der Wildniß zurückgekehrt zu betrachten sind. Diese Gesetze werden ernst und sorgfältig beobachtet; wer sie verletzt, hat sich durch die That selbst verfehmt, und ohne Mitleid und Erbarmen trifft ihn die gemeinschaftliche Rache. So besteht unter den Vorsiedlern das alte Gesetz, daß jeder Mann auf ungefähr hundertsechzig Acker Wildland sein Besitzrecht bloß dadurch gründen kann, daß er ein paar Bäume fällt oder anhaut, oder ein paar Stämme, Baumrinden und Zweige zusammenschleppt und eine Art Hütte daraus macht und einen Feuerplatz davor.

Auch der Staat, wenn er den Vorsiedlern nachrückt, erkennt dies Recht theilweise an. Denn kommt das Land, wo jener sich eingehockt hat, zum Verkaufe, so braucht er nur seinen Anspruch anzumelden und kann während zwei Jahren das Land zu einem mäßigen Preise kaufen. Ist dieser Zeitraum

verstrichen, so könnte freilich jeder Fremde das Land von der Regierung kaufen und den Hocker von seinem Eigenthum vertreiben. Dazu würde er aber weder Hülfe finden, noch würde es ihm ungerächt hingehen. Denn noch immer besteht unter den Vorsiedlern, wenn auch der geordnete Staat sie mit seiner Herrschaft schon erreicht hat, ihre Clublaw, ihr Genossenrecht. Der Ankäufer, der sich mit dem Vorsiedler auf seinem Grund und Boden nicht gütlich abfinden wollte, würde von den Umwohnenden bald die Botschaft erhalten: sie sähen ihn nicht mehr als Nachbar an. Was wollte er dann beginnen? Nirgends fände er Schutz und Hülfe in der Einöde. Ein Stück Vieh nach dem andern, das er des Morgens erschossen bei seiner Hütte fände, würde ihn mahnen: vertrag' dich oder flieh'. Auch in andern Sachen entscheidet in der Wildniß das Genossenrecht, das ist der Wille der Mehrheit, der sich in Nothfällen auch durch eine förmliche Versammlung oder durch ein bestelltes Geschwornengericht ausspricht. Das natürliche menschliche Gefühl von Recht und Unrecht ist hier der Richter. Wo Jemand gegen einen Räuber, Dieb oder groben Beleidiger sein Recht der Selbsthülfe gebraucht hat, bedarf er nur der Rechtfertigung bei seinen Genossen und wird allemal Zustimmung finden.

Seine sonstige Gesellschaftsverfassung giebt sich jeder Haufe selbst. Wo kein Unternehmer an der Spitze ist, wird der Gescheuteste und Tüchtigste förmlich oder stillschweigend zum Hauptmann gesetzt, und so lange er nicht gegen den Willen der Mehrheit verstößt, unterwirft sich Alles seinem Ansehen. Nur die Deutschen haben in dieser Beziehung eine nationale Schwäche. Bei ihnen ist Hader, Eigensinn, Parteiung und endlich Zerfall einer gemeinschaftlichen Unternehmung etwas

sehr Gewöhnliches. Der genossenschaftliche Sinn, die Neigung und die Fähigkeit sich freiwillig und dauernd unterzuordnen unter ein gemeinsames Haupt und Gesetz und Ziel, — dieser edle Sinn, welcher allein Hebel und Anker der staatsbürgerlichen Freiheit ist, in dessen fester und fruchtbarer Uebung die Deutschen früher allen Völkern vorangingen, kam wie es scheint ihren Nachkommen nur zu sehr abhanden.

Ein zweiter Charakterzug unserer Pioniere in den Wildnissen ist eine ernste und düstere Religiosität. „Wer nicht beten kann, soll auf das Meer geschickt werden.“ Dieser Spruch bewahrheitet sich auch in dem Ozean der Wälder und Prairien. Die Unermeßlichkeit der Naturumgebung, ihre ernste Majestät und Ruhe, die plötzlich heranwogenden Schrecken der Wildniß, die tägliche Erfahrung, wie der beste Plan, das theuerste Leben zerschellt an etwas vorher nicht Gewußtem und nicht Bedachtem, durch solche unaufhörlich fortgesetzte Eindrücke wird der Leichtsinn ausgetrieben und das Gemüth ernst gestimmt. Wer viel in einsamer Natur lebt, ist immer religiös. Die Religion des Bewohners der Wildniß ist die Ehrfurcht vor der ewigen Gewalt über Leben und Tod. Mit dieser Ehrfurcht verbindet sich leicht ein Aberglaube an geheime und wunderbare Kräfte und an die Mittel sich ihrer zu versichern. Am meisten religiös ist der Ansiedler in den tiefen Wäldern und der Jäger, am allerwenigsten der Händler.

Rach- und Händelsucht, Jähzorn, Leidenschaft für das Hazardspiel sind Eigenschaften, welche sämmtliche Culturpioniere theilen. Am meisten haben sie die Metallgräber und Holzfäller, am wenigsten die Hinterwäldler. Das ist die Kehrseite des Kraftgefühls, das diesen Männern in Brust und Armen siedet und sich Luft macht in tollen Streichen. Das Bewußtsein,

wie oft sich diese Kraft erprobt hat, giebt ihnen einen ruhigen Stolz, eine stählerne Ausdauer und eine Unternehmungslust, die in Erstaunen setzen. Sie machen sich an Unternehmungen, bei deren Gedanken schon den gewöhnlichen Culturmenschen ein Zittern ankäme. Ihre Phantasie ergeht sich deshalb in abenteuerlichen Erzählungen und Vergleichen, und so große Lügner auch die Jäger und Seeleute in Europa, sie sind darin unschuldige Kinder gegenüber den Leuten in den Wäldern und Prairien von Nordamerika.

VI.

Eine Frachtwagenkaravane auf ihrem Zuge durch die westlichen Wildnisse Nordamerika's.

Die nachfolgende Beschreibung eines Caravanenzuges durch die westlichen Wildnisse Nordamerika's ist der Schilderung einer Reise entnommen, welche der vor einem Jahrzehnt nach Amerika ausgewanderte Professor Julius Fröbel von Newyork aus quer durch den Continent, die Prairien und Indianergebiete nach dem nordmexikanischen Staate von Chihuahua machte. Als Kassirer und Buchhalter eines Newyorker Handlungshauses (H. Mayer und Samuel Kaufmann) begleitete er einen großen Waarentransport, welchen dasselbe nach Nordmexiko sendete.

Die Wagen, erzählt Fröbel, pflegen fünf- bis sechstausend Pfund zu laden, und wenn sie, wie die unsrigen, von Maul-

thieren gezogen werden, mit fünf Paaren bespannt zu sein. Diese lenkt ein einziger Fuhrmann, bald vom Sattelthier aus, bald nebenhergehend. An schwierigen Stellen kommt einer dem andern zu Hülfe, und zuweilen müssen die Gespanne „dupplirt,“ das heißt, die drei oder vier vorderen Paare des einen Wagens, der Reihe nach, dem andern vorgehängt werden, um den Zug über eine Anhöhe oder durch ein Morastloch zu bringen. Dann sind manchmal acht bis zehn Mann an einem einzigen Wagen beschäftigt. Da die Karavane zusammenbleiben muß, so kann sich dieselbe unter solchen Umständen oft nur wenige englische Meilen im Tage fortbewegen. In anderen Gegenden ist dafür die Straße durch die Prairien so vortrefflich, daß in vierundzwanzig Stunden siebzig bis achtzig Meilen zurückgelegt werden können, wenn Wassermangel, wie es gerade in jenen Gegenden der Fall ist, dazu nöthigen sollte.

Die Wagen sind außerordentlich stark gebaut, und es ist fast unglaublich, was sie aushalten können. Am meisten leiden sie, sowie man in die höheren Gegenden des Westen kommt, durch die Trockenheit der Luft. So oft sich dazu Gelegenheit findet, müssen deshalb die Räder mit Wasser begossen werden. Ohne besonderen Unglücksfall aber soll ein geschickter Fuhrmann seinen Wagen quer durch den Continent lenken, ohne etwas an demselben zu zerbrechen. Demungeachtet führt eine Karavane an Geschirr und Wagentheilen die wichtigsten Stücke überzählig mit sich, so daß eine zerbrochene Deichsel, Achse oder Wage, ein unbrauchbar gewordenes Kummet oder eine zerrissene Kette u. s. w. sogleich wieder ergänzt werden kann.

Hufeisen für die Maulthiere, welche jedoch nicht sämmtlich, nicht immer, und selten vollständig beschlagen werden, müssen gleichfalls in Vorrath mitgeführt werden. Wagnerwerkzeuge;

Schaufeln und Hacken, um nöthigenfalls den Weg zu bessern; Winden, Hebebäume und Brecheisen; Aexte und Beile zum Holzhauen, sind andere unentbehrliche Geräthe.

Der Proviant besteht in Mehl, Speck, dürren Bohnen, Kaffee und Zucker. Geistige Getränke werden auf diesen Reisen nicht gegeben, es sei denn, daß der Herr oder Führer des Zuges bei großen Anstrengungen oder besonderen Entbehrungen sich bewogen findet, sein Allerheiligstes aufzuthun, um seiner Mannschaft eine Stärkung zu reichen. Im Uebrigen wird Branntwein nur als Medizin mitgeführt. Der Kaffee dagegen ist ein unentbehrlicher Artikel und wird zweimal des Tages in unglaublichen Quantitäten getrunken. Die erfrischende und stärkende Wirkung dieses Getränkes bei großen Anstrengungen, in der Hitze wie in der Kälte, im Regen wie in der trockensten Luft, ist außerordentlich. Ein vorzügliches Nahrungsmittel sind die dürren Bohnen, — die unentbehrlichen frijoles der Mexikaner und aller übrigen Hispano-Amerikaner, aber es kommt alles auf die Sorte und auf die Bereitung an.

Für den Tisch der Honoratioren unserer Karavane, zu welchen ich die Ehre hatte zu gehören, führten wir eine Menge ausgesuchter Delikatessen bei uns. Wir hatten präservirte Fleischspeisen und feine Gemüse, wie Blumenkohl und Spargel, Austern und Hummer, Sardinen in Oel, feinen Schinken, Pickels und eingemachte Früchte, Thee und Chokolade, Claret und Champagner. Diesen Luxus hatten wir der Anwesenheit einer Dame in unserer Karavane zu verdanken; indessen führen die Herren einer solchen Reisegesellschaft in der Regel einige dieser Artikel bei sich. Besonders sind die Sardinen beliebt und ihre Consumtion in den Prairien ist so groß, daß man nur den am Wege liegenden leeren Blechbüchsen nachzugehen

braucht, um sicher von Independence nach Santa-Fé zu gelangen.

Daß die Karavane einen hinlänglichen Vorrath von Waffen und Munition bei sich führt, versteht sich von selbst. Jeder Fuhrmann und Maulthierknecht ist zum Besitz eines in guter Ordnung befindlichen Gewehrs, einer Büchse, Flinte oder Muskete verpflichtet, welche er immer zur Hand haben muß. Viele besitzen außerdem Pistolen. Ich selbst führte zwei sechsschüssige Revolver, von dem in der Armee eingeführten Kaliber, und eine Doppelflinte, so daß ich immer vierzehn Schüsse bereit hatte. Auf die gleiche Weise waren Herr M. und unser Wagenmeister bewaffnet.

Auch Schuhe, Kleider, Hüte, Messer und andere Artikel des täglichen Bedarfes führt die Karavane für ihre Mannschaft mit sich. Ueberhaupt übernimmt der Eigenthümer oder Führer gewöhnlich schon am Ausgangspunkte die Lieferung aller der Artikel, welcher die Leute zu ihrer Ausrüstung bedürfen, wofür jedem Fuhrmann und Knechte ein gewisser Credit auf künftigen Lohn eröffnet wird. Die Preise werden dabei — zum Theil mit Recht, weil Verluste unvermeidlich sind — sehr hoch angesetzt; und da auf der Reise eine Menge dieser Artikel verbraucht werden, so bleibt einem Manne, nachdem er am Ziele angekommen, von seinem Lohne, der zwischen 12 und 20 Dollars per Monat läuft, selten mehr übrig, als die Mittel sich, wie ein Matrose im Hafen, ein paar lustige Tage und Nächte zu machen, worauf er von Neuem Dienste suchen muß, sei es um auf der nämlichen Straße zurückzukehren, sei es um auf einer anderen weiter zu gehen. So giebt es auf den Prairiestraßen und in den Speditions- und Handelsplätzen an ihren Endpunkten eine besondere Bevölkerung von Fuhrleuten und

Maulthiertreibern, die man nur mit den Seeleuten auf dem Meere und in den Hafenplätzen vergleichen kann, und wer in diesen Gegenden umherzieht, wird zu Independence oder Westport am Missouri, zu Santa-Fé, oder El Paso am Rio Grande, zu Chihuahua im nördlichen Mexiko, zu San Antonio in Texas, zu Los Angeles in Californien, oder in der Mormonenstadt am großen Salzsee, von Zeit zu Zeit immer wieder auf die nämlichen Burschen stoßen, welche umherlungern wie die müßigen Matrosen am Landungsplatze eines Hafens.

Der Befehlshaber einer Karavane ist der Wagenmeister (wagon master, von den Mexikanern mayor domo titulirt). Der Eigenthümer, sofern er nicht selbst das Kommando führt, verhält sich, wenn er bei dem Zuge ist, zu dem Wagenmeister wie ein Supercargo zum Schiffskapitän. Es ist ein allgemeines Vorurtheil, daß nur ein Anglo-Amerikaner zum Wagenmeister tauge. Das Wahre an der Sache ist, daß wenn die Mannschaft aus Anglo-Amerikanern besteht, schwerlich ein Wagenmeister von einem anderen Volke die rechte Art treffen wird sie zu behandeln. Ist die Mannschaft dagegen mexikanisch, so wird ein der Sprache mächtiger und des Fuhrwesens kundiger Deutscher seine Stelle vortrefflich auszufüllen wissen. In einer aus Anglo-Amerikanern und Mexikanern gemischten Mannschaft wird es nicht an Reibungen fehlen, und die letzteren werden selten einer schlechten Behandlung von Seiten der ersteren entgehen, bei welchen nun einmal die Ansicht, daß ein Mensch von dunklerer Hautfarbe nicht mit ihnen gleichen Rechtes sein könne, schwer auszurotten ist. „Shoot him!“ — „hang him!“ — „whip him!“ — Schießt ihn todt! — hängt ihn! — gebt ihm die Peitsche! — sind Ausrufe, welche bei jedem kleinen Vergehen eines Mexikaners aus dem Munde

seiner anglo-amerikanischen Kameraden zu hören sind, und „I never killed a white man“ — ich habe niemals einen weißen Mann umgebracht — gilt bei diesen letzteren in der Regel für eine vollständige Reinigung des Charakters von einem unangenehmen Verdachte.

Für das Fuhrwesen muß man unbedingt den Anglo-Amerikanern den Vorzug geben, während als Maulthierknechte — muleros — die Mexikaner die einzigen ganz brauchbaren Menschen sind. Die Geschäfte der letzteren bestehen darin, die zum Relais bestimmten Thiere nachzutreiben, bei dem Anspannen die Zugthiere mit dem Lasso zu fangen und dieselben dem Fuhrmanne zum Anspannen zu übergeben, bei dem Ausspannen die Heerde zusammenzuhalten u. s. w. — Irländer, zuweilen auch Schottländer und Engländer, gehen mit als Anglo-Amerikaner, und selbst die Deutschen spielen den Mexikanern gegenüber gewöhnlich die Rolle der „Americanos“, obschon sich zwischen ihnen und den Mexikanern meist ein vertraulicheres Verhältniß zu bilden pflegt. Als Fuhrleute haben die Deutschen den Fehler, nicht kaltblütig genug zu sein, in Beschwerden und Entbehrungen ärgerlich und mürrisch zu werden, und dann ihren Unmuth nicht selten an dem Zugvieh auszulassen. Diese Schwachheiten kommen bei dem Anglo-Amerikaner selten vor, welcher in seinen Anfällen von Gewaltthätigkeit in der Regel doppelt ruhig ist, und das Klagen, das Schreien und die gereizte Stimmung des Deutschen verachtet. Der Mexikaner zeigt in Gefahren in der Regel nur den passiven Muth des Fatalismus, obschon es in diesem Volke auch nicht an Beispielen untadelhaften Heldenmuthes fehlt; Beschwerden und Entbehrungen aber erduldet er in einem unglaublichen Grade mit Gleichmuth, und oft mit Heiterkeit.

Nicht selten bin ich Zeuge gewesen, wie unsere Mexikaner, hungrig und naß unter dem Frachtwagen im Kothe liegend, sich mit Gesang und scherzhaften Unterhaltungen die Zeit vertrieben. Gegen die Zucht- und Sattelthiere sind sie grausam, indem sie ihnen oft das Unmögliche zumuthen. Sie verstehen aber ihr Naturell, besonders das der Maulthiere, durch und durch, und wissen durch List und Schmeichelei zu erreichen, was ein Anglo-Amerikaner vergebens auf dem Wege der Gewalt zu bewirken sucht. Wenn der letztere sich vergebens mit einem störrischen Maulthiere abquält, und es nicht dahin bringen kann ihm das Gebiß einzulegen, sieht der Mexikaner ihm mitleidig und geringschätzig zu. „Estos hombres son bárbaros, no saben nada!“ — Diese Menschen sind Barbaren, die nichts zu machen verstehen — sagte mir einer dieser Leute bei einer solchen Gelegenheit. Ein kleines, feuriges Maulthier, welches später der Liebling der ganzen Mannschaft wurde, den Schmeichelnamen la niña — das Kind — erhielt, und lange Zeit zur Zierde ein rothes Bändchen im Schwanze führte, widerstand allen Bändigungsversuchen eines großen vierschrötigen Kentuckyers, als Pedro die Sache nicht länger mit ansehen konnte. „Laß mich!“ — sagte er zu jenem — indem er ihm das Ende des Strickes, dessen Schlinge das Thier um den Hals hatte, aus der Hand nahm. Nun gab er dem vor Erregung zitternden Geschöpfe einige Sekunden Ruhe. Dann näherte er sich demselben langsam und sanftmüthig, fing an es über den Rücken zu streicheln, am Halse zu kratzen, hinter den Ohren zu krabbeln und mit süßen Schmeichelworten zu besänftigen. „O niña — o mulita — mulita bonita“ — o mein Kind — o mein Maulthierchen — mein niedliches Maulthierchen, sprach er ihm mit zärtlicher Stimme zu. Langsam zog er ihm während

dem den Zügel über den Kopf, und unmerklich legte er ihm das Gebiß in's Maul, was das Thier ohne allen Widerstand geschehen ließ. Ich erinnere mich eines anderen Maulthieres, dem ein mexikanischer Fuhrmann den klassischen Namen Laïs gegeben hatte. La Laïs stand bei Freund Leandro in ebenso großer Gunst wie La Niña bei Freund Pedro. Einmal indessen sah ich ihn in unbeschreiblicher Wuth auf das Thier. Vor Zorn bebend erhob er das dicke Ende des Peitschenstieles gegen dasselbe. „O si fueras mejicana!“ — O daß du ein mexikanisches Thier wärest! — brummte er halblaut zwischen den Zähnen durch, indem er den Arm wieder sinken ließ. An der angelsächsischen Bestie wagte sich der Mexikaner nicht zu vergreifen. Wie in der Geduld, der Genügsamkeit und der guten Laune bei Anstrengungen und Entbehrungen, so zeichnen sich die mexikanischen Fuhrleute und Maulthierknechte vor den anglo-amerikanischen in einer bestimmten Beziehung auch durch bessere Sitten aus: sie fluchen nicht — denn die zuweilen vorkommende Wiederholung eines bekannten unanständigen Wortes der spanischen Sprache kommt gegen die in's Unglaubliche gehende Variation anglo-amerikanischer Fuhrmannsflüche gar nicht in Betracht.

Ein Deutscher ist in der Regel zu verständig, um in einem Fluche etwas anderes zu erkennen als eine nichtssagende Rohheit. Aber obgleich ich überzeugt bin, daß ich meinem Pferde so wenig schaden kann, wenn ich ihm fluche, wie ich ihm nützen könnte, wenn ich es segnete, muß ich doch gestehen, daß zuweilen ein Gefühl des Schauders über mich gekommen ist, wenn ich an irgend einer schlechten Stelle des Weges, wo unsere Wagen stecken geblieben waren, zwischen dem Knallen von zwanzig oder dreißig amerikanischen Peitschen, die sich

überbietenden Flüche aus zwanzig oder dreißig amerikanischen Fuhrmannsmäulern gehört habe: god damn you! what are you doing? — god damn your soul! — what are you about? — god damn your old soul! — god damn your heart! — god damn your old heart! — god damn your old crazy heart! god damn your old crazy soul to hell! — und so weiter. Die armen Bestien machen dazu ein Gesicht, so hoffnungslos und verzweiflungsvoll, daß es das härteste Herz, nur nicht das eines amerikanischen Fuhrmannes erweichen könnte. Ich fragte einmal einen unserer Mexikaner, welcher stolz darauf war, so viel englisch gelernt zu haben, um einen dieser Flüche mit vortrefflicher Aussprache vortragen zu können, ob er wisse was er sage. „Nein, Herr!" erwiederte er — „asi dicen los Americanos" — so sagen die Amerikaner. Ich übersetzte ihm nun die Worte. „Jesu Christo!" schrie der Mensch, indem er sich bekreuzte, — „das habe ich nicht gewußt." Nie habe ich ihn die Worte wieder aussprechen hören.

Von den Fuhrleuten und Maulthierknechten wird es erlaubt sein, auf die Maulthiere überzugehen, die in mancher Beziehung interessanter sind als jene. Das Naturell dieser merkwürdigen Bestien ist ein reiches Feld für den psychologischen Beobachter, und ich brauche diesen Ausdruck nicht gedankenlos oder ironisch. So gut es eine Menschenseele giebt, giebt es auch eine Thierseele, und ich glaube nicht, daß sie sich bei irgend einem Vieh auf eine interessantere Weise zu erkennen giebt, als bei dem Maulthiere.

Eine der auffallendsten Erscheinungen im Charakter des Maulthieres ist seine Abneigung gegen den Esel und sein Stolz auf jede Connexion mit dem Pferde, welche Gefühle von dem Esel mit Zudringlichkeit, von dem Pferde mit Gleich-

gültigkeit erwiedert werden. Geräth ein Esel, von der Eitelkeit getrieben, die seiner Race in dem berührten verwandtschaftlichen Verhältnisse eigen ist, unter eine Maulthierheerde, so ist die Wahrscheinlichkeit dafür, daß er von den hochmüthigen Vettern lahm, wenn nicht gar todt geschlagen wird. Ein Pferd unter einer Maulthierheerde nimmt dagegen eine hohe und bevorzugte Stellung ein. Die Maulthiere drängen sich um dasselbe, folgen seinen Bewegungen, und äußern unter einander eine heftige Eifersucht, welches von ihnen dem hohen Anverwandten am nächsten sein darf. Man benutzt diesen Charakterzug, um Maulthierheerden auf dem Marsche oder der Weide zusammenzuhalten, indem man der Heerde eine Pferdestute beigesellt, die, weil sie eine Glocke führt, die Glockenstute — the bell mare — von den Mexikanern die Mutterstute — la yegua madre — genannt wird. Indem dieses Thier Tag und Nacht von einem Menschen am Stricke geführt wird, hat man gleichsam die ganze Heerde in der Hand, die sich nicht von dieser Königin entfernt. Es ist daher sehr schwer die Heerde zu theilen oder einzelne Thiere von derselben abzutreiben. Der Mann, welcher die Stute führt, hat den Auftrag, im Falle eines Angriffs von Seiten der Indianer sich sogleich auf den Rücken des Thieres zu schwingen und in die Wagenburg zu flüchten, wohin ihm die Heerde unfehlbar folgen wird. Und selbst wenn es den Indianern gelingen sollte eine gewisse Zahl von Thieren abzusondern, wird es ihnen schwer werden dieselben fortzubringen. Sie werden jeden Augenblick versuchen umzukehren und man wird dadurch eine Möglichkeit erhalten die Räuber einzuholen und ihnen die geraubten Thiere wieder abzujagen. Die Indianer, freilich, suchen sich aus eben diesem Grunde womöglich der Stute zu bemächtigen, und wenn ihnen dies

gelingt, kann man annehmen. daß die ganze Heerde verloren ist. Gehen in einer Maulthierheerde mehrere Pferde, so ist Gefahr, daß die Heerde sich theilt. Man gestattet daher auf diesen Zügen den Pferden nicht, ledig zu gehen, sondern hält sie an der Leine. Pferde, wenn sie auch in einer Heerde von ihres Gleichen zusammenhalten mögen, bewahren den Maulthieren gegenüber ihre Superiorität und Selbständigkeit zu sehr, um sich an die Gesellschaft derselben zu binden.

Eine größere Maulthierheerde wird indessen in der Regel auch ein oder das andere ultrademokratische Individuum enthalten, welches zum Bewußtsein natürlicher Thierwürde und angeborner Viehrechte gelangt ist, und demnach aus einem gewissen Individualismus Prinzip macht. Solche im Bewußtsein fortgeschrittene Halb-Esel verlieren durch die sittliche Erhebung ihre Brauchbarkeit, wie denn die Kultur immer eine Eigenschaft auf Kosten der anderen zu entwickeln pflegt. Wir hatten bei unserer Heerde ein weißes Maulthier, welches sich regelmäßig zur Zeit des Anspannens von der Heerde absonderte. Wurde diese von der Weide in die Wagenburg getrieben, wo das Einfangen mit dem Lasso geschieht, so ging das weiße Maulthier mit bis hart vor den Eingang. Hier aber that es plötzlich einen Sprung zur Seite, jagte bis auf die Entfernung einer halben Meile davon, und beobachtete von seinem Standpunkte mit gespannter Aufmerksamkeit das Lager, bis der Zug sich in Bewegung setzte. Dann kam es ganz unbefangen herbei und schloß sich den Relaisthieren an, so daß es, während seine Brüder harte Arbeit zu verrichten hatten, eigentlich eine Vergnügungsreise vom Missouriflusse nach Chihuahua machte.

Die Scene des ersten Anspannens von einigen hundert

Maulthieren, welche bis dahin wild umhergelaufen sind und weder jemals einen Zügel im Maule, noch ein Geschirr auf dem Rücken gefühlt, läßt kaum eine Beschreibung zu. Die Wagen sind so aufgefahren, daß sie etwa drei Viertheile eines Ringes bilden, während das vierte Viertheil als Eingang in den Hof dieser Wagenburg übrig bleibt. Die Zwischenräume werden von Rad zu Rad mit Stricken geschlossen; die Maulthierheerde wird in den Hof getrieben, worauf der große Eingang durch ein vorgespanntes Seil ebenfalls gesperrt wird. Ein Paar Männer mit Peitschen sind an diesem Eingang postirt, um die Thiere zurückzutreiben, welche etwa Lust zeigen sollten, über das Seil zu springen oder unter demselben durchzukriechen. Die Mexikaner nennen diese Wagenburg, welche sowohl zum Einfangen der Thiere, wie zur Sicherheit gegen Indianer dient, corral, welches Wort überhaupt einen Hof oder eingeschlossenen Raum bedeutet, in welchem Vieh gehalten wird. Die Anglo-Amerikaner haben das Wort in carrel umgewandelt.

In diesem Raume nun denke man sich zwei- bis dreihundert wilde Maulthiere zusammengedrängt, und zehn bis funfzehn Männer unter ihnen, welche sich bemühen, einem der Thiere nach dem andern die Schlinge über den Kopf zu werfen, ihm das Gebiß in's Maul zu legen, und es hinaus an seinen Platz vor einem der Wagen zu führen, wo es angeschirrt und eingespannt werden soll. Bei einer Karavane von zwanzig bis dreißig Wagen, nimmt der erste Versuch den größten Theil eines Tages hinweg, so daß höchstens der weitere Versuch hinzugefügt werden kann, die Wagen in Bewegung zu setzen. Die Maulthiere kennen sämmtlich die gefährliche Wurfschlinge und suchen derselben auf alle mögliche Art auszuweichen. Die Heerde drängt sich bald auf dieser, bald auf jener Seite des

Corrals in einen dichten Haufen zusammen, die Köpfe nach innen gekehrt und so gut es möglich ist versteckt. Einzelne Thiere bergen ihren Kopf unter einen Wagen oder zwischen die Räder, so daß die geworfene Schlinge ihr rechtes Ziel nicht erreichen kann. Andere sind raffinirter. Sie stehen bewegungslos da und scheinen den Nacken geduldig der Schlinge hinzuhalten. Nur das Ergebung heuchelnde Auge, welches zugleich scharf den mit dem Lasso bewaffneten Mann fixirt, läßt irgend ein Schelmenstück ahnen. Jetzt schwingt dieser die Windungen seiner Leine um den Kopf. Sausend fliegt die Schlinge, so genau wie ein abgeschossener Pfeil, auf ihr Ziel. Das Thier steht wie eingemauert auf seiner Stelle; aber eine kleine Seitenbewegung seines Kopfes hat bewirkt, daß der Wurf daneben ging.

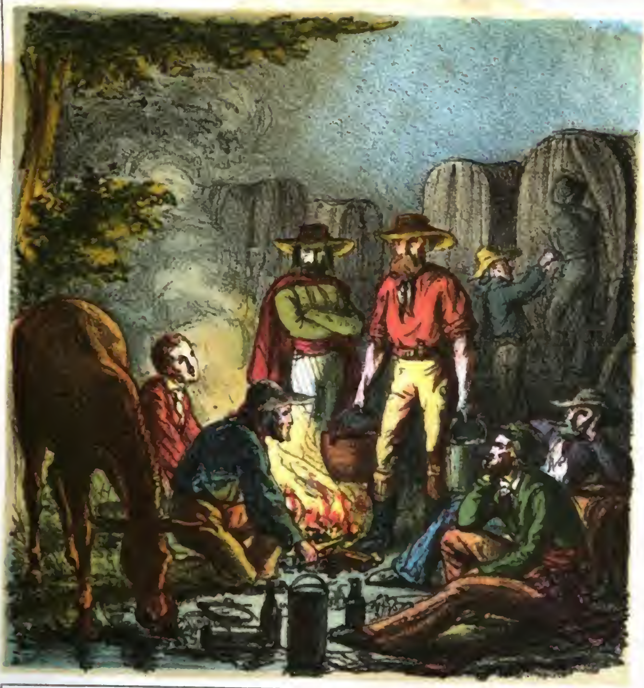
Indessen alle diese Kriegslisten können auf die Dauer nicht retten. Wie die Heerde von einer Seite des Corrals nach der anderen rast, fühlt eins der Thiere nach dem andern den Strick um den Hals. Wie toll drängt es sich nun in den dicksten Haufen der Heerde, den Mann, welcher die Leine an ihrem Ende hält, von einer Seite des Corrals zur andern schleifend. Diesem kommt nun ein zweiter und dritter zu Hülfe. Man hört das Röcheln des durch die Schlinge strangulirten Thieres durch den ganzen Tumult der wilden Scene. Endlich gelingt es, das Ende der Leine zwischen den Speichen des Rades durchzuziehen, und das Thier wird allmälig näher und näher an das Rad gebracht. Sowie es hart an demselben steht, wird der Strick um seinen Leib gespannt und abermals durch die Speichen gezogen, so daß es sich mit seinem ganzen Leibe in einer Schlinge befindet. Nun versucht man ihm das Gebiß mit Gewalt zwischen die Zähne zu bringen.

Eben scheint der Zweck erreicht zu sein; da hat das Geschöpf in seiner Verzweiflung die letzten Kräfte angewandt. Es hat sich auf den Boden geworfen, sich umwälzend die Beine aus dem Stricke gezogen, ist aufgesprungen, hat seine Bändiger gezwungen die Leine fahren zu lassen, und ist, die eng zusammengezogene Schlinge immer noch um den Hals, im dichtesten Knäuel der Heerde verschwunden. Nun beginnt die Hetze von Neuem, bis das Thier eine zweite Schlinge um den Hals hat. Halberdrosselt wird es jetzt auf den Boden geworfen und durch Anwendung jedes Gewaltmittels gebändigt, bis es das Gebiß im Maule und die Leine mit einer zweiten Schlinge um die Nase hat. Es wird aus dem Corral geführt und vor dem Wagen beginnt nun der Versuch es anzuschirren und einzuspannen. Hier wiederholen sich die gewaltsamsten Anstrengungen, und wenn man bedenkt, daß auf diese Weise vor jeden Wagen zehn Thiere gespannt werden müssen, und daß diese Vorgänge zu gleicher Zeit an verschiedenen Punkten im Corral und vor zwanzig oder dreißig Wagen vor sich gehen, so kann man sich einen Begriff von der Verwirrung der ganzen Scene machen. Vor den Wagen verwickeln sich die Thiere in das Lederzeug und die Ketten des Geschirres. Sie werfen sich auf den Boden, treten auf einander herum, schlagen sich, reißen sich gelegentlich los und gehen mit einem Theile des Geschirres durch, Mexikaner auf den besten Rennern der Karavane jagen ihnen nach. Ueber Stock und Stein geht die Hetze. Das flüchtige Maulthier, dem die Zugketten um die Beine schlagen, rast wie besessen davon, bis es abermals die Schlinge um den Hals hat, herangebracht und von Neuem eingespannt wird.

Sind endlich alle Wagen vollständig bespannt, so wird der Corral geöffnet. Die überzähligen Thiere mit der Glocken-

stute werden herausgelassen, und der Zug soll sich in Bewegung setzen. Zum ersten Male sollen die Thiere ziehen, zum ersten Male fühlen sie Zügel und Peitsche des Fuhrmannes, der seinen Platz auf dem Sattelthiere einnimmt. Neue Verwirrung! — Da ist es unmöglich das Gespann in Bewegung zu setzen, — dort versucht ein anderes mit seinem Wagen durchzugehen. — Hier strengt sich das eine Paar der Zugthiere verzweifelt an, während das andere zurückhält, — da kehrt das vorderste Paar geradezu um, reißt die folgenden nach sich und droht die Deichsel des Wagens abzubrechen. Dort fällt ein Thier, hier reißt eine Kette. Dazwischen knallen die Peitschen, schreien und fluchen die Fuhrleute. Endlich kommt ein Gespann in regelmäßigen Gang, aber plötzlich weicht es aus der Straße und zieht den Wagen in einen Morast oder fährt ihn zwischen Bäumen fest. Das zerrissene Geschirr muß ausgebessert, der Wagen aus dem Morast gearbeitet, der im Wege stehende Baum umgehauen werden. Ehe dies Alles geschehen ist, befindet sich ein anderer Wagen in ähnlichen Schwierigkeiten. So vergeht ein Tag der äußersten Aufregung und Anstrengung für Mensch und Thier, bis am Abend, vielleicht kaum tausend Schritte vom Ausgangspunkte entfernt, mit Mühe ein neuer Corral gebildet wird. Die Thiere werden ausgespannt, auf die Weide und zu Wasser getrieben. Die Mannschaft zündet sich ein Feuer an, und denkt an die Befriedigung von Hunger und Durst.

Am nächsten Morgen geht die Sache etwas besser. Bei vielen Thieren ist die widerspenstige Natur schon gebrochen. Die Leute haben bereits das Naturell vieler derselben kennen gelernt. Das Anspannen wird in drei bis vier Stunden verrichtet, und dem Zuge gelingt es, sich einige Meilen weit fort-



Eine Frachtwagenkarawane in den Wildnissen

zubewegen. Unter allen Umständen kostet das Anspannen eines Zuges von zwanzig bis dreißig Wagen mindestens gegen anderthalb Stunden Zeit.

Die Wagen haben ihre bestimmte Ordnung im Lager wie auf dem Marsche. Keiner darf dem andern vorfahren, und die Vorderen haben Befehl auf die Hinteren zu warten. Die Gefahr eines Angriffs von Seiten der Indianer macht es wünschenswerth, daß der Zug so gedrängt wie möglich reise. Zuweilen fährt man aus diesem Grunde in einer Doppelreihe, und ein großer Theil der Santa-Fé-Straße hat deshalb doppelte Wegespur.

Ich muß bei dieser Gelegenheit bemerken, daß die Straßen durch die Prairien großentheils gut befahren sind, so daß es eine sehr falsche Vorstellung sein würde zu glauben, man fahre auf diesen Reisen ohne Spur geradeaus durch die Prairien. Dann und wann freilich versucht ein unternehmender Karavanenführer einen neuen Weg, um einen Winkel abzuschneiden, zu einem Wasserplatz zu gelangen, oder eine Anhöhe zu umgehen, und dann muß er es sein, welcher mit seinen Wagen Bahn bricht. Die Räderspuren eines Wagenzuges sind indessen selbst nach mehreren Jahren in der Prairie noch erkennbar, indem sich diesen Spuren entlang eine veränderte Vegetation ansetzt. Krautartige Gewächse nämlich bekommen längs den Straßen die Oberhand über die Gräser, und nicht selten erkennt man an einer meilenweit sich durch die Grasfläche ziehenden Linie hoher Sonnenblumen den Lauf, welchen vor Jahren einmal hier ein Wagen genommen.

Gewöhnlich wird vom frühen Morgen an gefahren bis gegen elf Uhr, dann gerastet, gekocht, gegessen, die Heerde getränkt und auf kurze Zeit geweidet. Nachmittags wird eine

zweite Strecke zurückgelegt, womöglich noch vor Dunkelheit das Nachtlager gebildet, die Heerde zum Wasser und für die Nacht auf die Weide gebracht. Bei der Wahl des Lagerplatzes muß auf die verschiedenen Grasarten, welche als Viehfutter von sehr ungleichem Werthe sind, auf die Nähe, Qualität, Quantität und Zugänglichkeit des Wassers, die Leichtigkeit des Anfahrens und Abfahrens und die Sicherheit gegen Indianer Rücksicht genommen werden. Der Wagenmeister reitet zur passenden Zeit voraus, um die Gegend zu diesem Zweck zu rekognosciren, — eine in vielen Fällen nicht ungefährliche Aufgabe. Nicht selten indessen wird in Bezug auf die Tageszeiten die Reiseordnung umgekehrt, indem in der Nacht gereist und bei Tage gerastet wird.

Sowie ausgespannt ist, hat die erste Wache ihre Posten zu beziehen. Die Uebrigen zünden sich ihre Lagerfeuer an, bereiten ihr Mahl, essen, rauchen, plaudern und pflegen der Ruhe, bis die Reihe des Wachtdienstes an sie kommt. Die Mannschaft ist zu diesem Zwecke in Corps abgetheilt, von denen jedes seinen Führer hat, und die sich alle zwei Stunden ablösen. Unter dem Schutze dieser wohlbewaffneten Wache werden die Thiere während der Nacht auf der Weide gehalten. Kurz vor Tagesanbruch pflegt man indessen die Heerde in den Corral zu treiben, weil räuberische Indianerbanden diese Zeit am liebsten zu einem Angriffe wählen. Dann wird das Lager geweckt und das Anspannen beginnt.

Daß es zum Schlafen kein anderes Lager giebt als den Boden, auf welchem man eine wollene Decke oder ein Thierfell breitet, braucht kaum erwähnt zu werden. Der Sattel dient als Kopfkissen, und einige Decken geben dem Körper die nöthige Wärme. Das Gewehr wird mit unter diese genom-

men und ist der treue Schlafkamerad des Reisenden. Wenn der Boden trocken und nicht zu uneben ist, und wenn es nicht regnet oder schneit, wird man bald gelernt haben ein solches Nachtlager ganz behaglich zu finden. Im Regen mag man Schutz unter dem Wagen suchen, wenn man nicht etwa an diesem bevorzugten Orte in eine Pfütze oder einen Bach zu liegen kommt. Die Wagen sind mit einer über hölzerne Bogen gespannten doppelten Decke aus Segeltuch versehen, welche vorn so weit verlängert ist, daß sie bis auf die Spitze der Deichsel herabgezogen werden kann. Dies bildet ein Dach, unter welchem, auf die Deichsel gelegt, das Lederzeug trocken gehalten werden kann, und hier ist in der Regel das Lager des Fuhrmanns.

Was meine eigenen Bequemlichkeiten betrifft, so darf ich nicht verschweigen, daß wir mit einem Zelte versehen waren, welches in den ersten Nächten von mir und Robert benutzt wurde. Da jedoch die Mühe des Aufschlagens und Abbrechens hauptsächlich mir zufiel, und das Zelt seinen Schutz hauptsächlich gewährte, wann man ihn am wenigsten brauchte, bei schlechtem Wetter aber in der Regel vom Winde umgeweht wurde, so gab ich es auf mich dieser zweifelhaften Bequemlichkeit zu bedienen. Unsere Karavane hatte auch zwei Reisewagen bei sich, die ganz geschlossen werden konnten und deren Sitze sich in ein Lager verwandeln ließen. Der eine von ihnen stand zur Hälfte zu meiner Verfügung. Ich hatte dadurch die Bequemlichkeit zwischen Reiten und Fahren abwechseln zu können; für das Nachtlager aber zog ich in der Regel den Boden unter dem offnen Himmel vor, zum Theil, weil es mir unangenehm war, nicht zu jeder Zeit sehen zu können, was um mich vorgehe. Ich schlief auf einem Büffelfell und

hatte einige wollene Decken auf mir. Meine Kleider aber legte ich auf der ganzen Reise des Nachts niemals ab, und in den hundertundfünf Nächten, die wir auf dem Wege nach Chihuahua zubrachten, zog ich nur drei- oder viermal die Schuhe aus.

Die Nachtwachen sind übrigens der härteste Theil der Strapazen einer solchen Reise, besonders nach forcirten Märschen, wie sie zuweilen durch Wassermangel geboten werden. Selbst die stete Gefahr von einem Indianer überrascht und scalpirt zu werden, hat mich zuweilen unter solchen Umständen nicht abhalten können im Stehen einzuschlafen. Auf der ganzen Reise aber habe ich nur zwei- oder dreimal meinen Wachtdienst versäumt. Auf den Hochebnen von Neu-Mexiko, zwischen fünftausend und siebentausend Fuß über dem Meere, vermehrte im Oktober und November bittere Kälte das Unangenehme dieser nächtlich-militairischen Hirtendienste, von denen kein, mit einer solchen Karavane reisender Mann, er befinde sich denn, wie Herr M. in Gesellschaft seiner Gemahlin, befreit ist. Wie sich aber in den Vereinigten Staaten immer ein Theil der Bevorzugung, deren sich die Damen zu erfreuen haben, auf ihre Gatten oder Kavaliere ausdehnt, so hat die Fuhrmannsgalanterie auf den Prairiestraßen die zarte Praxis eingeführt, welche einen mit Gemahlin reisenden Mann vom Hirten- und Wachtdienste ausnimmt. In Folge dieser Praxis befand sich Herr M. in einer beneidenswerthen Lage und so oft mir auf der Wache eine Vergleichung meiner Situation mit der seinigen in den Sinn kam, klang mir Leporello's „Keine Ruh' bei Tag und Nacht" — in die Ohren und unwillkührlich begann ich die Arie zu intoniren. Ueberhaupt rief der Schneckengang der Zeit auf diesen Nachtwachen in mir alle möglichen musikalischen Erinnerungen aus dem langen Zeitraum von meiner Kindheit

bis zu meinem Abschiede von Europa hervor. Wenn ich mit „Guter Mond, du gehst so stille“ anfing, und mit „Schleswig-Holstein, stammverwandt“ endigte, konnte ich genau die zwei Stunden meiner Wachtzeit ausfüllen. Unterdessen hatte meine Stimme das Echo der Prairiewölfe geweckt, und ihr Geheul und Gewimmer dauerte bis zum Morgen.

Eigentlich waren meine musikalischen Unterhaltungen gegen das Reglement, und an besonders gefährlichen Stellen mußte ich mir auch dieselben versagen. Statt dessen wählte ich mir dann die Astronomie zum Zeitvertreibe, und setzte mich bald in den Stand, durch Hilfe der Sterne den Ablauf meiner Wachtzeit bis auf zehn Minuten beurtheilen, und von der oft eine Meile entfernten Heerde meinen Weg im Dunkeln über die Prairie oder durch einen mexikanischen Chaparral nach dem Lager zurückfinden zu können.

Alles zusammengefaßt hat das rohe und harte Leben auf einem solchen Zuge durch die Wildniß seine großen Reize, welche eine verlockende Gewalt über das Gemüth bekommen können; und in dem Augenblicke, in welchem ich dieses schreibe, weiß ich in der That nicht, ob sie nicht größer sind, als die der Civilisation. Jedenfalls habe ich einige der ungetrübtesten Stunden meines Lebens, in einem von jedem Drucke befreiten Seelenzustande, auf diesen Fahrten zugebracht. Der Erfahrene indessen sollte den Menschen der Civilisation vor diesen Reizen des Lebens in der Wildniß warnen. Wem das Schicksal die zweideutige Gunst erwiesen hat, beide genossen zu haben, wird ein getheiltes Herz behalten so lange er lebt.

VII.

Indianer-Häuptlinge.

Wir hatten unser Corral, erzählt Fröbel, an einem Flusse aufgeschlagen, auf dessen entgegengesetzter Seite wir ein großes indianisches Zeltlager erblickten, und bald kamen aus demselben zahlreiche Männer und Weiber durch den Fluß geritten, um uns zu besuchen. Mehrere große Häuptlinge und berühmte Krieger der nördlichen Comanchen beehrten uns bei dieser Gelegenheit mit ihrer Gegenwart — sämmtlich mit schriftlichen Zeugnissen über ihren Namen und Charakter versehen, die ihnen theils Herr Fitzpatrick, theils irgend ein in diesen Gegenden kommandirender Offizier der Armee der Vereinigten Staaten ausgestellt und die sie sich sehr beeilten, uns vorzulegen. Diese Zeugnisse — Legitimationen der einheimischen Fürsten gegen den durchreisenden Fremden — stellen in der That eine wunderliche Umkehrung des Paßwesens der alten Welt dar und sind zugleich die einzigen Pässe, welche im Gebiete der Vereinigten Staaten vorkommen. Der Wortlaut ist in der That oftmals von komischer Wirkung. Man nehme z. B. an, er heiße wie folgt: „Inhaber dieses ist der Rothe Aermel, ein berühmter Häuptling der Apachen, welcher in Freundschaft mit den Weißen lebt. Reisende werden wohl thun, ihm Achtung und Wohlwollen zu erweisen, indessen dabei immer auf ihrer Hut zu sein.“ Und darunter die Visa durchreisender Handelsleute: „Der Rothe Aermel hat unser Lager besucht und sich mit seinen Begleitern anständig be-

tragen" — so wie weiter: „Traut dem Kerl nicht, er ist ein verdammter Indianer." Wenn eine solche Legitimation mit der stummen Gravität vorgelegt wird, deren nur ein Indianer fähig ist, muß man seine Gesichtszüge beherrschen können wie ein Indianer, um nicht den Humor der Sache zu verrathen — eine Unvorsichtigkeit, die unangenehme Folgen haben könnte.

Was unsern damaligen Verkehr mit den Comanchen betrifft, so erschienen in unserm Lager außer einer Menge geringen Volkes die Häuptlinge To-ho-pe-te-ca-ne oder das „Weiße Zelt" und Way-ya-ba-tosha-a oder der „Weiße Adler". Die beiden Namen, so wie ihre Uebersetzungen sind den Legitimationspapieren entnommen, welche von diesen ausgezeichneten Personagen uns vorgelegt wurden. Nach ihnen trat ein älterer Mann auf, der sich eben so sehr durch seine würdige Haltung wie durch seine einfache Kleidung auszeichnete. Diese bestand in nichts als in einer blauen wollenen Decke, in die sein Körper gehüllt war. Sein Haar war kurz abgeschnitten nach der Mode der Weißen und es war an dem ganzen Manne keine Verzierung irgend einer Art wahrzunehmen. Er erschien in Begleitung eines gefangenen Mexikaners, der ihm als Dolmetscher diente und uns in Kenntniß setzte, daß es der große Häuptling Och-ách-tzo-mo sei, welcher uns besuche und in dieser einfachen Tracht und mit geschornem Haupte erscheine, weil er den Tod seines von den Pawnees gemordeten Sohnes betraure, für den er noch keine Blutrache habe nehmen können.

Die beiden vorher erwähnten jüngeren Männer dagegen waren vor uns im vollen Schmucke comanchischer Kriegshelden erschienen, in Leder gekleidet, mit reich verzierten Mocassins,

im Gesichte mit Zinnober bemalt, auf dem Kopfe mit Adlerfedern geschmückt, den dick und lang über den Rücken hinabhängenden Zopf mit abwärts immer kleiner werdenden silbernen Scheiben belastet, die, im Nacken mit der Größe einer mäßigen Untertasse beginnend, an der Spitze des Zopfes mit der Größe eines halben Thalers endigten. Diese silbernen Scheiben werden in Mexiko eigens für die Comanchen verfertigt und bilden einen namhaften Artikel in dem Handel mit diesen Barbaren, welcher am Presidio del Norte, zu San Carlos und am Presidio del Rio grande betrieben wird.

Zuletzt kam ein alter Mann in unser Lager, welcher über die ledernen Unterkleider des Indianers den hellblauen Flausrock eines Nordamerikaners aus dem Westen trug. Auf dem Rock waren zwei goldene Epaulettes befestigt, das eine derselben mitten auf der Brust, das andere auf dem Rücken mitten zwischen den Schultern hängend, womit der alte Comanchenfürst — denn nichts Geringeres war unser Gast — einen originellen Geschmack bekundete. Seine indianische Durchlaucht waren übrigens nicht zu stolz, sich gleich den übrigen Edlen des Volkes gegen uns durch seine Papiere zu legitimiren, auf welchen von der Hand des Kommandanten eines benachbarten Forts zu lesen stand, daß der Inhaber vormals einer der gefährlichsten und grausamsten Feinde der Weißen gewesen sei, neuerdings aber seine Gesinnung geändert habe und wegen seiner Macht unter den Comanchestämmen mit der größten Aufmerksamkeit, zugleich aber auch mit aller Vorsicht behandelt zu werden verdiene. Mit großer Formalität schüttelte der Mann denen, welche er für die Vornehmsten unter uns hielt, die Hand und versicherte uns seiner

Freundschaft. Wir rauchten mit ihm und bewirtheten ihn mit Kaffee, wie wir es mit den Andern gethan hatten.

Das Gesicht dieses Mannes war scharf markirt, die Stirn von tiefen Falten durchfurcht, die Nase groß und gebogen und über das rothbraune Gesicht hing in Schwänzen das straffe Haar, zwischen welchem das charakteristische, keinen Gedanken verrathende indianische Auge hindurchsah. Er hatte eine Frau bei sich — eine ziemlich bejahrte, dicke Person, deren Gesicht die Spuren einstiger Schönheit und den Typus der besseren mexikanischen Familien zeigte. Wahrscheinlich war die Frau in ihrer Kindheit einer solchen Familie geraubt worden. Sie stieg nicht von ihrem Pferde ab, auf welchem sie schrittlings saß, wie alle indianischen Frauen; auch mischte sie sich auf keine Weise in unser Gespräch mit dem alten Häuptlinge. Am Abend vor der Dunkelheit zeigte Och-ách-tzo-mo seine Autorität, indem er dem uns besuchenden Volke Befehl gab, unser Lager zu verlassen und sich nach Hause zu begeben. Gegen Einige, die nicht sogleich gehorchten, machte er von seiner Pferdepeitsche Gebrauch. Bald war unser Lager geräumt und wir konnten endlich die lang gewünschte Ruhe genießen.

VIII.

Der Prairie-Hund und seine Lebensweise.

Eines der interessantesten Thiere, die man auf den Prairien und den hohen Tafelländern antrifft, ist der Prairie-Hund, der in der That nichts Andres ist, als ein Murmelthier und mit Hunden nichts Charakteristisches gemein hat. Sein Aussehn und seine Lebensweise sind durchaus verschieden. Die canadischen Pelzthierfänger (trappers) pflegten das Thier einen „petit chien" zu nennen, und dies, vereinigt mit dem Laut, den es von sich giebt, der jedoch mehr ein Gezirpe oder Gekläffe als ein Bellen ist, ist Anlaß geworden, daß es den Namen „Prairie-Hund" bekommen hat.

Die erste Colonie dieser kleinen Geschöpfe, die wir antrafen (erzählt J. R. Bartlett, der in den Jahren 1850 bis 1853 als Chef der amerikanischen Grenzcommission Texas, Neu-Mexiko, Californien, Sonora und Chihuahua bereiste), war in Texas, nahe bei Brady's Creek, einem Arm des östlichen Colorado. Dies war die größte, die wir je sahen, und von einer so ausgedehnten habe ich nie gehört. Drei ganze Tage reisten wir durch diese Colonie, während welcher Zeit wir sie nicht aus dem Gesicht verloren. Ihre Wohnungen dehnten sich auf beiden Seiten, soweit unser Auge reichte, aus und ragten in kühnem Relief aus den Hügelchen hervor, die sie mit der aus ihren unterirdischen Höhlen heraufgebrachten Erde aufgeworfen hatten. Einzeln genommen ist die Ausdehnung ihrer Wohnungen gewöhnlich ungefähr 10 Yards

(30 Fuß), und die Hügel enthalten jeder zwischen einer und zwei Karrenladungen Erde. Manchmal haben sie einen, dann wieder zwei Eingänge, die sich in einem Winkel von ungefähr 45 Grad senken. Bis zu welcher Tiefe sie sich erstrecken, habe ich nie in Erfahrung bringen können und weiß nur, daß die häufigen Versuche, die Thiere durch große Quantitäten Wassers, das man in ihre Höhlen gießt, an die Oberfläche zu treiben, selten Erfolg gehabt haben.

Ein gut gebahnter Weg erstreckt sich von dem einen dieser Hügel zu dem andern und zeigt, daß zwischen ihren Bewohnern eine nahe Freundschaft oder vielleicht eine Familienverbindung besteht. Wir nahmen an, daß diese Colonie oder „Hundesstadt", wie man sie nennt, eine Längenausdehnung von wenigstens 60 (englischen) Meilen hatte, da wir zu jener Zeit 20 Meilen den Tag zurücklegten. Was ihre Breite betrifft, so konnten wir über diese kein bestimmtes Urtheil gewinnen, aber angenommen, daß sie nur die Hälfte der Länge gehabt habe, so kann man sich eine Vorstellung machen von der ungeheuren Anzahl Thiere, die diese sogenannte Stadt enthält.

Auf dem größten Theil dieser Strecke war das Land flach und mit kurzem Grase bedeckt, das wahrscheinlich deshalb so kurz war, weil diese Thiere davon fressen. Ein paar zerstreute Mezquitbäume wuchsen auch noch unter ihnen. Flüsse geben keine Grenze für die Colonie ab, denn die Thiere fanden sich an beiden Ufern mehrerer Ströme. An verschiedenen Punkten bemerkte ich eine Colonie auf dem Gipfel von Hochebence oder Hügeln, wo das Land äußerst unfruchtbar und die Gräser so spärlich waren, daß man gleich schloß, sie müßten für ihre Existenz gänzlich unzureichend sein. In

diesem Falle war es denn auch offenbar, daß die Colonie in keinem blühenden Zustande war, denn viele der Wohnungen waren verlassen.

Ueber die Lebensweise dieser Thiere kann ich nur wenig aus eigener Beobachtung sagen, obgleich ich Tausende von ihnen gesehen habe. Ich würde gern einen Tag darauf verwandt haben, mich in ihrer Nähe zu verstecken und ihre Bewegungen zu beobachten, aber wenn wir an die interessantesten Punkte kamen, waren wir eben auf der Wanderung begriffen und konnten nicht Halt machen. Major Long behauptet in seiner Reise nach den Rocky Mountains, daß sie den Winter in einem lethargischen Zustande zubringen. Andre Reisende läugnen das und behaupten im Gegentheil, daß sie den Winter, sobald das Wetter milde ist, aus ihren Höhlen hervorkommen. Ich selbst habe sie an ziemlich kalten Novembertagen im Freien gesehen. Selbst in den weiter nördlich gelegenen Ebenen, wo der Schnee Wochen lang den Boden bedeckt und die Kälte scharf ist, sieht man sie im Winter häufig außerhalb ihrer Wohnungen.

Woher sie Wasser bekommen, ist eine Frage, die die Naturforscher schon in Verlegenheit gesetzt hat. Einige Reisende behaupten, sie graben so tief bis sie es finden. Das kann aber nicht so sein; denn ich habe sie auf trockenen Hochebenen gesehen, zwanzig Meilen vom Wasser entfernt und an Stellen, wo auch kein Thau war.

Die Farbe des Prairie-Hundes ist hellbraun. Der untere Theil seines Körpers, sowie Gesicht und Hals sind von einem weißlichen Gelb. Seine Größe variirt zwischen der eines grauen Eichhörnchens und der eines virginischen Murmelthieres, mit dem er in seiner Gestalt größere Aehnlichkeit

hat, als mit irgend einem andern Thiere. Der Körper eines ganz ausgewachsenen Exemplars ist ungefähr 12 Zoll lang; der Schwanz, der buschig ist, zwischen drei und vier. Er steht aufrecht wie ein Eichhörnchen und der Schwanz ist in beständiger Bewegung, besonders wenn er auf der Spitze seines kleinen Hügels sitzt und seinen Genossen zuzirpt. Wenn wir uns ihren Dörfern näherten, schien von Einem, der auf einem Hügel in den Vorwerken als Schildwache aufgestellt war, ein Allarmzeichen gegeben zu werden. Sobald dieses Signal gegeben war, begann ein allgemeines Ausreißen, um nach Haus zu kommen, und man sah die Einen hierhin, die Andern dorthin laufen. Wenn sie ihre Wohnungen erreicht hatten, pflegten sie aufrecht an den Eingängen stehen zu bleiben und während ihre Köpfe dann aber noch aus denselben hervorguckten, unterhielten sie ein unaufhörliches Zirpen und ließen ihre Schwänze spielen, bis wir vorüber waren. Kamen wir noch näher oder ganz nahe an sie heran, so sahen wir wohl hie und da Einzelne einen Purzelbaum schlagen und so in ihre Löcher gelangen und verschwinden.

Es ist nicht leicht ihrer habhaft zu werden; denn sie standen immer am Eingang ihrer Höhlen, so daß sie, wenn wir sie auch trafen, hineinfielen. Ich glaube nicht, daß auf zwanzig Schüsse, die wir manchmal thaten, mehr als ein Exemplar uns in die Hände fiel.

Wie man sagt, ist dieses Murmelthier ein guter Braten; aber zu der Zeit, wo wir die ebengenannten schossen, waren unsere Vorräthe reichlich und es ließ sich Niemand bewegen, sie zu kosten. Späterhin, als unsere Rationen kleiner wurden, hätte sich, glaube ich, Keiner von uns bedacht, sie zu essen.

Oft wohnen Kaninchen mit diesen Thieren zusammen, oder, was wahrscheinlicher ist, sie nehmen die von den letzteren gebauten Wohnungen in Besitz. Die Lebensweise eines Kaninchens führt es in Gegenden, wo mehr Gebüsch ist und nicht eine kahle Ebene. Es ist daher wahrscheinlich, daß die Kaninchen, die man unter den Prairie-Hunden antrifft, bloße Wanderer sind, die sich von ihren eigentlichen Wohnungen verirrt haben und, als sie auf ihrem Wege ein schon ausgebautes bequemes Quartier fanden, das sie der Mühe überheben konnte, selbst zu graben, die schwächeren Thiere vertrieben, und Besitz von ihren Höhlen genommen haben.

Eine kleine braune Eule wohnt auch oft bei den Prairie-Hunden. Man findet sie fast immer auf ihren Hügeln stehen, wo sie vielleicht als Schildwache dient; die Colonie hat aber theuer dafür zu zahlen. Sie ist ohne Zweifel ein Eindringling und nach den bekannten Eigenthümlichkeiten dieses Vogels zu schließen, unter denen eine in der Liebhaberei für Feldmäuse, Maulwürfe und andere kleine vierfüßige Thiere besteht, ist kein Zweifel, daß sie die Wohnungen der Prairie-Hunde nur aufsucht, um die Jungen derselben zu verzehren. Die Eltern dieser Jungen müssen wenig Muth haben, daß sie einem so kleinen Vogel, wie diese Eule ist, erlauben, mit ihren Abkömmlingen sich zu nähren.

Aber der bedenklichste Eindringling in den Hundestädten ist die Klapperschlange. Ich hatte oft sagen hören, daß dieses Reptil sich unter ihnen finde, glaubte aber, es müsse Zufall sein, bis ich mit eigenen Augen sah, wie oft es vorkommt. In einem Fall sah ich mehrere dieser widerwärtigen Thiere in eine einzige Höhle recht in der Mitte einer Hundestadt eindringen. Niemand wird glauben, daß zwischen Thieren

von so verschiedener Natur irgend welche Freundschaft bestehen sollte, und es kann kein Zweifel darüber obwalten, daß die Klapperschlange ihre Wohnung zu schlimmen Zwecken unter ihnen aufschlägt. Die Prairie-Hunde können sie natürlich nicht vertreiben und sind daher gezwungen, sie in dem ruhigen Besitz jeder beliebigen Höhle, die sie betritt, zu lassen und ihr zu gestatten, sich gelegentlich an den jüngeren Gliedern der Genossenschaft zu sättigen.

Ich habe die Prairie-Hunde in Texas, Neu-Mexiko, Chihuahua, Sonora und Californien gesehen.

IX.

Der Tod des Naturforschers.

An dem Fuße der Berge des Rio Grande (Rio Bravo), den Ausläufern der Cordilleren, an den steilen hohen Ufern der Leone, eines der vielen östlichen Nebenflüsse dieses gewaltigen Stromes des westlichen Amerika's stand meine Wohnung. Jahre waren schon seit der ersten Gründung meiner Ansiedelung verstrichen und immer gehörte es noch zu den großen Seltenheiten, einen fremden Weißen in unserer Mitte begrüßen und bewirthen zu können, und wenn ich auch häufiger mit dem nächsten Städtchen in Berührung kam, als im ersten Jahre meiner Niederlassung, so war doch von einem Verkehr noch gar keine Rede. Ich ritt selbst jedes Jahr einigemal dorthin, brachte auf Maulthieren die vorräthigen Häute,

Wachs, Talg u. s. w. zu Markte, und nahm dann auf ihnen wieder Provisionen, Werkzeuge, Pulver und Blei u. s. w. mit zurück. Bei dieser Gelegenheit empfing ich dann auch die während dieser Zeit angekommenen Briefe aus der alten Heimath, übergab die meinigen dorthin zur Post, holte die Bücher verschiedener Art, welche ich theils von Europa, theils von New-York kommen ließ, und damit war wieder der Verkehr mit der Welt auf ein halbes Jahr abgethan.

Es hinterließen die Maulthiere und Pferde bei diesen Ritten allerdings hier und dort in thonigem Boden Spuren, die aber leicht durch schwere Gewitterregen verwischt und durch eine bedeutende Heerde darüber wandernder Büffel zertreten, auch dem besten Spürauge nach und nach unkenntlich wurden. Auch hielt ich bei diesen Reisen nicht einmal immer denselben Weg, da ich stets nach dem Kompaß ritt, und nach den verschiedenen Jahreszeiten auch meine Richtung änderte, indem ich Gegenden zu passiren hatte, welche zu gewissen Zeiten Ueberschwemmungen ausgesetzt waren, und wieder andere, wo das Wasser manchmal nur sehr spärlich vorkam.

Die Ansiedelungen von Osten her waren um nichts weiter vorgerückt. Die ersten zwei Drittheile des Landes waren eine elende sandige Gegend, ohne Gras, mit schlechten verkrüppelten Eichen hier und dort bestanden, sehr bergig und meist ohne Wasser oder nur mit schlechtem Wasser versehen, wo es Niemanden einfallen konnte, sich niederzulassen und für den Besitz des Landes die Gefahren des Pioniers zu übernehmen. Weiter zu mir heraus wagte Niemand zu gehen, da schon viele Versuche gemacht worden, auf diesem reichen Lande festen Fuß zu fassen, die aber sämmtlich unglücklich ausgefallen waren und von denen der letzte an den Quellen der Leone einer

Familie von neunzehn Personen den gänzlichen Untergang brachte; oftmals habe ich auf diesem Platze bei meinen Jagdzügen die Gebeine derselben in der Sonne bleichen sehen.

Es war, wie gesagt, in meiner Lage nichts geändert, als daß ich bequemer und sicherer eingerichtet war; nur blieb die Gegend immer noch eine Wildniß, zu welcher ein einzelner Neugieriger nicht gelangen konnte, ohne seinen Scalp für das Wagniß einzusetzen.

Sehr verwundert war ich darum eines Morgens, als der Wachthabende meiner Leute zu mir in mein Haus trat und mir meldete, daß ein Weißer allein in der Prairie am Flusse herunter geritten käme, und zwar auf einem Maulthiere, welches in einer Indianergegend das allerunpassendste Reitthier ist. Ich lief mit dem Fernglas hinaus auf den Vorbau an der südöstlichen Ecke des Forts und fand nicht nur die Angabe des Wächters bestätigt, sondern auch, daß der Mann nicht einmal ein Gewehr trug, wenn er es nicht in zwei ungeheuern Packen, die auf beiden Seiten seines Maulthiers schaukelten, verborgen hatte.

Näher und näher kam der Reiter, jetzt auf den Höhen aus dem Grasmeere auftauchend, und dann wieder in den Vertiefungen verschwindend. Endlich wurde unsere wachsende Neugierde befriedigt, und mit unschuldig freudigem Lächeln begrüßte uns ein Weißer, ein Deutscher. Auf meine Frage, wo um Gotteswillen er so allein, und sogar ohne Waffen herkäme, lächelte er und sagte in ächt sächsischem Dialekt: „Nun, aus dem Settlement; ich habe Ihre Maulthierfährten recht gut finden können; Herr Jones hat mich einen ganzen Tag begleitet, und während der vier letzten Tage habe ich Niemanden gesehen."

Bald stellte es sich heraus, daß er Kreger heiße, Botaniker sei und zu mir komme, um die Flora unserer Gegend, die noch nie gesammelt sei, auszubeuten. Er hatte zu diesem Behufe zwei ungeheure Packen Löschpapier mitgebracht, welche an seiner Liese — so nannte er sein Schlachtroß — hingen, die wie Wollsäcke in einer Batterie ihn recht gut gegen Indianerpfeile hätten schützen können, wenn er etwas gehabt hätte, was er dagegen hätte zurücksenden können; er hatte aber nur ein Terzerol in seiner Hosentasche stecken, das nach allen möglichen Versuchen, die wir damit anstellten, durchaus nicht abzufeuern war. Es war ihm die Gefahr, der er sich durch die Reise zu mir unterzog, von Jedermann vorgestellt worden, und der letzte Pionier, den er passirte, ein Herr Jones, hatte ihn noch mit Gewalt zurückhalten wollen, aber er hatte dazu gelacht und immer behauptet, ein Indianer könne ihm auf seiner Liese nichts anhaben.

Es giebt Menschen, die sich leichtsinnig in Gefahren stürzen, weil die Gefahr selbst etwas Reizendes, etwas Begeisterndes für sie hat, und die solche suchen, um eine Gelegenheit zu haben, die Kraft, welche sie in sich fühlen, dagegen anwenden zu können; es giebt Andere, welche sich in Gefahren begeben, um sich vor der Welt als Helden zu zeigen, während es bei ihnen doch mit der eigentlichen Courage gar so weit nicht her ist; endlich giebt es noch Andere, welche ganz unbefangen und vergnügt sich großen Gefahren unterziehen, weil sie solche durchaus nicht kennen, und es ihnen gar nicht in den Kopf will, daß sie existiren, bis sie von denselben überrascht und verschlungen werden. Zu diesen Letzteren gehörte unser neuer Bekannter, Herr Kreger; wir suchten ihm Alle begreiflich zu machen, wie unsinnig er gehandelt habe,

und wie er nur durch einen wunderbaren Zufall den langen einsamen Weg zu uns zurückgelegt und Nachts bei einem ungeheuern Feuer geschlafen, ohne von einem Indianer bemerkt worden zu sein, was unbedingt seinen Tod zur Folge gehabt haben würde; er lächelte zu Allem und meinte, es würde wohl so schlimm damit nicht sein, wobei er seiner Tabaksdose, welche er selten aus der Hand ließ, fleißig zusprach.

Was seine Absicht betraf, von hier aus seine Excursionen zu machen, so stellte ich ihm die Unausführbarkeit derselben vor, da er während meiner Jagdzüge mit mir nicht sein Studium betreiben könnte, indem ich nicht bei einzelnen Pflanzen verweile, wenn ich das Wildpret verfolge, er mir auch als Nichtjäger nur eine störende Gesellschaft wäre; vom einsamen Umherstreifen aber könne durchaus keine Rede sein, und ich belegte ihm dies durch viele Mittheilungen über meine Erlebnisse seit der Gründung meiner Ansiedelung. Ich nahm ihn aber nichtsdestoweniger freundlich auf, wies ihm eine Stelle für sein Nachtlager, einen Platz bei Tische an, zeigte ihm, wo er Korn für seine Liese bekam, wo er sie zu Wasser bringen sollte, wo er sich seine Wäsche waschen könne und machte es ihm mit Einem Worte so bequem wie es in meinen Kräften stand.

Ich hatte schon lange die Absicht gehabt, einmal entlegenere Nachbarländer, als diejenigen, welche ich auf meinen Jagdzügen kennen gelernt hatte, zu durchforschen, namentlich die Fortsetzung unserer Hochebenen nach Norden, wo ich noch nicht sehr weit vorgedrungen war, und hatte schon Vorbereitungen zu dieser Wanderung getroffen, als Herr Kreger uns mit seiner Gegenwart überraschte. Am Tage nach seiner

Ankunft hatten wir einen Spaziergang um das Fort nach dem Felde und nach dem Garten gemacht, wobei er alle Augenblicke unsere Unterhaltung unterbrach und irgend ein kostbares Kräutchen aus dem Grase hervorzog, um es seiner Blechbüchse einzuverleiben, welche er stets seine Kanone nannte, während er über meinen im Gürtel steckenden Revolver und die Büchse lachte, welche ich bei mir trug. Bei dieser Gelegenheit theilte ich ihm mit, daß ich in Kurzem eine Reise nach dem Norden antreten würde, wobei er, wenn er sie mitmachen wollte, Gelegenheit hätte, seinen Sammlungen obzuliegen, da sich meine Jagden auf dieser Tour nur auf meinen wirklichen Fleischbedarf beschränken würden. Er war entzückt und bat mich dringend um die Erlaubniß daran Theil nehmen zu dürfen, die ich ihm ertheilte, mit der Bemerkung, daß er dabei eines meiner Pferde reiten müsse, wozu ich ihm den Falben besonders empfahl.

Da war ich aber auf das unrechte Thema bei ihm gekommen, denn die Qualitäten seiner Liese besaß keines meiner Thiere, und er bot sofort Wetten an, daß keines meiner Pferde sie einholen könne. Spaßes halber wurde der Falbe und Liese gesattelt, ein Mosquitobaum in der Prairie ungefähr eine halbe englische Meile vom Fort zum Ziel erkoren und fort sprengte der Naturforscher auf seinem Maulthiere und ich auf dem Falben über das hohe Gras. Es war in der That auffallend, wie gut die Liese lief; den dürren Rattenschwanz strack von der rechten Seite weghaltend, und die ungeheuern Ohren wie ein Paar Flügel spitz nach vorn streckend, nahm sie den Hagel von Knutenhieben, der auf sie fiel, ganz vergnügt hin, und langte nur ungefähr zwanzig Schritt nach mir beim Ziele an.

Ich lachte herzlich über die höchst amüsante Erscheinung unsers Naturbeflissenen und gab ihm meine Verwunderung zu erkennen über die Schnelligkeit seines Thieres, bemerkte ihm aber zugleich, daß ich dennoch für nichts in der Welt darauf einen Ritt nach jener Gegend unternehmen würde, da ich den störrischen Eigensinn der Maulthiere überhaupt zu gut kannte und wußte, daß wenn sie einmal laufen sollen wo es darauf ankommt, sie es gerade nicht thun, und sie dann kein Feuer, kein Schwert von der Stelle zu bringen im Stande ist. In Kreger's unbedingtem Glauben an seinen Liebling brachten aber alle solche Bemerkungen und Vorstellungen keine Aenderung hervor, und als ob der eigensinnige Charakter eines Maulthiers durch mehrjähriges freundschaftliches Zusammenleben mit seiner Liese auf ihn übergegangen wäre, blieb er felsenfest bei dem Vorsatz, nur ihr seine Person auf der bevorstehenden Excursion anzuvertrauen.

Etwas über eine Woche ging mit Vorbereitungen zu unserer Reise hin, die im Ganzen sehr einfach waren; sie bestanden im Abnehmen der Hufeisen von den Füßen meines Czar's und öfterem Einschmieren derselben mit Bärenöl, denn der Spur eines beschlagenen Pferdes folgen die Indianer wie die Wölfe einer blutigen Hirschfährte, im Mahlen von Kaffee und dessen Einstampfen in Blasen, im Backen von hartem Zwieback, Kugelgießen, Anfertigen von Patronen und im Flechten von zwei neuen Lassos, wozu ich mir zwei frische Büffelhäute geholt hatte, bei welcher Jagd mich mein Botaniker auf seiner Liese begleitete und stolz darauf war, daß er mir den vollständigsten Beweis ihrer Unübertrefflichkeit gegeben zu haben glaubte, da sie beim Jagen mit ihrer breiten Nase meinem Czar immer wie sein Schatten auf dem Schweif

folgte. Beim Anfertigen der beiden Lassos war mir Herr Kreger behilflich: die Haut wurde mit den Haaren auf dem glatten Grase mit hölzernen Nägeln rund herum straff befestigt, das sehr scharfe Messer in der Mitte eingestochen und von da aus ein fingerbreites Band im Zirkel herum immer weiter und weiter daraus geschnitten, bis die ganze Haut in einen sehr langen Riemen verwandelt war. Dieser wurde nun zwischen Bäumen ausgespannt, mit einem sehr scharfen Messer von den Haaren befreit, in fünf gleich lange Stücke geschnitten, jedes einzelne in einen Knäul aufgerollt und aus ihnen der besagte ungefähr vierzig Fuß lange Lasso geflochten, der sodann zwischen Bäumen ausgespannt, mit großen Steinen und Stücken Holz beschwert und so möglichst in die Länge gestreckt wurde.

Ist nun ein solcher Strick an der Luft etwas abgetrocknet, so wird er mit Bärenfett getränkt, bleibt dann für immer zart und geschmeidig und kann sehr großer Kraftanstrengung widerstehen.

Der von Herrn Kreger angefertigte war, wenn auch nicht eben sehr glatt und gleichmäßig geflochten, gleichwohl für den Gebrauch recht gut gerathen, und machte ihm, als eine Vervollkommnung der Ausstattung seiner Liese, sehr große Freude.

Das eine Ende dieses Lassos wird um den Hals des Pferdes befestigt; er wird aufgerollt, mit einem Riemen an den Sattel gebunden, beim Grasen des Thieres losgerollt und mit dem Ende an einem Baum oder Busch angebunden.

Der Tag unserer Abreise kam heran, der Vormittag wurde damit zugebracht, unsere Thiere zu satteln und unser Gepäck zweckmäßig und möglichst bequem für Reiter und Pferd zu vertheilen, worauf viel ankömmt, da eine so schwere Last

in dem heißen Klima das Pferd leicht auf dem Rücken drückt, wodurch man nicht nur sehr aufgehalten, sondern auch wohl genöthigt werden kann, zu Fuße zu gehen, was in einer Gegend, wo keine Wege sind, sehr mühselig und langwierig ist.

Endlich war der Naturforscher mit sich selbst und mit der Ausstattung seiner Liese fertig, die nun eher einem Rhinoceros glich, als einem Zwitter von Pferd und Esel. Vorne zu beiden Seiten des Sattels hingen die mächtigen Packen Löschpapier über den großen mit Bärenfell bedeckten Pistolenholstern, die neben zwei von mir gelieferten langen, sehr guten Sattelpistolen mit Zwieback, Kaffee, Pfeffer und Salz, Schnupftabak u. s. w. vollgestopft waren. Ueber dem Sattel lag der Mantelsack, welcher in zwei großen ledernen Taschen bestand, die zu beiden Seiten hinter dem Schenkel des Reiters neben dem Sattel hingen und in der Mitte durch ein ebenso breites Leder verbunden waren, worauf der Mann seinen Sitz hatte. Der Lasso hing, in eine Menge Schlingen zusammengebunden, vor dem Löschpapier an der linken Seite von Liese's Vordertheil, von welchem wenig oder gar nichts zu sehen war, während zu beiden Seiten derselben hinter dem Sattel Bratpfannen, Kaffeetöpfe und ein Trinkbecher von Blech bei jeder Bewegung des Thieres eine nicht eben liebliche Musik machten. Ueber diesen ganzen Haushalt war nun noch eine riesenhafte Büffelhaut ausgebreitet und mit einem breiten Gurte um den ungewöhnlich starken Leib der Liese befestigt, so daß diese nur mit dem Kopfe und dem Schwanze wie eine Schildkröte daraus hervorsah. Um das Bild vollkommen zu machen, hatte das Thier noch zwei große Büsche von einer Sommerpflanze, welche wir spanische Maul-

beere nennen, hinter den Ohren stecken, als ein sehr zweckmäßiges Mittel, die Fliegen abzuhalten.

Ich hatte Kreger wiederholt auf den Unsinn aufmerksam gemacht, die arme Liese mit diesem Panzer zu umgeben, worin sie sich todt schwitzen mußte; er meinte aber, ich hätte ja auch eine Haut über meinem Sattel liegen, und sie solle ihn Nachts gegen den Thau und gelegentlich gegen den Regen schützen.

Auf dem Rücken dieses Ungethüms nahm nun unser Naturforscher seinen Platz mit einem chocoladenbraunen, in's Röthliche spielenden, langen Rock von homespun, einem auf dem Lande bei einem Pflanzer verfertigten Wollenzeug, einer eben solchen, jedoch mehr gelb angelaufenen Hose, zwei altritterlichen, ungeheuern mexikanischen Sporen an den Füßen, deren Räder den Umfang eines Thalers hatten, und einem aschgrauen Filzhut mit sehr großem in vielen Falten sich herabneigenden Rande auf dem Kopfe, unter welchem sein langes, doch ziemlich frisches Gesicht mit den großen blaßblauen Augen und dem sehr geräumigen, ewig lächelnden Munde hervorsah, und der von seinen langen strohgelben Haaren nur die auf seinen Schultern liegenden Enden der Sonne preisgab. Ueber seiner rechten Schulter hing seine große blechene Botanisirbüchse, und über der linken eine große mit Rehposten geladene Doppelflinte von mir, ihre langen Läufe nach oben streckend; den Hut hatte Kreger mit einem grünen Busche versehen, und sich wiederholt aufrecht in seine hölzernen mexikanischen Steigbügel stellend, schwang er einen Kantschu in seiner Rechten und erklärte sich zum Wegreiten fertig.

Ich ritt Czar mit meiner tagtäglichen Ausrüstung, nur

daß ich auch eine Reittasche, mit Provisionen angefüllt, hinter mir über dem Sattel liegen hatte, den wie gewöhnlich eine Tigerdecke bedeckte; etwas mehr Provisionen so wie mehr Pulver und Blei war Alles, was Czar an Gewicht mehr als sonst zu tragen hatte, und es war im Ganzen zu unbedeutend, als daß er es hätte fühlen können. Nachdem ich meinen Leuten wiederholt ganz besondere Vorsicht und Sorge anempfohlen hatte, sagten wir ihnen ein herzliches Lebewohl und bald hörten wir das Thor sich hinter uns schließen.

Es war Nachmittag, als wir ungefähr eine Viertelmeile unterhalb des Forts von der Prairie rechts ab in eine tiefer liegende Niederung nach dem Flusse zu ritten, wo derselbe im rechten Winkel auf eine lange Strecke eine nördliche Richtung annahm und in dieser Biegung so flach war, daß wir bequem hindurchreiten konnten, während zu beiden Seiten das Wasser eine Tiefe von einigen zwanzig Fuß hatte. Für den Fremden hat der Anblick dieses Flusses etwas ungemein Schönes und Reizendes, sein Wasser ist bis in die größte Tiefe so klar, daß, wenn dasselbe sich nicht bewegte und keine Gegenstände, als Laub, Reisholz u. s. w. mit sich führte, man kaum mit Bestimmtheit sagen könnte, ob das Flußbett Wasser enthalte oder nicht. Am deutlichsten sieht man dies an Pferden, welche zum erstenmale einen solchen Fluß durchgehen oder durchschwimmen sollen; sie sind in der Regel sehr schwer dazu zu bewegen und wenden immer wieder um, schnaufend in die klare Tiefe schauend, deren Wasserinhalt sie nicht zu taxiren wissen. Jedes Steinchen, jedes Grasspitzchen auf dem tiefsten Grunde sieht man so deutlich, als ob kein Wasser darüber hinzöge, und man kann jede, auch die kleinste Bewegung der unzähligen Fische und Schildkröten, mit denen die Gewässer

jener Gegend angefüllt sind, deutlich beobachten. Dabei sind diese Flüsse mit der allerreichsten, üppigsten Vegetation an ihren Ufern geschmückt, und es ziehen sich von den Spitzen der himmelhohen Bäume die riesenhaften Weinranken von einer Seite derselben zur andern, an welchen sich dann wieder Tausende von andern Schlingpflanzen weiter ranken und mitunter einen hängenden Wald über den pfeilschnell forttobenden Wellen bilden. Die meisten dieser Schlingpflanzen zieren die Wälder mit einem prachtvollen Blumenflor, und häufig findet man Bäume so dicht damit überwachsen, daß man von ihrem eigenen Laube gar nichts mehr sehen kann. Die Strömung in diesen Flüssen ist so heftig, daß es sehr gefährlich ist, sie zu durchreiten, besonders da wo das Wasser tief genug ist, um den Bauch des Pferdes zu fassen, welche Gefahr noch durch die äußerst glatten schneeweißen Seifensteine, die deren Grund bedecken, vermehrt wird.

Ich ritt voran in den Fluß hinein, und Liese folgte geduldig hinter mir her; doch kostete es viele Ueberredung, meinen Begleiter davon abzuhalten, einige Schritte weiter im Flusse hinunter zu reiten, um von den schönen Wasserblumen, welche auf der Oberfläche schwammen, einige Exemplare hervorzuziehen, indem er glaubte, es wäre gar nicht tief, während er mit sammt seiner Liese dort versunken wäre und in dem furchtbaren Strome, schwer bepackt, wie er war, nie wieder lebend das Land erreicht haben würde. Ich erinnere mich, daß ich diesen Fluß auf der Jagd zu Pferde an Stellen durchschwommen habe, wo der Strom gerade recht heftig war und meine mir folgenden Hunde durch denselben fortgerissen und weiter unten über Felsen gerollt wurden, so daß sie, als sie endlich doch das Ufer erklommen hatten, auf dem ganzen

Rücken und Kopf geschunden waren und blutend in einem jämmerlichen Zustande zu mir kamen.

Wir erreichten ohne Schwierigkeit das jenseitige Ufer und folgten einem uralten, mehrere Fuß tief ausgetretenen Büffelpfade in den Wald, welcher sich in der Breite einiger Stunden an dem Flusse hinunter zieht. Wenn man auch noch so kurze Zeit in der offenen Sonne geritten ist, so fühlt man doch die Wohlthat des dunkeln und undurchdringlichen Schattens eines solchen Waldes außerordentlich; die Luft unter diesem Laubdach scheint eine ganz andere zu sein, sie ist nicht allein kühl und erfrischend, sie scheint sich auch auf ihrem Durchzug durch das dichte Laub gereinigt zu haben, da diese Länder nur hochliegendes Land bedecken, wo keine Sümpfe, keine stehenden Wasser durch die Ausdünstung der in ihnen verfaulten Vegetabilien die Luft verderben und verpesten, wie es in den Flußgebieten des Missisippi und anderer östlichen Ströme Amerika's der Fall ist. Man kann wirklich keinen majestätischeren, keinen imposanteren Anblick haben, als einen solchen Wald; Bäume von der riesenhaftesten Größe stehen im buntesten Gemenge in den allerverschiedensten Farben, den verschiedensten Formen da, so dicht aneinander gedrängt, daß man nicht begreift, wo sie alle ihre ungeheuern Wurzeln haben. Man sieht dort vielleicht zwanzig Arten Eichen, worunter die Traubeneiche die schönste und größte ist; sie steht da acht Fuß im Durchmesser und vierzig Fuß hoch strack im Stamme bis an den ersten Ast, während ihre Spitze die Höhe von hundert und funfzig bis zweihundert Fuß erreicht. An den Ufern des Flusses reihen sich Cypressen an Cypressen, mitunter eine Meile weit, so nahe an einander, daß kaum für einen Menschen Raum genug bleibt, dazwischen durchzu-

gehen, und sämmtlich mit Stämmen von sechs bis neun Fuß Durchmesser und ihre Spitzen bis zu zweihundert und funfzig Fuß gegen den Himmel streckend. Der schwarze Wallnußbaum, der Tulpenbaum, die Pecanuß, verschiedene Arten Ulmen, Maulbeerbäume, Ahorne, Platanen, Eschen, Pappeln u. s. w. drängen sich an einander, und wo der Tod einmal eine Lücke macht und einige dieser Riesenbäume der Erde wiedergiebt, da sprießen aus ihrem Staube in der Oeffnung, durch welche der blaue Himmel scheint, junge Stämme und füllen schnell den Raum aus. Unzählige Arten von kleineren Bäumen gedeihen kräftig und üppig in diesem Dunkel, und drängen sich zwischen diese Kolosse der Vegetation, wie die wilde Kirsche, die wilde Pflaume in verschiedenen Sorten, eine kleine Kastanie, mehrere Arten von Nußbäumen u. s. w.; unter ihnen breiten sich denn die Straucharten und Dornen in unglaublicher Verschiedenheit aus, wovon ein großer Theil dieses grüne Dunkel mit den prächtig gefärbten, duftenden Blumen unterbricht, die mit der Flora der Schlingpflanzen, welche sich in luftiger Höhe von Baum zu Baum schwingen, im ewigen Wettkampfe stehen. Endlich ist der Boden selbst unter den dunkelsten Gesträuchen mit einer dichten Decke von zarten Pflanzen bedeckt, die heimlich dort sich zwar vor jedem Sonnenstrahl verstecken, aber nicht weniger würdig sind, von dem anerkennenden, bewundernden Auge eines Anbeters solcher Meisterwerke der Natur aufgesucht zu werden; sie leuchten wie heimliche, unterirdische Feuer aus ihrem Dunkel und senden ihren Duft weit um sich her durch diesen Laubpalast.

Die Königin aber des ganzen Urwaldes ist die Magnolia, vielleicht die Königin der ganzen Pflanzenwelt. Hundert

und funfzig Fuß hoch hebt sie ihr stolzes Haupt über einem silbergrauen, schön glatten Stamme empor, breitet ihre Aeste regelmäßig gleich weit um sich her und bedeckt sich mit ihren großen, dunkelgrünen, glatten, glänzenden Blättern so dicht, daß ihre Aeste selten von einem Sonnenstrahl getroffen werden. Zwischen dieser dunkeln Laubmasse, welche sie während des ganzen Jahres unverändert behält, schiebt sie nun im Frühjahr ihre zehn Zoll großen schneeweißen, saftblättrigen Rosen mit orangegelben Staubfäden in solcher Menge hervor, daß man kaum noch sieht, ob weiß oder grün die Grundfarbe ist. Weit um sich her verbreitet sie dann ihren köstlichen Vanillenduft, der zu stark ist, als daß man ohne Gefahr bei nicht bewegter Luft unter der Pflanze schlafen könnte. Sehr lange trägt sie diesen Schmuck, und indem nach und nach die Perlen einzeln um sie her an den Boden fallen, ersetzt sie deren Stelle mit einer Fackel dicht aneinander gedrängter Beeren, so roth und brennend, wie keinem Maler eine Farbe zu Gebote steht. Weit sieht man sie durch den majestätischen Wald leuchten wie Kronenleuchter in einem Dome.

Unser Pfad zog sich in hundert Windungen durch die feierliche Stille, es schien jedes Geschöpf, welches dieses Heiligthum, vor den Sonnenstrahlen draußen fliehend, erreicht hatte, sich an seiner Schönheit schweigend zu ergötzen und sich dankbar in seiner Kühle zu laben; man hörte keinen Vogel, kein Insect, nicht die Bewegung eines fallenden Blattes unterbrach die Ruhe, nur die Tritte unserer Reitthiere und Czar's Pusten durch seine Nüstern hallten durch den stillen Wald. Zu früh für uns, zu früh für unsere Thiere erreichten wir das Ende unseres Pfades, wo er jenseits in der Prairie ausmündet, nachdem wir einen großen Theil des Weges zu Fuße

zurückgelegt hatten, weil die über den Pfad herüber und hinüberhängenden Ranken uns sehr oft nöthigten, mit unsern Köpfen unter ihnen durchzukriechen.

Wir folgten den Weg hinaus in die Vorhölzer und wandten uns durch dieselben hin und her der offnen Prairie zu, welche wohl eine halbe Stunde vom Hochwalde entfernt beginnt. Links und rechts von unserem Pfade sprangen Hirsche unter den Büschen hervor, und Rudel von Welschen rannten vorwärts, mit ihren langen, eiligen Schritten kreuz und quer bei uns vorüber. Die ersteren ließ ich unbehelligt, aber von den letzteren schoß ich einen alten fetten Hahn und hing ihn hinter mich an den Sattel.

Die Sonne stand schon ziemlich niedrig, als wir durch die weite Prairie zogen, und wir konnten nur sehr langsam reiten, da das Gras an vielen Stellen mit dem Rücken meines Pferdes gleich hoch war; unsere Thiere wurden sehr warm, und es stöhnte namentlich die arme Liese erschrecklich unter ihrem Harnisch, während der Schweiß in Strömen an ihren zierlichen Füßen herunterlief. Die Sonne war im Untergehen, als wir einen kleinen Nebenfluß der Leone erreichten, wo ich einen sehr hübschen Lagerplatz kannte, den ich für unsern Ruheort für diese Nacht auserkoren hatte. Wir packten unsere Thiere ab, womit ich sehr bald fertig war, da ich nur die Gurten unter dem Leibe meines Pferdes löste, den Sattel mit dem ganzen Gepäck auf einmal über seine Croupe hinabzog, sein Kopfzeug abstreifte, und ihm dann mit der Hand einige Schläge auf seinen nassen Rücken gab, zum Zeichen, daß ich fertig mit ihm sei und er nun gehen könne, wohin er Lust habe. Bei meinem Reisegefährten dauerte es viel länger, bis er all' die vielen einzelnen Theile seines

Haushaltes von seinem Thiere heruntergenommen hatte, und als er es endlich vollbracht — welch' ein Jammerbild präsentirte sich dann unsern Augen! — Die arme Liese war einer gänzlichen Auflösung nahe, weißer Schaum und Staub hatten ihre von Natur etwas langen Haare nach allen Richtungen hin zusammen geklebt, den dünnen Schwanz hielt sie wie ein Steuerruder schräg der Erde zu, den Kopf nach vorn herunter, so daß ihre langen Flügelohren herabhängend beinahe den Boden berührten, und es wurde ihre überhaupt etwas grämliche Physiognomie durch die welk über das Gesicht herunterhängenden Büsche noch mehr entstellt.

Das arme Thier that mir wirklich leid und ich erklärte Herrn Kreger rund heraus, daß ich nicht einen Schritt weiter mit ihm reiten würde, wenn er die Büffelhaut nicht hier zurücklasse; er überzeugte sich auch durch die traurige Erscheinung seiner Liese, daß sie diesen Anzug für die Dauer nicht tragen könne, und wir kamen daher überein, daß ich ihm die erste Hirschhaut, welche wir bekämen, gerben und er solche dann zum Gebrauch bekommen solle. Liese wurde nun nach dem Grase geführt, an einen Busch gebunden, und wir richteten unser Lager für die Nacht ein. Kreger schaffte trockenes Holz herbei und holte in unsern Flaschenkürbissen Wasser, ich machte Feuer an, setzte Kaffee auf, steckte die Brust des Welschen, in Scheiben geschnitten, abwechselnd mit seinem Fett und mit Stücken der Leber auf Stöcke, rieb das Fleisch mit Pfeffer und Salz ein und steckte es an Spießen vor das Feuer. Dann legte ich meine Satteldecke auf das Gras, darüber den Sattel, Holfter und Satteltasche, hing den Zügel mit dem Lasso an einem Ast auf und nahm Platz auf meiner Tigerhaut vor dem Feuer, während ich mir eine Pfeife anzündete

und dem Naturforscher zusah, wie er tausend Einrichtungen und Abänderungen machte, um seinen Wohnort einzurichten, als wolle er hier wenigstens vier Wochen bleiben.

Es war dunkel geworden, unser Abendtisch war beendet, wir holten unsere Thiere und führten sie zum Wasser, die Liese wurde nahe bei unserm Lager in's Gras ausgebunden, und Czar, nachdem er eine Zeit lang unweit von mir in's Feuer geblickt hatte, legte sich hinter mir an einen Busch. Ich träumte fast die ganze Nacht von Indianern und wachte sehr häufig auf; dann bog ich mich jedesmal zu dem Feuer hin, schob dasselbe frisch zurecht, und legte mich dann, mit meiner Büchse im Arm, wieder nieder. Der Botaniker dagegen schlief wie ein Felsen, in seiner Büffelhaut eingepackt, und mit dem Kopf auf einem geöffneten Packen Löschpapier liegend, als wolle er sich bei lebendigem Körper seinem Herbarium einverleiben. Dabei schnarchte er, den Mund weit geöffnet, beinahe die ganze Nacht hindurch, was gleichfalls für meine Ruhe nicht eben sehr vortheilhaft war.

Bei kaum heranbrechendem Tage erhob sich Czar hinter mir, streckte sich, gähnte einigemal, schüttelte sich dann und marschirte zu Liese, die noch wie todt im Grase lag, als wolle er ihr guten Morgen sagen und sie fragen, ob sie gut geschlafen habe. Ich rüttelte meinen Gefährten wach, wir brachten unsere Thiere zum Wasser, ich machte das Frühstück und rieth Herrn Kreger, daß er während dieser Zeit seinen Studien in unserer Nähe herum nachgehen möge, was er auch that. Er kam jedoch mit einem solchen Arm voll Kräuter zurück, daß ich ihm bemerken mußte, es wäre besser, wenn er nicht so viele Exemplare von einer und derselben Art nähme, da sonst am Ende unsrer Reise Liese den Vorrath kaum

fortbringen würde. Er legte nun die Pflanzen in Löschpapier, band seine Packen zusammen, wir sattelten, und ehe wir uns auf den Weg machten, rollte ich die schön gegerbte Büffelhaut, mit den Haaren nach außen, zusammen und steckte sie in einen sehr dicht belaubten Baum zwischen zwei Aeste, um sie dort bis zu unserer Rückkehr liegen zu lassen.

Bis zu unserem nächsten Nachtlager hatten wir eine gute Tagereise, und so weit war die Gegend mir bekannt, da mich einigemale meine Jagd dorthin gezogen hatte. Wir ritten ziemlich scharf, trotz dem vielen hohen Grase, was wir zu durchschreiten hatten, und langten zu Mittag an einem andern kleinen Nebenfluß der Leone an, wo wir uns und unsern Thieren einige Stunden Rast gönnten. Während dieser Zeit ging ich in den Büschen am Fluß hinauf und schoß ganz nahe dabei einen starken Hirsch, dessen Haut ich, nebst einigem Fleisch und dem Schädel, nach unserm Lagerplatz trug. Nachdem ich die Fleischtheile recht sauber von der Haut abgeschabt hatte, schlug ich den Schädel auf, nahm das Gehirn heraus, rührte es mit etwas Wasser in einem Blechtopf zu einem dünnen Brei, schmierte die ganze Haut auf der Fleischseite damit ein, rollte sie dann fest zusammen und gab sie Herrn Kreger zum Verpacken, mit dem Versprechen, daß ich sie morgen zum Gebrauch fertig machen wolle. Das Gehirn gerbt nämlich die Häute sehr schön, und es ist dieses die Art, wie die Indianer dieselben zubereiten; sie werden, nachdem sie vierundzwanzig Stunden so gelegen haben, sauber ausgewaschen, im Schatten aufgehangen, und wenn noch feucht, auf dem scharfen Rande eines Holzes oder dem Rücken eines großen Jagdmessers so lange hin und her gezogen, bis sie ganz trocken sind, wobei die Fasern lose werden und wodurch die

Haut so weich und zart wird wie Sammet. Um nun aber zu verhindern, daß eine auf diese Weise bereitete Haut hart wird, wenn sie der Nässe ausgesetzt war, so spannt man sie über ein Loch in der Erde, worin man altes faules Holz ansteckt, ohne daß es zur Flamme brennt, und räuchert sie von beiden Seiten, so daß sie durch und durch vom Rauch gelb wird. Dann wird die Haut niemals wieder hart und schrumpft nicht zusammen.

Mein Botaniker benutzte unsere Rast, um seine am Morgen eingelegten Pflanzen der Sonne auszusetzen und zu trocknen, während er in der Nähe herum noch frische dazu sammelte. Die größte Hitze war vorüber und es mochte wohl gegen drei Uhr Nachmittags sein, als wir wieder unterwegs waren. Die Gegend wurde hier etwas gebrochener, die Prairien waren nicht so groß und wurden mehr von Baum- und Gebüschgruppen durchzogen, während auch die monotonen geraden Flächen häufig von leichten Erhöhungen durchkreuzt wurden. Das Gras war nicht so hoch, als in den flachen Prairien, was den Gang unserer Thiere bedeutend beschleunigte; Liese schien namentlich den Unterschied zwischen gestern und heute sehr zu fühlen, und trabte leicht und wohlgemuth neben Czar, welcher auf solchen Touren immer Paß ging, eine Gangart, welche sehr angenehm für den Reiter ist, das Pferd nicht angreift und dabei ganz unglaublich rasch vorwärts bringt.

Mit eintretender Dunkelheit erreichten wir den Turkycreek oder Welschenfluß, wie ich ihn nach der großen Zahl dieser Vögel, welche ich dort angetroffen, genannt hatte. Es war noch hell genug, um ein gutes Plätzchen für unser Nachtlager zu wählen, auf dem wir dem Wasser nahe waren,

ziemlich versteckt lagen und doch sehr gutes Gras für unsere Pferde in der Nähe hatten. Heute Abend wurde aber Czar „gehobbelt", das heißt, es wurde ein etwas über einen Fuß langer Riemen, welcher an seiner Halfter hing, mit dem am Ende befindlichen Karabinerhaken in den eisernen Ring eingehakt, der am linken Vorderfuß festgeschnallt war, wodurch er genöthigt wurde, den Kopf an die Erde oder den Fuß in die Luft zu halten, und demnach nur Schritt gehen konnte. Den Ring am Fuße trug er fortwährend, er war mit einem weich gefütterten breiten Riemen umgeschnallt, und ich befestigte bei kurzen Ritten, wo ich dem Pferde keine Halfter anlegte, den Riemen mit dem Haken in den Ring des Gebisses, auf größeren Touren aber an die Halfter. Diese Vorrichtung war eine Erfindung von mir selbst, welche mir die Gefahr, mein Pferd zu verlieren, eingegeben hatte; denn so gebunden, konnte es nicht unerwartet verscheucht und fortgejagt werden.

Liese wurde wieder ausgebunden, und wir hielten während der paar Stunden, wo die beiden Thiere grasten, ein wachsames Auge auf sie; ich war so ziemlich am Ende meines Reiches und an der Grenze von Ländern, welche bis dahin niemals von Weißen besucht worden. Vor Schlafengehen wurden die Kohlen mit Asche bedeckt, die Thiere ganz unmittelbar bei uns an Bäume gebunden, und so legten wir uns, nachdem wir zu Abend gegessen hatten, zur Ruhe. Gegen Mitternacht wachte ich auf und glaubte, ich hätte von einem Gewitter geträumt; ich sah in die Höh' und gewahrte, daß die Sterne sämmtlich verschwunden waren; in demselben Augenblick wurde die Gegend rund umher durch einen Blitz hell erleuchtet, worauf ein heftiger Donner in dem Flußgebiet

herabrollte. Ich sprang schnell auf, blies das Feuer zu einer hohen Flamme an, legte Holz auf und weckte den schnarchenden Naturforscher, der noch halb schlaftrunken umhertaumelte, und in größter Angst nach der Ursache dieser Störung fragte. Ich rieth ihm, es so zu machen wie ich, riß dann einen ganzen Arm voll Büsche ab, brach sie entzwei, legte sie auf einen hohen Haufen, darauf die Pistolenholfter, Jagd- und Satteltasche, darüber den Sattel, und bedeckte denselben mit der wollenen Decke, welche ich auf dem Pferde unter dem Sattel führte, und zuletzt breitete ich meine Tigerdecke darüber aus; dann half ich Herrn Kreger, welcher allerdings jetzt seine große Büffelhaut sehr vermißte, seinen Haushalt in Sicherheit bringen.

Während wir noch mit diesen Vorrichtungen' beschäftigt waren, rollte der Donner schon fast ununterbrochen, und die sich schnell folgenden Blitze hielten die hohen Laubsäulen um uns beinahe fortwährend erleuchtet. Von Norden her hörten wir es rauschen wie einen fernen Wasserfall und bald wuchs das Getöse bis zum klagenden Geheul des Sturmes, wie man's nur in diesen Weltgegenden zu hören bekommt. Ich kannte den herannahenden Geist genau, denn ich war ihm schon oft begegnet, und trat zu meinem Czar, band den Lasso ab, hing ihm sein Kopfzeug über und warf den Zügel über meine Schulter, indem ich Kreger ruhig bedeutete, es mit der Liese ebenso zu machen. Er hatte aber gänzlich den Kopf verloren und rannte bald nach dem großen Haufen seiner Sachen und dann wieder nach der Liese, während der Sturm sich jetzt mit seiner ganzen Gewalt über uns herlegte und die uralten Bäume um uns in ihren Wurzeln krachen ließ. Er fegte den Boden vor sich her und führte eine Lawine von Staub, Laub

und Reisholz mit sich; unser Feuer streckte seine langen Zungen flach über den Boden fort und spie seine Funken weit durch die rabenschwarze Nacht in den dunkeln Wald hinaus. Das Stöhnen des Orkans mischte sich mit den schmetternden Donnerschlägen, die jetzt von Sekunde zu Sekunde den Boden unter uns zittern machten, und nur mit aller Kraft konnte ich Kreger verständlich machen, daß er zu mir kommen solle. Ich hatte mir eine junge schlanke Weißeiche zu meinem und Czar's Schutze ausgewählt, mit hohen, dicht mit Weinreben überzogenen Büschen dahinter, welche uns von Norden her deckten, und war zwei himmelhohen Platanen aus dem Wege gegangen, die ächzend ihr Todeslied sangen.

Die Gewalt des Sturmes war noch im Zunehmen, Stoß auf Stoß, Krach um Krach tobte es fort, die Häupter der beiden Platanen neigten sich mehr und mehr, und mit einer Erschütterung, die einem Erdbeben glich, stürzte erst die eine, bis zur Hälfte des Stammes abgebrochen und gleich darauf die andere, die Wurzeln wie einen Berg gegen den Himmel kehrend, mit einem weit fortrollenden Donner über unser Feuer, so daß dasselbe wie eine geplatzte Bombe nach allen Richtungen auseinander flog und seine Kohlen und Brände über uns her durch die dunkle Luft schleuderte. Czar prallte zurück und würde in seinem Schrecken zehn Lassos abgerissen haben, wäre ich nicht darauf vorbereitet gewesen und ihm mit dem Zügel gefolgt, während Liese meinen Gefährten am Lasso, welchen er nicht fahren lassen wollte, weit in das Gras hinaus schleifte.

Jetzt fielen die ersten Tropfen Regen und ich wußte, daß die größte Wuth des Sturmes vorüber war. Ich führte Czar wieder unter die Eiche, hielt meine Büchse mit den

Schlössern dicht unter meinem Arm, rief Kreger zu, mir zu folgen, und streckte mich nun unter meinem breitrandigen Hut so gerade als es mir möglich war. Der Regen fiel in Strömen, so daß wir in wenigen Minuten auch nicht über einen trockenen Faden zu verfügen hatten, ein Bach floß zwischen unsern Füßen durch, und der Sturm durchkältete uns bis auf das Mark. Wir standen wie die Reiher lautlos da und es war so dunkel, daß wir einander nicht sehen konnten, doch waren wir zufrieden, wenigstens noch unter den Lebendigen zu sein und unsere Thiere bei uns zu haben. Es regnete fast bis gegen Morgen, der wohl niemals Menschen willkommner erschien als uns beiden, und mit ihm begrüßte uns auch freundlich der klare blaue Himmel. Die größte Schwierigkeit war, das Feuer wieder anzuzünden. Meine Sachen waren vollkommen trocken geblieben, da sie von den dichten Büschen hinter uns geschützt waren, und der Sturm sie nicht hatte fassen können; es stand mir Feuerzeug zu Gebote, aber trocknes Holz war schwierig anzuschaffen; doch auch dies gelang mir endlich aus einer alten hohen Eiche zu bekommen, und das Löschpapier des Botanikers mußte herhalten, das Feuer in Gang zu bringen. Kaum brannte es, als wir Arme voll abgestorbenes Reisholz von den umgefallenen Bäumen darauf legten und es bald zu einer solchen Glut anfachten, daß wir uns vor derselben in ganz kurzer Zeit trockneten. Kreger's Sachen waren etwas naß geworden, doch ließ sich der Schaden leicht ersetzen, und wir ließen uns das Frückstück darum nicht minder gut schmecken. Die Sonne mit ihren wohlthuenden wärmenden Strahlen kam hervor und beleuchtete die Zerstörung, welche der Sturm in der verflossenen Nacht angerichtet, während ein heiteres, ruhiges Lächeln

der Natur umher es zu verläugnen schien, daß sie solcher wilden Leidenschaft fähig sei.

Wir waren ziemlich zeitig zur Weiterreise fertig. Jetzt stellte sich aber ein Hinderniß in unsern Weg, welches uns weit aus unserer Richtung zu bringen drohte. Der sonst ganz unbedeutende Fluß war nämlich zu solch' einem reißenden Strome angeschwollen, und hatte sich so breit über seine Ufer ausgedehnt, daß an ein Ueberschreiten desselben gar nicht zu denken war. Ich konnte mir das Versehen gar nicht verzeihen, daß wir nicht Abends den Fluß passirt hatten, was für Reisende und Jäger in diesen Gegenden eine feststehende Regel ist, indem die Gewässer hier oft in wenigen Stunden funfzehn bis zwanzig Fuß anschwellen, was sehr häufig den unvorsichtig an ihren Ufern ruhenden Jäger in die größte Gefahr versetzt, von dem um ihn her wachsenden Strom gleichsam so eingezäunt zu werden, daß er der Wuth der Wellen nicht mehr entrinnen kann. Nicht allein Menschen sind dieser Gefahr ausgesetzt, sondern auch die vierfüßigen Bewohner dieser Gegend, und mehrere Male habe ich ertrunkene Büffel und Hirsche von solchen aufgeregten Wassern mit fortreißen sehen. Indessen halten diese Ueberschwemmungen nur wenige Stunden an, weil die kleinen Flüsse einen kurzen Lauf haben und nur von dem, von den Bergen strömenden Gewitterregen geschwellt werden.

Indessen hatte ich keine Lust, hier liegen zu bleiben, und zog es vor, am Flusse hinauf zu reiten, und zu sehen, ob da nicht ein Platz zu finden sei, wo man ohne Gefahr übersetzen könnte. Wir ritten wohl zwei gute Stunden an dem Ufer fort; die Waldung an demselben wurde immer spärlicher und durch zu Tage liegendes Steingeröll und einzelne große

Felsblöcke unwegsamer. Dazwischen drängten sich die mächtigen Farrnkräuter hervor und sperrten mit den wildumherliegenden Baumstämmen sehr häufig den Weg, so daß wir einen weiten Bogen beschreiten mußten, um wieder zum Flusse zu gelangen. Endlich nach mehrstündigem Umherreiten kamen wir an den Fluß, wo er enger zusammen gedrängt, zu beiden Seiten trockenes Ufer hatte, und wo eine alte Cypresse wahrscheinlich von einem ähnlichen Sturme, wie der in letzter Nacht, hinüber geweht war. Wir machten Halt, ich ging auf dem Baumstamme hinüber, hieb mir eine lange Stange ab, und sondirte am jenseitigen Ufer den Grund. Er stieg schräg aus der Tiefe herauf und war fest, so daß ich keinen Zweifel hatte, daß unsere Thiere ganz leicht auf demselben in die Höhe klimmen könnten. Ich nahm nun das Gepäck Czar ab, trug es einzeln hinüber nach dem andern Ufer, nachdem ich vorher die hindernden Aeste von der Cypresse abgehauen und den Stamm mit vielen Beilhieben eingekerbt hatte, um ihn rauh und sicherer für den Fuß zu machen, band dann den Lasso in das Gebiß meines Pferdes, ging mit dem Ende hinüber und rief ihm zu, mir zu folgen. Das Ufer an seiner Seite war ziemlich steil, was er durch mehrmaliges Fühlen mit dem Vorderfuß ausgefunden hatte; ich sprach ihm noch einmal zu, und er sprang mit allen Vieren zugleich in den Strom und war im Augenblick am andern Ufer, an welchem er mit zwei Sprüngen heraufsetzte und sich an den durch den Regen der letzten Nacht erfrischten Kräutern labte. Kreger folgte meinem Beispiel, nur wollte Liese den Sprung nicht wagen, weshalb ich hinüber ging, sie plötzlich beim Hintertheile faßte und sie in den Fluß stieß, in dem sie mit dem

Kopf zuerst ankam, worauf sie sich auch alsbald unbeschädigt am andern Ufer einfand.

Wir packten nun von Neuem und ritten wieder am Fluß hinunter bis gegenüber der Stelle, wo wir die Nacht zugebracht hatten. Es war Mittag geworden und wenn die Hitze auch nicht groß war und uns nicht zum Rasten nöthigte, so war es doch Zeit, unsern Thieren Ruhe zu gönnen. Wir selbst aßen etwas zu Mittag und gegen zwei Uhr saßen wir wieder zu Pferde. Von hier aus war mir die Gegend gänzlich unbekannt und es wurde nöthig, uns über die Richtung zu vergewissern, welche wir einschlugen. Ich ließ die Nadel in dem Compaß, welche im Schaft meiner Büchse eingelassen war, spielen, verglich den, welchen ich in der Tasche trug, noch einmal damit, und wir ritten nun nach Nordwest vorwärts.

Wohl nicht weiter als eine Stunde von unserm Nachtlager verschwanden alle Spuren des Regens und es hatte sich demnach der Orkan letzter Nacht lediglich auf das Gebiet des Welschenflusses beschränkt. Man findet dies häufig. Solche Stürme nehmen mitunter nur die Breite einer Viertelstunde ein, und rollen mit gleicher Wuth Tausende von Meilen über Berg und Thal fort, so daß häufig gar nichts, was sich nicht vor ihnen zur Erde beugt, stehen bleibt. Die Gegend wurde wieder flach, doch sehr anmuthig und angenehm für uns und unsere Thiere. Die Prärien sind oft meilenlang von sogenannten Postoak's durchzogen, das heißt, von Eichen, die so dicht beisammen stehen, daß ihre Köpfe sich mit dem Laub aneinander legen und der Sonne kaum einen Blick auf den mit feinem, kurzen Gras bedeckten Boden gestatten, welcher außer dieser Gras- und Blumendecke von allem Unterholz

entblößt ist. Größere und kleinere Baumgruppen dieser Art liegen hier und dort in diesen grasigen Hochebenen und geben der Gegend das Ansehn, als wäre des Menschen Hand vor Jahren hier thätig gewesen, und dies die Ueberreste und Grenzlinien ehemaliger Anlagen und Gärten. — Das Reiten unter diesem Laubdache ist äußerst angenehm, man wird durch kein Hinderniß aufgehalten oder von seiner Richtung abgebracht und die Pferde gehen leicht und frisch über das kurze Gras durch den kühlen luftigen Raum, wo die leiseste Bewegung der Luft schon sehr angenehm wird. Es war außerdem ein schöner Tag, der Wind blies frisch, und so beschlossen wir, bei dem guten Wege etwas spät in den Abend hinein zu reiten, da wir erstes Mondviertel hatten, welches uns nach Sonnenuntergang noch lange Zeit sein Licht versprach. Gegen sechs Uhr Abends passirten wir wieder einen kleinen Strom, der wahrscheinlich auch nach dem Rio grande fließt, wo wir recht bequem die Nacht hätten zubringen können; indessen füllten wir nur unsere Flaschenkürbisse, ließen unsere Thiere tüchtig trinken und ritten weiter, da wir nun allenfalls auch ohne Wasser die Nacht zubringen konnten. Wir unterhielten uns von unserer alten Heimath, wobei uns die Zeit schnell vorüber eilte, drückten mitunter einmal die Wade an unsere Thiere, oder sprachen ihnen mit einem Zungenschlage zu, und so langten wir zwischen acht und neun Uhr am Ende eines der erwähnten Postoaks an, durch dessen Mitte sich ein klarer Bach schlängelte. Wir begrüßten ihn mit Freuden, da es immer unangenehm bleibt, zu lagern, ohne Wasser in der Nähe zu haben. Unsere Thiere waren bald ihrer Last entledigt, ein kleines Feuer im dichtesten Busche angezündet, und gegen halb elf lagen wir, Czar und Liese daneben, uns eine

bessere Nacht versprechend, als die vergangene. Ich versprach Kreger das Hirschfell nächsten Mittag zuzubereiten, da es zu spät geworden war, um die Arbeit noch heute vorzunehmen.

Wir schliefen herrlich und erwachten des anderen Morgens gestärkt und in besonders guter Laune. Die Sonne war wohl eine halbe Stunde über dem Horizont, als wir im Sattel saßen und munter über die Grasfläche vorwärts ritten, nachdem wir mit dem Compaß die kürzeste Richtung zu dem in blauer Ferne über der weiten Prairie vor uns auftauchenden Hochwalde aufgenommen. Nach meiner Berechnung mußte es etwa zwei Stunden bis an den Hochwald hin, die Prairie war flach, im Ganzen mit nicht sehr hohem Gras bedeckt und nur spärlich hier und dort mit einem einzelnen Mosquitobaum bewachsen, welche hinreichten, die Entfernungen zu schätzen, was ohne solche Merkmale schwierig ist. Hinter uns zog sich zu beiden Seiten der Prairie entlang der Eichenwald, aus dem wir sehr leicht bemerkt werden konnten. Im Fortreiten sagte ich zu Kreger, es wäre besser, wenn wir unsere Thiere, weil der Weg gut war, etwas schärfer gehen ließen, da sich mir ein Gefühl von Unsicherheit unwillkürlich in dieser weiten Ebene aufdrängte, auf der wir so leicht von dem sie im Halbmonde begrenzenden Eichenwald aus beobachtet werden konnten. Ich sprach Czar von Zeit zu Zeit zu und wir eilten schwatzend der Mitte dieses Grasmeeres entgegen, als plötzlich Czar sehr lebendig wurde, traversirte und in Galopp fallen wollte. Ich sprach ihn zur Ruhe, doch fing er bald an zu schnaufen und war nicht mehr im Schritt zu erhalten.

Ich hatte bereits die Prairie vor uns und zur Seite abgesucht, als ich plötzlich meine Augen hinter mich wandte und zu meinem Schreck vor einer hohen Staubwolke einen

Zug Indianer im schnellsten Fluge hinter uns herkommen sah. Mein nächster Blick flog nach dem Hochwalde vor uns, abmessend, wie weit es noch bis dorthin sein mochte, dann fielen mit Entsetzen meine Augen auf das Maulthier zu meiner Seite. Der Schwarm der Indianer mußte aus weit über hundert Mann bestehen und also der Kriegszug eines starken Stammes sein, der ohne Zweifel die besten Pferde und besten Waffen bei sich hatte. Es wurde mir eiskalt, als ich nach Kreger hinblickte, der noch nichts von unserer Gefahr ahnte, und sorglos und vergnügt ein Stückchen pfiff. Ich that mein Möglichstes ruhig zu bleiben oder wenigstens zu scheinen, um meinen Gefährten nicht zu erschrecken, und bat ihn, sein Maulthier anzutreiben, damit wir von dieser offenen Fläche fortkämen, während ich meinem schnaubenden Pferd die Zügel etwas nachließ, so daß es einige Sätze vorwärts machte.

Ob Kreger in meinem Gesicht oder in meiner Stimme eine Veränderung bemerkt hatte, weiß ich nicht, kurz er sah sich um, und die anstürmenden Wilden erblickend, rief er aus: „Großer Gott, Indianer!“ preßte krampfhaft beide ungeheure Sporen in die Seite seines Thieres und zog die Zügel so kurz, daß er mit der sehr scharfen Stange, welche die unglückliche Liese zwischen den Zähnen trug, ihr das Maul auseinanderriß. Kreger's sonst frische Farbe hatte einer Todtenblässe Platz gemacht, seine Augen sahen stier und wild umher, und mit seiner Rechten senkte er den Kantschu in schnell nacheinander folgenden Hieben auf Liese's Hintertheil. Bei Kreger's ersten Bewegungen sah ich klar voraus, was folgen würde, und bemühte mich, ihm zu bedeuten, daß, wenn er nur die Zügel fahren lassen wollte, die Liese sicher meinem Pferde folgen, und wir ohne Zweifel wohlbehalten den



Der Tod des Naturforschers.

Farbendr. v. J. Hagelberg, Berlin

Hochwald erreichen würden, in welchem uns die Indianer nicht gefährlich seien. Er hörte nicht, er sah nicht. Ein Bild des Entsetzens starrte er unbeweglich vor sich hin und Liese, den Kopf zwischen die Vorderfüße streckend, fing an hinten auszuschlagen. Die Gefahr wuchs von Minute zu Minute, denn schon schallte das Geheul der Kannibalenhorde vom Winde getragen an unsere Ohren. Ich ritt nahe an Kreger heran und suchte ihm die Zügel aus der Hand zu reißen, umsonst, er lag mit dem Kopf nach vorn über seine krampfhaft zusammengeballte Hand, und keine Vorstellungen, keine Bitten drangen zu seinen Ohren. Es war mir kaum länger möglich, mein Pferd auf dem Platze zu halten, da es sich bald bäumte, bald auf das Hintertheil niederließ und dann in Bogensätzen wieder vorwärts sprang.

Die Indianer waren während dem so nahe heran gekommen, daß ich ihre einzelnen Stimmen hören und deutlich die grellen Farben erkennen konnte, womit sie ihre Gesichter bemalt hatten. Unser Leben war in höchster Gefahr. Mein Pferd war sehr aufgeregt und ein Fehltritt desselben war unbedingt mein Untergang. Noch einmal rief ich Kreger zu, Vernunft anzunehmen und die Zügel fahren zu lassen, aber umsonst, er hörte nicht. Die Minuten drängten, ich ließ Czar die Zügel und flog wie vom Winde getragen von dem Unglücklichen, welcher seinem Schicksal verfallen war und dem mein längeres Zögern nichts nützen konnte. Ich sprach mein Pferd zur Ruhe und wandte meine Blicke nach meinem unglücklichen Gefährten zurück. Die Horde war jetzt dicht hinter ihm; noch ein Paar Sekunden und eine dichte Staubwolke umhüllte ihn und die Wilden, während ein Siegesgeheul, dessen Grund ich leider nur zu gut kannte, zu meinen Ohren

drang. Ich preßte mich fester an Czar, ihm schmeichelnd zusprechend und ganz die Zügel lassend, und fort flog ich vor dem Winde. Ich sah mich wieder um, ein dichter Haufen der Rothhäute war hinter mir, und durch das unmenschlichste Geheul gaben sie mir zu verstehen, daß auch ich ihr Opfer werden sollte.

Der Abstand zwischen uns hatte sich jedoch bereits vergrößert und nahm mit jeder Minute zu, ich schöpfte frischen Athem und mein Zorn verdrängte bald die Gefühle des Mitleids und der damit verschwisterten Bangigkeit. Der Hochwald stieg rasch vor mir auf; nur noch von einer Frage hing meine Sicherheit ab: war ein Fluß diesseits des Waldes? — Doch fest entschlossen, für den Fall, daß dem so war, Czar hinunter in die blaue Tiefe zu sprengen, drückte ich ihn fester zwischen die Schenkel und ließ ihn lauter meinen Zungenschlag hören. Wie ein Schwan flog er über die Grasdecke dem Walde zu, dessen einzelne Bäume ich jetzt schon erkannte.

Es war kein Fluß an dieser Seite und bald erreichte ich die dichte hohe Laubburg, die sich hart an die offene Prairie legte, und führte Czar schnaubend und dampfend hinein; während meine Verfolger, jetzt nur noch wenige an der Zahl, weit von mir in der Prairie hielten. Ich nahm mein Schnupftuch hervor und winkte ihnen näher zu kommen, um sie zu reizen, denn gern hätte ich meinen unglücklichen Kameraden gerächt; aber sie kehrten um und ich verfolgte zu Fuße, Czar hinter mir her führend, den Büffelpfad, der mich in den Wald geführt hatte.

Wohl über eine Stunde wanderte ich durch den dunkeln Schatten, mich zwischen den vielen Schlingpflanzen durchwindend und durchhauend, als ich einen Strom erreichte, dessen

Ufer wohl vierzig Fuß über dem Wasserspiegel emporragten. Der Wald zu beiden Seiten des Pfades, wo dieser an den Fluß führte, war sehr dicht und so mit Ranken verwachsen, daß es mir unmöglich war, mich am Flusse hinauf oder hinunter zu bewegen, zumal mit meinem Pferde. Hier mit dem Pferde während der Nacht liegen zu bleiben, ging auch nicht, da mein Thier nichts zu fressen fand und ich für den Fall, daß ich verfolgt werden sollte, zu leicht aufzufinden war. Ich entschloß mich daher kurz, bestieg Czar, hing meine Pistolenholfter und Satteltasche über die Schultern, nahm die Büchse in die rechte Hand und trieb ihn nun an, dem Pfad nach dem Flusse zu folgen. Er war so steil, daß von Gehen keine Rede war, doch einmal über den Abhang hinunter, glitt mein braves Thier, halb rutschend, halb fallend bis an das unmittelbare Ufer des Wassers, das sehr glatt und schlüpfrig, steil in die klaren Fluthen hinabstürzte. Czar blieb im Gleiten und sank in den Fluß, welcher seine Wogen, sobald er uns aufnahm, vor mir über dem Sattel zusammenschlug; doch gleich hob sich das Pferd mit dem ganzen Rücken frei über den Wasserspiegel und theilte schnaubend und pustend die krystallene Fluth.

Trotz der raschen Strömung langten wir am jenseitigen Ufer an, wo der Pfad sich wieder an der Böschung hinaufzog; nur einige Fuß weiter stromabwärts hätte mein Pferd nimmer den steilen Abhang erklimmen können. Das Ufer war gleichfalls sehr hoch und steil, aber die Kraft meines Hengstes war der Schwierigkeit gewachsen, und indem er tief mit seinen zierlichen Füßen in den weichen losen Boden eingriff, sprang er an der Uferwand in die Höhe, wobei ich seinen Hals umfassen mußte, um nicht hinten über den Sattel

hinunter zu gleiten. Ich hatte von der Prairie aus bemerkt, daß der Wald am Flusse hinunter niedriger wurde und beinahe ganz verschwand, was mich schließen ließ, daß dort derselbe, mehr von Prairie begrenzt, nicht so hohe steile Ufer haben würde als hier, wenn er auch dort vielleicht breiter war. Ich wandte darum mein Pferd links am Flusse hinunter, da das Holz dort nicht so dicht und undurchdringlich war, als an der Seite, die ich eben verlassen. Etwa eine halbe Stunde ritt ich in dieser Richtung fort und fand eine Stelle, wo das Flußufer nicht sehr schroff abfiel und ich mein Pferd leicht zum Wasser führen konnte; zugleich fand ich schönes Gras und drei Fuß hohen wilden Roggen in der Nähe, weshalb ich beschloß, die Nacht hier zuzubringen.

Ich führte Czar in das nächste Dickicht, sattelte ihn ab, hobbelte ihn und zündete ein kleines Feuer an, einentheils, um meine Kleider zu trocknen, anderntheils, um mir eine Tasse Kaffee zu machen, da ich kalt geworden war und mich sehr abgespannt fühlte. Ich hatte mein Lager so gewählt, daß ich ziemlich weit in der Richtung zurücksehen konnte, woher ich gekommen war, und hielt meine Waffen in Bereitschaft, um, wenn ich verfolgt würde, mein Leben wenigstens so theuer als möglich zu verkaufen. Die so kurz vorher erlebte Greuelscene, der wahrscheinlich schreckliche Tod des armen Botanikers standen mir lebhaft vor Augen, und wenn ich mich auch erst seit ganz kurzer Zeit an Gesellschaft gewöhnt hatte, so fühlte ich mich doch jetzt sehr einsam und machte mir Vorwürfe, überhaupt jemals darein gewilligt zu haben, daß Kreger ein Maulthier auf dieser Reise ritt, da ich die große Gefahr kannte. Daß er ein Opfer dieses Mißgriffes geworden war, unterlag keinem Zweifel; dennoch war ich fest

entschlossen, mich selbst davon zu überzeugen, was aus ihm geworden.

Die Nacht brach herein, das Feuer war niedergebrannt, Czar lag neben mir und ich hatte mich über seinen Hals gelegt und dankte ihm mit meinem Händeschlag für seine Treue, für seine Bravheit. Er war sehr müde und stieß manchmal aus tiefer Brust einen Seufzer aus, auch rührte er sich die die ganze Nacht nicht. Ich blieb fast bis zum Morgen wach und wenn ich auch mitunter einschlummerte, so schreckte mich doch bald wieder der Ruf eines Uhus, das Geheul eines Wolfs oder der klagende Ton eines Panthers aus meiner Ruhe, und ich lauschte dann auf das Geräusch jedes fallenden Blattes, jedes springenden Eichhörnchens. Auch war die Nacht kühl, der Boden unter mir ziemlich feucht und der Thau sehr stark, so daß ich wirklich mit Sehnsucht den Tag erwartete. Czar wollte aber auch nicht aufstehen und ich ließ ihn still liegen, da ich wußte, daß ihm Ruhe nöthig war und ich leicht seine Kräfte wieder in Anspruch zu nehmen hatte.

Ich hatte bereits Kaffee getrunken [illegible] Hirschfleisch gegessen, als sich mein treuer Begleiter [illegible] führte ihn zum Wasser und sah eine Menge Welsche unter mir am Ufer des Flusses, die ihren Morgentrunk nahmen, doch wollte ich nicht schießen, um mich nicht dadurch zu verrathen. Es mochte wohl zehn Uhr sein, als ich aufbrach und weiter den Fluß herunter ritt, nach einem bequemen Uebergangsplatze suchend. Der Wald wurde dünner, die Ufer flacher, und ich fand bald einen sehr ausgetretenen Büffelpfad, der mich ohne Schwierigkeit über den Fluß zurückbrachte, da derselbe hier sehr breit aber ganz seicht über losen Kies rollte. In einer halben Stunde war ich wieder an derselben Prairie, wo mich

Czar gestern gerettet und wo der arme Botaniker wahrscheinlich sein Ende gefunden hatte. Ich durchspähete die ganze weite Fläche vorsichtig mit meinem Glase, aber außer einigen Heerden Büffel und einer Menge darauf weidender Hirsche, welche ganz vertraut umherzogen, konnte ich nichts erblicken. Ich ritt am Holz hinauf bis zu dem Pfad, wo ich meine gestrige Spur fand, die von keiner späteren Pferdefährte übertreten war, und ritt nun, mich vorsichtig umblickend, nach der Richtung, wo ich gestern meinen Gefährten verlassen.

Schon auf weite Entfernung sah ich das Bild des Schreckens vor mir. Die Sonne beleuchtete seine auf dem Grase ausgestreckte blutige Leiche. Ich ritt zu ihm hin, er lag auf dem Rücken, war seiner Kopfhaut beraubt und mit Pfeilwunden und Lanzenstichen über den ganzen Körper bedeckt. Von seinen Kleidern hatte man ihm nichts gelassen; das Einzige, was von seinem Besitz zurückgeblieben, waren meine ganz zerschlagenen Pistolen und meine Doppelflinte, von welchen ersteren ich Läufe und Schlösser mitnahm. Selbst das Löschpapier war verschwunden, zu welchem Gebrauch blieb mir unbekannt. Ich hätte gern den Leichnam des Gemordeten nach dem Holze geschafft, um ihn zu beerdigen, die Entfernung war aber drei Viertelstunden, zu weit, um es allein ausführen zu können. Ich nahm darum kurzen Abschied von ihm und wandte mein Pferd zu dem Flusse, wo ich denselben diesen Morgen passirt hatte.

Asien.

I.

Ein Ballfest in Samarang.

Samarang, die zweite Hauptstadt der Insel Java, ist wesentlich von Batavia verschieden, sowohl in ihrem Aeußern, als auch im Charakter ihrer Bewohner; die eigentliche Stadt ist beinahe wie eine europäische Stadt gebaut, hat regelmäßige Straßen und aneinanderstoßende Häuser, während in Batavia und seinen Vorstädten jedes Haus für sich abgeschlossen mit einem kleinen Erbe umgeben ist. Bei der Bevölkerung Samarang's ist das javanische Element durchaus überwiegend im Gegensatze zu Batavia, wo die malayische Race vorherrschend ist; Samarang, als die Hauptstadt Mittel-Java's, ist der Stapelplatz dieses reichsten Theiles der Insel und der Aufenthaltsort vieler vornehmen Javanen und eingeborenen Prinzen, oft auch wird es besucht von Mitgliedern der beiden Herrscherfamilien Surakarta und Djucjokarta. Die Stadt zählt weit

über hunderttausend Einwohner, unter denen wieder eine bedeutende Menge Chinesen und Araber sind, die in abgesonderten Kamps wohnen; die Europäer, ungefähr achthundert an der Zahl, wohnen theils in der Stadt selbst, theils in hübschen Villas zu beiden Seiten der herrlichen Straße nach Bodjong, eine halbe Stunde von der Stadt, wo der schöne Palast des Residenten steht, dem gegenüber das kaum weniger schöne Hotel „Java“ sich befindet. Unmittelbar hinter der Stadt erhebt sich schon das Gebirge, besonders der schöne, bedeutende Berg von Unarang, über welchen die große Chaussee nach Salatiga und der Südküste führt. Samarang, von dem Flusse gleichen Namens durchschnitten, liegt so tief, daß bei etwas anhaltendem Regen die ganze Stadt fußtief unter Wasser gesetzt wird, das indeß nach dem Regen schnell wieder abläuft. — Diese niedrige Lage Samarang's ist auch der Grund, daß hier die Temperatur einige Grade höher ist, als in Batavia.

Einige Wochen nach meiner Ankunft in Samarang (erzählt E. v. Barfus), wurde ich zu einem Feste eingeladen, das so viel Eigenthümliches und Mannichfaltiges darbot, wie ich in Europa nie vorher gesehen hatte. Die Veranlassung zu diesem Feste war, daß der Resident der Provinz vom Könige von Holland einen Orden erhalten hatte. Um dieses glückliche Ereigniß auch ihrerseits würdig zu feiern, beschlossen die europäischen Einwohner Samarang's, dem neu kreirten Ritter ein glänzendes Fest zu geben, bei dem sie durch Tanzen, Essen, Trinken, Feuerwerk u. s. w. darthun wollten, wie sehr auch sie von den Verdiensten ihres Residenten durchdrungen seien. Ein Komité wurde erwählt, und eine Summe von 15,000 Gulden demselben zur Verfügung gestellt. Für diese

Summe kann man selbst auf dem theuren Java schon ein ganz artiges Fest arrangiren, besonders da man nicht nöthig hatte, für das etwas kostspielige Feuerwerk Sorge zu tragen; denn diesen, bei einem Feste in Indien unentbehrlichen Theil hatte der Häuptling der Chinesen zu besorgen übernommen, und auch auf das Glänzendste sein Versprechen gehalten. Wie ich später erfahren, hatte der sehr reiche zopfbegabte Gentleman über zehntausend Gulden für das wahrhaft feenartige Feuerwerk ausgegeben.

Das schöne Hotel „Java“ war für jenen Abend gemiethet und auf das Herrlichste und Geschmackvollste illuminirt worden: von Säule zu Säule der eleganten Veranda zogen sich Guirlanden von tausend Lampen, mit denen auch das ganze Gebäude beinahe bedeckt war, so daß es in einem wahren Lichtmeere schwamm; der große grüne Vorplatz war mit Guirlanden von farbigen Lampen umgeben, während am Eingange des Hotels ein Tempel erbaut war, ebenfalls vollständig illuminirt, in welchem ein javanisches Musikkorps die vielen Tausende der herbeigekommenen Inländer entzückte, zu deren Belustigung einige Bajaderen und ein chinesisches Puppentheater auch das Ihrige beitrugen. Auf dem Vorplatze selbst und in der Nähe des in der Mitte sich befindenden Bassins deuteten zahlreiche Gerüste und Stellagen auf ein großartiges Feuerwerk hin. Gegen neun Uhr Abends füllten sich allmälig die drei großen Säle des Hotels mit einer Gesellschaft, welche durch den Reichthum und den Glanz der Toiletten und die Verschiedenheit der Kostüme einen prächtigen Anblick darbot. Die Damenwelt bestand nur aus zwei Theilen: den lilienweißen Töchtern Europa's in eleganten Pariser Toiletten und den nicht weniger schönen braunen Liplappinnen (den Töchtern

europäischer Männer mit javanischen Frauen) in sehr reichen aber oft geschmacklosen Toiletten, mit schönen aber schlecht gefaßten Diamanten überladen. Diese schönen Kinder Indien's verdarben ihre hohen natürlichen Vorzüge durch das verfehlte Nachäffen europäischer Sitten, und würden mit ihren herrlichen Gestalten, schönen Augen und prächtigen Haaren in einer einfachen Toilette gewiß viel vortheilhafter ausgesehen haben, als in ihrem überladenen und geschmacklosen Putz.

Der männliche Theil der Gesellschaft bot zwar einen weniger schönen, aber bei weitem mannichfaltigeren und für einen Fremden interessanteren Anblick dar. Neben einem holländischen Offizier in reicher Uniform nach französischem Schnitt, sah man einen vornehmen Chinesen in langem Kaftan von hellblauer Seide, der um die Hüften durch einen Gürtel zusammengehalten wurde, dessen große breite Schnalle mit herrlichen Diamanten besetzt war, dem einzigen Schmucke an dem ganzen Kostüm; der lange Zopf hing mit Seide durchflochten über den Rücken hinab, während der kahle Kopf mit einem kleinen Sammet-Käppchen bedeckt war; die nackten Füße waren mit den bekannten chinesischen Schuhen bekleidet. Dort plauderte ein Civilbeamter in einer Art diplomatischer Uniform mit einem vornehmen Javanen in seinem geschmackvollen Kostüm. Diese Gala-Kleidung der vornehmen Javanen besteht in einem kurzen, sehr weiten Beinkleide, das nur bis zum Knie reicht; über diese Beinkleider wird der Sarong getragen, der wie ein Frauen-Unterrock aussieht, um die Hüften über einander geschlagen wird, und bis über die Knie herabfällt. Jeder Javane trägt den Sarong, die ärmere Klasse von buntgewirktem Kattun, die reichere von schön gearbeiteter und mit Gold gestickter Seide. Ferner gehört zu dem Gala-Anzuge

eine weiße Weste, deren zahlreiche Knöpfchen gewöhnlich aus Brillanten bestehen; diese Weste vertritt zugleich die Stelle des Hemdes, das kein Javane trägt; es wird also dicht über der Brust zugeknöpft. Hierüber wird noch ein weiter Ueberwurf von dunklem Sammet getragen, mit weißer Seide gefüttert, der bis auf die Oberschenkel herunterreicht, und an der Seite noch durch den Griff des im Gürtel steckenden Kris auf eine malerische Weise aufgenommen wird. Die Hüften umschließt ein Shawl, der den Kris aufnimmt und den oben beschriebenen Sarong festhält. Um den Kopf ist das Kopftuch turbanartig gewunden und mit der javanischen Mütze bedeckt, die in der Form einige Aehnlichkeit mit einer Kosakenmütze hat, und aus feinem schwarzlackirtem Leder gefertigt und mit Goldleisten verziert ist. Die bloßen Füße stecken in kleinen Pantöffelchen, welche nur die Fußspitze bedecken, und nur bei festlichen Gelegenheiten getragen werden, während gewöhnlich jeder Javane barfuß geht. Das Ganze des eben beschriebenen Kostüms bietet einen sehr hübschen und malerischen Anblick dar, der noch durch die natürliche Anmuth und Würde der vornehmen Javanen bedeutend erhöht wird.

Die imponirendste und würdevollste Erscheinung waren aber unstreitbar die anwesenden Häuptlinge der Araber in ihrer schönen malerischen Nationaltracht mit den blendend weißen oder grünen Turbans. Im grellen Widerspruch mit diesen geschmackvollen Nationalkostümen stand der französische schwarze Frack nebst dito Beinkleidern und obligater weißer Weste und Kravatte; nie ist mir das Geschmacklose dieses europäischen Ballanzuges mehr in die Augen gefallen, wie bei diesem Feste.

Nachdem gegen 9 Uhr der Held des Festes, der Resident

mit seiner Familie, erschienen, mit der Nationalhymne angeblasen und feierlichst empfangen war, begann der Ball, um bis Mitternacht ununterbrochen zu währen, zu welcher Zeit das Feuerwerk abgebrannt wurde und das Souper seinen Anfang nahm. Auch ich hatte mich verleiten lassen, einen Walzer zu tanzen; da ich mich indeß sehr bald in einem Zustande befand, welcher der Wirkung eines russischen Dampfbades gleichkam, so ließ ich es beim ersten Versuche sein Bewenden haben und begnügte mich mit der Rolle eines Zuschauers. An den Contretänzen nahmen auch einige jüngere vornehme Javanen Theil und machten auf bloßen Füßen ihre Chassés und Ballancés nach allen Regeln der Kunst. Da sich das Tanzen sonst durchaus nicht mit der Gravität und Würde eines Muselmannes vereinen würde, so konnte man das Mittanzen jener jungen Javanen gewiß als einen hohen Beweis ihrer Civilisation ansehen.

Um Mitternacht nahm das glänzende Souper seinen Anfang, bei welchem ich angenehm überrascht wurde durch die Anrede in deutscher Sprache von einem mir gegenübersitzenden Javanen; es war der Prinz Radin Sidin Allan, der als Landschaftsmaler mehrere Jahre hindurch in Europa sich aufgehalten und studirt hatte. Auch in Berlin hatte er eine Zeit lang gewohnt, und sprach gern von seinem Aufenthalte in dieser Stadt.

Als der erste Appetit der Gäste befriedigt war, machten sich die Gefühle der Gesellschaft in verschiedenen Toasten und Speeches Luft. Der Hauptinhalt dieser Gefühlsergießungen war ungefähr der, daß nun die Provinz Samarang gewiß einer der glücklichsten Landstriche der Erde sei; worauf der Gefeierte des Abends antwortete, daß sein eifrigstes Bestreben

von jetzt ab dahin gerichtet sein sollte, wo möglich alle seine Mitmenschen ungeheuer glücklich zu machen — um Kommandeur zu werden, flüsterten einige boshafte Leute einander zu.

Nach dem Genuß des Desserts und aller schönen Reden begann der Tanz auf's Neue, und währte bis Sonnenaufgang fort.

Um 6 Uhr Morgens hatten die Damen und auch der größte Theil der Herren das Fest verlassen, und nur eine Anzahl der Letzteren setzten den Ball in einem Dejeuner fort.

II.

Jagdstreifereien auf Sumatra.

Nun war ich schon länger als sieben Jahre im Palembangschen, erzählt ein deutscher Arzt, und hatte in dieser Zeit manches Mal allein oder in Gesellschaft von Bekannten die Umgegend der Hauptstadt durchstreift, ohne etwas Anderes als einige Schnepfen oder Enten geschossen zu haben. Ganz einzeln wurde wohl ein Schwein oder ein Reh (Kidang) gesehen, allein es war nicht der Mühe werth, Jagd darauf zu machen. Meine nähere Bekanntschaft aber mit dem Elephantenjäger Boduk und der gute Wille des Demang Adenan weihten mich in die Mysterien der sumpfigen Wälder ein, welche die nächste Umgebung der Stadt bilden. Sie erzählten mir, daß es dort Hirsche genug gäbe, daß deren fast alle Tage geschossen würden; und wirklich konnte man in den Regen-

monaten, wenn die Wälder beinahe ganz unter Wasser stehen, fast täglich ganz vortreffliches Wildpret auf dem Paßar oder Markte kaufen. Sie selbst behaupteten manches Stück zu liefern. Der Hauptjäger aber war Einer Namens Monul, der auf einer Insel im Flusse oberhalb der Stadt wohnte. Nach der Beschreibung war es ein wilder Kerl, der keine Gefahr und keine Mühe scheute, um seiner Beute habhaft zu werden; er durchschwamm oder durchwatete den Fluß und die Bäche, ohne sich um die Krokodile zu kümmern, von denen es hier wimmelt und die gerade in dieser Gegend sehr räuberisch sind, so daß ihnen schon mancher Mensch zum Opfer wurde. Konnte Monul vor einbrechender Dunkelheit seinen Zweck nicht erreichen, so machte er sich nichts daraus, die Nacht im wilden Walde zuzubringen; dann lag er entweder in seiner kleinen Prau (Canot) ausgestreckt, die nicht viel länger und breiter war, als er selbst, oder, wenn er es der Tiger wegen für gerathen hielt, so kletterte er auf hohe Bäume, auf welchen er hier und dort eine Art Gerüst von durcheinandergeflochtenen und mit Baumrinde zusammengebundenen Aesten gebaut hatte, von wo aus er auch bei Mondschein Hirsche schoß.

Boduk schlug mir nun vor, mit ihm einen Pürschzug auf Rothwild zu unternehmen, und zwar wollte er zu dem Ende einen Bach aufwärts fahren, der Lambi Dara (Kinderlippe) heißt und etwa eine Stunde oberhalb Palembang in den Mußi fällt. Es bedarf keiner Versicherung, daß ich sogleich dazu bereit war. Eines Mittags also kam mein langer Freund zu mir, um mich abzuholen. Ich hatte mir eine größere Prau mit sechs Ruderern besorgt und lud ihn ein, mit mir zu fahren, allein er zog es vor, in seiner kleinen Prau zu gehen,

die er selbst mit einem Gefährten, der in seiner Art zu jagen eingeweiht war, ruderte.

Die Stunde, welche wir nöthig hatten, um bis zur Stelle zu gelangen, wurde mir erschrecklich lang, obgleich mir noch einige Aufregung geboten ward durch ein etwa vierzehn Fuß langes Krokodil, das an der Mündung des Baches Rambutan im Schlamme lag und bei der Annäherung meiner Prau langsam zu Wasser zog; so schnell ich auch meine Büchse zur Hand hatte, so kam ich doch zu spät: das Scheusal war verschwunden und eine Trübung des Wassers zeigte blos noch die Stelle, an der es weggetaucht war.

Endlich erreichten wir den Bach Lambidara, welchem gegenüber am andern Ufer der Lambi Truno (Jünglingslippe) dem majestätischen breiten Flusse Mußi sein braunes Wasser zuführt. Gerade an der Mündung befand sich in einem überhängenden Baume ein Nest von schwarzen Wespen (Peningat), und die Thierchen schienen den Eingang zum Bache zu vertheidigen, indem sie denselben fortwährend umschwärmten. Das war eine lästige Geschichte. Ich wollte aber jagen, es koste was es wolle. Ich befahl also den zögernden habnackten Ruderern, ganz leise und ruhig die Pagayen (Handruder) zu rühren und mit so wenig Geräusch als möglich die Passage zu erzwingen. Ich kam glücklich hindurch und hinter mir Boduk. Dieser beredete mich nun mit in seine Prau zu kommen, die etwa 2½ Fuß breit und 12 Fuß lang war und für ihre Größe ziemlich fest auf dem Wasser lag; und wirklich fand auch meine größere Prau nach kaum hundert Schritten ein absolutes Hinderniß in einem quer über den Bach gefallenen Baume, wo ich sie also mit meinen Leuten liegen ließ.

Nahe an der Mündung fanden wir einige Reisfelder mit

zwei oder drei Hütten, worin die armseligsten Menschen der Welt gegen Fieber und Musquitos zu kämpfen hatten, und dabei der Gefräßigkeit der Krokodile und der Tiger blosgestellt waren. Jetzt saßen Einige auf Gerüsten, welche in einer Höhe von 12 bis 15 Fuß, also einigermaßen vor dem Tigersprunge gesichert, auf vier in die Erde gesteckten Bambus errichtet waren, und zogen an einer ganzen Menge Leinen, die aus Rottan oder Baumbast bestanden, und, hie und da mit Lappen oder trocknen Zweigen behangen, sich von dem schwankenden Gerüste aus über das ganze Feld hin verbreiteten: sie suchten dadurch, und mit Geschrei, ganze Schwärme von Reisvögeln zu verscheuchen, die sich mit der größten Unverschämtheit auf die Felder stürzten, um den armen magern sonnverbrannten Halbwilden ihr einziges Bestehen für ein ganzes Jahr, die karge Ernte, zu schmälern. Die Leute sahen verwundert einen Europäer ihren Bach herauffahren, was vielleicht noch nie geschehen war. Ich fragte Einige, ob sich kein Hochwild in der Gegend zeige, erhielt aber stets eine verneinende Antwort.

Etwas weiter aber war Alles überschwemmt, so daß man mit der Gegend vertraut sein mußte, wie unser Boduk, um dem geschlängelten Laufe des Baches gehörig folgen zu können. Aus dem Wasser ragten große reiche Bäume hie und da über das Dickicht hervor, welches aus den üppigsten Sumpfpflanzen gebildet wurde; zumal waren dies cactusartige Gewächse, Riesenschilfe und eine hübsche schlanke Palmenart (Rassa) mit braunviolettem, gegliederten Stamme, der armsdick zwölf bis vierzehn Fuß emporschoß und unter seiner Krone, von langen graziös gebogenen Blättern, voll von großen gelben Früchten saß, von denen eine Unzahl auf dem

kaffeebraunen Wasser des Baches trieb. Dünne Lianen rankten von Baum zu Baum und ihre gelben und scharlachrothen Früchte hingen, wie Aepfel, in dem grünen Laube. Ein verführerischer Anblick! sie laden ein zum Naschen; aber wehe dem Durstigen, der sich durch ihren Genuß erquicken möchte! sie sind giftig. Auch steht der Rengasbaum am Ufer, der dieselbe Eigenschaft hat, wie der Giftsumach; wer mit dem ausfließenden Harze in Berührung kommt, oder nur unter dem Baume schläft, dem schwillt die Haut auf wie bei der Nesselrose, und er hat vier bis acht Tage zu leiden. Wer kann alle die Pflanzen nennen und die Bäume, unter deren geheimnißvollem Schatten unser Canot geräuschlos dahinglitt! Boduk saß vorn und that seinem Gefährten, der hinten steuerte und ruderte, durch Winke und Worte, die fast lautlos waren, aber doch begriffen wurden, seinen Willen kund; beide stachen die Papayen scharf und vorsichtig in's Wasser und zogen sie ebenso wieder heraus, so daß es mir meistens unmöglich war das geringste Plätschern zu vernehmen. Ich saß in der Mitte und hielt meine gute Büchsflinte quer auf meinen Knieen. Zuweilen nöthigte uns ein umgefallner Baum uns der Länge nach auf den Rücken zu legen und dann schoben wir mit den Händen die Prau, welche etwa eine Handbreit Bord hatte, vorsichtig unter jenem weg, wobei ich mich oft wunderte, daß ich mit heiler Nase davon kam. Verschiedene Male lag ein Stamm unter Wasser und hinderte die Fahrt; dann stellten sich meine braunen Freunde auf denselben und hoben das Canot, in welchem ich sitzen blieb, über das Hinderniß hinweg, ohne daß dabei das geringste Geräusch gehört wurde, außer wenn der Rand des Fahrzeuges bei den jähen Krüm-

mungen des Baches dann und wann einen Baumstamm berührte, was mühsam zu vermeiden war.

An einer Stelle fanden wir ein trocknes Ufer, das mit dem Fuße des Bukit Sebuntang, des einzigen Hügels in dieser ganzen Gegend, in Verbindung stand. Boduk stieg aus und spürte; er fand keine andre Fährte, als die eines mächtigen Tigers, und zwar war dieselbe noch frisch, von demselben Tage. Auch er hatte hier also schon gejagt; dann war unser Suchen vergeblich. — Wir fuhren daher weiter und erreichten nach einiger Zeit ein großes offenes Feld, wo die Spitzen des Schilfgrases nur fußhoch aus dem Wasser hervorragten; — ganz deutlich hörten wir ein Plätschern; — mäuschenstill lauschten wir; die Gewehre wurden zur Hand genommen und die Prau vorsichtig fortgeschoben. Auf einmal erscholl ein betäubendes Gekreisch und eine ganze Affenkolonie, die im Begriffe war von einem geplünderten Fruchtbaume zu einem noch unberührten zu ziehen, hatte uns bemerkt und machte sich erschrocken und in drolliger Eile auf die Flucht. Wir lachten ob der Enttäuschung und über den Schrecken der grauen Näscher, welche die Naturkundigen gern dem armen Menschengeschlechte als eine Art Vettern aufdringen möchten.

Weiter folgten wir durch undurchdringliches Dickicht dem Bache, bis wir wieder an eine offene Stelle kamen, an deren Rande zwei hohe Bäume standen; unser Steuermann erhielt ein Zeichen, die Prau hielt still, er legte sein Ruder vorsichtig in's Wasser und kletterte dann mit den Händen und Füßen, wie einer seiner eben erwähnten Vettern, den Stamm hinauf, von wo aus er die ganze nasse Steppe überschauen konnte. Nach einiger Zeit machte er ein verneinendes Zeichen und ließ

sich wieder zu uns herab; dies geschah aber mit einiger Eile und als er wieder in der Prau stand rieb er eine Stelle seines Körpers sehr mit der Hand und klagte mit schmerzlichen Mienen, daß ihn da ein Tausendfuß gebissen habe. Ich habe mich gewöhnt der vielen giftigen Schlangen und Insekten wegen immer ein Fläschchen mit Salmiakgeist, sowie auch eine Lancette auf die Jagd mitzunehmen, die ihre eignen Fächer in der Waidtasche haben; ich brachte also einiges von meinem Gegengifte auf die gebissene Stelle und der Schmerz verschwand auffallend schnell.

Und abermals gelangten wir zu einer weiten Fläche. Diesmal erkletterte Boduk selbst einen Baum; aber kaum war er oben, als er auch schon ein Zeichen gab, daß er Wild sehe und in wenigen Augenblicken war er wieder bei uns. So vorsichtig er auch die Prau jetzt zwischen den Bäumen hindurch manövrirte, so konnte er doch nicht verhindern, daß ihr Rand einen Stamm streifte, wodurch ein Geräusch entstand, welches zwei ganz nahe bei uns äsende Stücke Rothwild in die Flucht jagte. Im Nu stand ich aufrecht in dem schwankenden Fahrzeuge und hatte noch Zeit das Schloß des Büchsenlaufes auf ein Altthier abzudrücken, das bis an den Bauch, etwa funfzig Schritte von mir durch's Wasser flüchtete; allein es knallte nicht! Ich hatte in der Eile vergessen, die Versicherung, die an den Schlössern angebracht ist, wegzuschieben, und so war ich um die schönste Gelegenheit gebracht, ein herrliches Stück Wild zu schießen. Wohl hatte ich schnell genug das Hinderniß aus dem Wege geräumt, allein das Thier war zu weit gekommen, und ohne sichern Erfolg wollte ich den Wald nicht allarmiren. Dies war nicht das erste Mal, daß ich nicht an die Versicherung gedacht hatte; dasselbe

war mir schon öfter geschehen. Bei den Reisen in den Prauen, und zumal im Wagen, ist eine solche Einrichtung aber eine so vortreffliche Vorsichtigkeitsmaßregel, daß ich sie nicht abschaffen möchte, und ich denke, es ist besser zehn Stücke Wild nicht zu schießen, als ein Mal ein Unglück anzurichten. Ich tröstete mich daher bald.

Das Thier flüchtete also fernhin über die Wassersteppe und bald sahen wir in weitem Bogen auch den Hirsch mit stattlichem Geweih sich mit ihm vereinigen; beide blieben einige Augenblicke am Rande des Sumpfes stehen und äugten mit zurückgewandtem Kopfe nach uns herüber, dann stieß der Hirsch einen gellenden Schrei aus, und schnell entzog der höher gelegene Wald uns den Anblick der schlanken Gestalten dieser schönen Geschöpfe Gottes.

Wir in unsrer Prau zogen aber höher den Bach hinauf. Boduk schüttelte den Kopf; er begriff wohl alle die Neuigkeiten und Capricen an unsern Gewehren nicht, er, der noch immer den alten Feuerstein an seinem langen Palembangschen Rohre führte.

So wurde endlich der Bach sehr schmal und mit Schilf und Wasserlilien bewachsen, so daß die Fahrt mühsamer ward; wir waren aber auch so weit gekommen, als Boduk beabsichtigte; das Dickicht hielt hier gänzlich auf und wir befanden uns zwischen überströmten grasreichen Ufern, die rechts und links von trocknem Walde umkränzt waren. Die Prau ward in's Rohr gezogen und Boduk nahm sein treugeliebtes Gewehr, das er si Tumbur Dalu (den Stoßer um Mitternacht) nannte, weil es fürchterlich stieß; einst, als er Nachts bei Mondschein auf ein Wild schoß, bekam er einen solchen Schlag, daß ihm das Blut zum Munde herauskam; von dieser

Gelegenheit entstand der Name. Er überlud aber auch das Gewehr, denn der Ladestock stand mehr als eine Handbreit aus dem Laufe hervor, wenn die Kugel darin war, während derselbe sonst nur gleich lang mit jenem war. Aus der Prau trat Boduk bis über die Hüften in's Wasser, und ohne zu plätschern oder viel Geräusch hervorzubringen, zog er durch das Gras, welches ein bis anderthalb Fuß hervorstand. Ich sah keine Möglichkeit ihm dies nachzuthun, also blieb ich ruhig im Canot sitzen und gab Acht was der große Elephantenjäger that. Ich bemerkte in verschiedenen der zerstreut dastehenden Bäume eine Art von großen Nestern und erhielt auf meine Frage darnach die Antwort, daß dies Bäume seien, in denen der berühmte Monul mitunter seine Nachtquartiere aufschlug.

Nach einiger Zeit sah ich Boduk einen Baum erklettern, den er aber nach wenigen Minuten wieder verließ, und bald darauf hörte ich die Stimme des Tumburdalu; es war ein fürchterlicher Schuß, der kurz und dumpf wie ein Mörser knallte. Boduk hatte vom Baume aus zwei Stücke Rothwild erblickt, deren Rücken allein über dem Wasser hervorragte; er stieg schnell herab, versicherte sich des Windes und schlich nun hinan an das ruhig äsende Wild, welches er dann auch bald erreicht hatte. Es war ein Hirsch mit einem Schmalthiere. Dieses war ihm am nächsten; bei seinem Anschleichen hob es den Kopf empor, Boduk schoß seine Kugel hinauf, es verendete im Feuer, so daß der Hirsch, nachdem er auf den Schuß den Kopf einige Augenblicke aufgerichtet hatte, ruhig weiter äsete. In größter Hast lud der erfreute Boduk sein Gewehr wieder, allein die Kugel, die er in die Mündung des Laufes hineingezwängt hatte, war zu groß und wollte nicht weitergleiten; er schickte seinen Gefährten zu mir nach der Prau, um einen

eisernen Ladestock zu holen, und erst als dieser wieder zu Boduk kam, bekam der Hirsch Wind von seinen Feinden und flüchtete mit heiserem Schreckruf durch den Sumpf dem Walde zu.

So war es wohl ein unglücklicher Zufall, der Boduk eine zu große Kugel in die Hand gab und ihn verhinderte zwei Stücke Wild auf derselben Stelle mit seinem Tumburdalu zu schießen. — Daß Wild auf einen Schuß nicht flüchtig wird, sieht man nicht selten; es ist aber auch möglich, daß der Hirsch ihn nicht vernommen hat, weil er gerade mit dem Kopfe unter Wasser war, oder daß das Rauschen des Schilfgrases an seinem Gehör ihm den Knall minder auffallend machte.

Boduk und sein Gesell kamen jetzt im Triumphe mit dem Schmalthier angeschleppt, das sie durch's Wasser bis an die Prau zogen; diese bekam damit wirklich ihre volle Ladung. Das Phflegma der Indier erlaubte dem wackern Elephantenjäger nicht über sein Mißgeschick hinsichtlich des verladenen Gewehres so außer sich zu sein, wie ich dies z. B. gewesen sein würde; doch konnte man ihm seinen Verdruß deutlich genug anmerken, denn unter dem Rudern schnalzte er oft, wie bedauernd, mit der Zunge und schüttelte sein Haupt dabei.

Es war unter der Zeit Abend geworden, und da in diesem Lande um sechs Uhr stets die Sonne untergeht und so gut wie gar keine Dämmerung besteht, so mußten wir uns beeilen durch die vielverschlungenen Krümmungen des Lambidara-Baches, mit den zahlreichen Baumstämmen darin, zu dem großen Flusse zu gelangen, wo dann die Finsterniß für die Heimkehr kein großes Hinderniß mehr ist.

Das Schmalthier wurde mir in's Haus gebracht; da half kein Protestiren, ich mußte es annehmen, und mit großer Mühe vermochte ich den braven Boduk dazu, den gewöhnlichen Marktpreis eines solchen Stück Wilds, nämlich zehn Gulden, in Empfang zu nehmen. Er lebte vom Jagen, also konnte ich mit gutem Gewissen ihm seinen Gewinn nicht schmälern. Außer diesem Geldopfer kostete mich das Schmalthier noch die Mühe des Abstreifens, Aufbrechens und Zerlegens, was ich alles im Freien bei Lampenlicht und in einem feinen Regen meist selbst zu verrichten gezwungen war, und dann mußte ich meine Bedienten mit den Stücken in der Stadt umhersenden, um allen Bekannten Geschenke zu machen; dies mußte noch denselben Abend geschehen, da Fleisch hier nur einen Tag bewahrt werden kann und oft, bei ungünstigen Umständen, verdirbt es schon vor dieser Zeit. — Diese vielen Mühen waren mir aber so verdrießlich, daß ich wünschte, ich möchte nie mehr ein großes Stück Wild nach Hause bringen; schießen wollte ich es wohl, aber das Eigenthumsrecht, so wie selbst das Essen, überließe ich mit Freuden Andern.

III.

Die Nikobarischen Inseln.

Die Nikobarischen Inseln bestehen aus neun größeren und neun kleineren, die von Nord nach Süd in drei Hauptgruppen an einander gereiht sind. Sie wurden im Jahre 1858 von der k. k. österreichischen Fregatte Novara besucht. Die nachfolgenden lebendigen Schilderungen der Nikobarischen Inselgruppe sind aus der Feder des Dr. Ferdinand Hochstetter, der die Novara auf ihrer Fahrt um die Erde als Naturforscher begleitet.

1.

Reise durch die Inselgruppe.

Nach einer Ueberfahrt von 14 Tagen (wir hatten Madras am 10. Februar verlassen) ankerte die k. k. Fregatte am 23. Februar Morgens in der nordwestlichen Bucht von Kar Nikobar, der nördlichsten Insel des Archipels. Ein niederes, flaches, in einem kleinen Hügel, der sich in seiner Mitte erhebt, kaum 150 Fuß hohes Eiland lag vor uns, theils mit Wald bewachsen, theils mit Grasfluren bedeckt, und unter den Kokoshainen am Meeresstrand waren bienenkorbförmige Hütten der Eingebornen sichtbar. Während des Ankerns waren einige Kanoes mit Eingebornen herbeigekommen, die jedoch, da sie in dem Augenblicke, wo jede Hand und jedes Auge auf Deck beschäftigt ist, keine Beachtung finden konnten, sich schnell wieder entfernten, mit dem Glauben, wir seien Feinde und hätten sie deßwegen nicht an Bord gelassen. Wie

ein Lauffeuer verbreitete sich das Gerücht über die ganze Insel, daß furchtbare „Seeräuber“ mit „dicken Kanonen“ und einer weit überlegenen Anzahl von „Laskaren“ angekommen seien. Weiber und Kinder wurden nach dem südlichen Theil der Insel geflüchtet, Wege und Stege, so gut es in der Eile ging, durch darüber geworfene Baumzweige unkenntlich gemacht. Die kampffähigen Männer ergriffen Spieß und Schwert und aus dem sicheren Versteck, das der Urwald bietet, beobachteten sie die gefährlichen Fremden. Als das erste Boot von der Fregatte ausgeschickt wurde, um an der von Korallenriffen umkränzten Küste, die in heftiger Brandung steht, einen Landungsplatz zu suchen und als dieser hinter einem vorspringenden Riffe gefunden war und die Ersten von uns den Boden von Kar Nikobar betraten, da schien Alles todt und stille, kein menschliches Wesen ließ sich blicken. Wir waren unbewaffnet an's Land gegangen, damit die Eingeborenen sähen, daß wir in friedlicher Absicht gekommen, und riefen in den Wald hinein verschiedene Namen, die wir aus der Reisebeschreibung der „Galathea“ kannten. Das wirkte, Einige der Muthigsten krochen aus ihrem Versteck hervor und mit der Frage „good friend?“ und der Versicherung „we good man, good people“ kamen sie langsam näher. Wir versicherten ihnen dasselbe, zeigten, daß wir ganz unbewaffnet zu ihnen kamen, nur um sie zu besuchen und zu sehen, wie es ihnen gehe, und nun war die Brüderschaft schnell geschlossen. Sie legten ihre Spieße und Säbelklingen weg und es war komisch zu sehen, wie diese nackten braunen Kerle, die vor Furcht beinahe zitterten, sich nun beeiferten, uns die Hände zu drücken, uns zu versichern, daß sie und wir „all one father, one mother“ haben, daß wir Alle Brüder seien. Sie riefen Andere herbei, brachten uns als Zeichen der Gastfreundschaft junge Kokosnüsse zum

Trinken, zündeten sich bei uns ihre Cigarren an, die sie in ihrem durchbohrten Ohrläppchen trugen, tranken mit höchster Befriedigung, die sich in einem stets wiederholten „very good" äußerte, aus unsern Rhumflaschen; kurz sie wurden in kurzer Zeit so gemüthliche Menschen, daß sie sich's nicht nehmen ließen, mit der zärtlichst grinsenden Miene, deren ein Nikobarensergesicht nur fähig ist, auch ihren Arm um unsere Schultern zu legen, und in dem ihnen eigenthümlichen Nikobarenser Englisch uns alle ihre Freundschaft auszudrücken, aber immer mit der Frage zum Schluß „was wollt ihr eigentlich?" wann geht ihr wieder weg? („what you want," when you go away") „warum habt ihr so dicke Kanonen?" Was wir bei diesen komischen Kauzen, die fast alle englische Namen tragen, sich Lord Byron, Lord Nelson, Kapitän John, Dr. Crisp u. s. w. nennen und von englischen Schiffskapitänen mit Zeugnissen über gutes Verhalten, über Redlichkeit und Zuverlässigkeit in Erfüllung von Handelscontracten ausgestattet sind, weiter erlebt haben während der 5 Tage, die die Fregatte sich hier aufhielt, davon später mehr. Wir fuhren jeden Morgen um 6 Uhr an's Land; auf einer vorspringenden Inselecke wurde ein Zelt aufgeschlagen, da fand man sich gegen Mittag ein, um eine kleine Erfrischung zu sich zu nehmen, und um 5 Uhr Abends gab ein Kanonenschuß von der Fregatte das Zeichen sich zu versammeln, um an Bord zu kommen. In sehr weiser Vorsorge für die Gesundheit derer, die bei den wissenschaftlichen Arbeiten am Lande beschäftigt waren, war diese Maßregel, daß jeden Abend Alle wieder an Bord zurück sein sollten, während unseres ganzen Aufenthaltes auf den Nikobarischen Inseln festgehalten worden. Und wir haben es gewiß dem Umstande, daß Keiner den schädlichen

Dünsten, die bei Nacht aus den Sümpfen und Wäldern aufsteigen, ausgesetzt war, zu verdanken, daß wir keinen einzigen Fall von dem so gefährlichen Klimafieber zu beklagen haben, sondern nur in leichteren Fiebern, die bei Einigen ausbrachen, der ungesunden Gegend den Tribut leisteten.

Am 27. Abends ging der sehnlichste Wunsch unserer neugewonnenen Freunde, die tagtäglich fragten, wenn wir denn abreisen würden, und klagten, daß so lange wir hier seien, ihre Weiber und Kinder, die aus Frucht in den „Jungle" entflohen, nichts zu essen haben, in Erfüllung. Die Fregatte ging unter Segel und ankerte am 28. Nachmittags an der Südseite von Kar Nikobar. Als wir an der Ostküste entlang segelten, da konnte man durch den Tubus bei dem aus 8 bis 10 Hütten bestehenden großen Dorfe Lapate Hunderte von Weibern und Kindern erkennen, die in eiliger Hast zwischen den Hütten hin und her liefen, dann aber schnell alle im Walde verschwunden waren. Offenbar waren das die Flüchtigen von der Nordseite, die nun mit ihren Schwestern von der Ost- und Südseite abermals auf der Flucht waren, als sie das „große Seeräuberschiff" sich nähern sahen. Als wir am 1. März an der Südküste landeten, da fanden wir auch in der That Alles wieder entflohen, nur Hunde und wehrfähige Männer waren zurückgeblieben. Ein blendend weißer Strand von Korallensand, übersäet mit tausend lebendigen Muschelschalen, die mit ihren usurpatorischen Bewohnern, den merkwürdigen Bernhards- oder Einsiedlerkrebsen, alle laufen können, Mangrovesümpfe voll großer Cerithien, ein prachtvoller hochstämmiger Wald, durch den ein gebahnter Fußsteig führte, das war Alles, was uns die flache Südseite bot.

Wir gingen schon am Abend wieder unter Segel und

kreuzten am 2. März bei dem kleinen Eilande Batty Malve, ohne bei schwacher Brise und heftiger Gegenströmung der Insel so nahe kommen zu können, daß es möglich gewesen wäre, ein Boot auszusetzen zur näheren Untersuchung der steilen Felsufer des unbewohnten, mit Wald bedeckten Eilandes. Den 3. März fuhren wir bei „Dschaura" (Schowry der dänischen Karte, ich folge der Aussprache der Eingeborenen) vorüber mit Cours nach dem östlicher gelegenen Tillangschong, dessen Nordspitze wir am 4. März Morgens ganz nahe waren. Wind und Wetter waren so günstig, als man nur wünschen konnte, ein sicherer Ausluger war auf dem Fockmast, das Loth gab mit 40 Faden keinen Grund, das Wasser hatte die blaue Farbe der tiefen See. Die Fregatte konnte sich deshalb gefahrlos der Küste nähern. Wir segelten bis auf zwei Kabel Entfernung zu der oktaedrischen Felsklippe, die an der Nordspitze der Insel sich erhebt wie ein Fort, wendeten dann und liefen im Lee der Insel. An der Westküste von Nord nach Süd immer auf 1, 2 bis 3 Kabel Entfernung, so daß man vom Deck das steil ansteigende Land fast mit den Händen erreichen zu können glaubte, jeden Stein, jeden Strauch und jedes Gras unterscheiden konnte. Nur ein schmales Felsband über der Brandung ist vegetationsleer, sonst die ganze Insel mit dichtem Urwald bewachsen, über den am Gipfel der 4- bis 600 Fuß hohen steilen Kuppen die schlanken Wipfel der Nibongpalme ragen. Endlich öffnete sich eine kleine sandige Bucht, an der einige Kokospalmen stehen, das Loth ergab einen guten Ankergrund und der Anker fiel. Wir hatten große Mühe, durch die Brandung an's Land zu kommen, und noch mehr bei eingetretener Ebbe, uns wieder einzuschiffen, aber wir kehrten alle befriedigt Abends an Bord zurück. Der

Wald hatte eine Menge interessanter Pflanzen und Hölzer geliefert und den Jagdfreunden unter uns so viele Tauben, daß sämmtliche Tischgesellschaften an Bord reichlich damit versorgt werden konnten. Mir hatten die Felsen schöne Serpentin- und Gabbroarten geliefert. Abends wurde der Anker gelichtet, wir hielten uns jedoch in der Nacht nahe der Nordseite der Insel, so daß am 5. März Morgens ein Seitenboot abgeschickt werden konnte mit einem der Offiziere, der die Aufgabe hatte, die Nordspitze zu umfahren und die Ostküste aufzunehmen, während die Fregatte an der Westseite gegen Süden fuhr. Das Boot sollte an der Südspitze mit der Fregatte wieder zusammentreffen. Beides wurde glücklich ausgeführt und dabei an der Südostseite der Insel eine gute, geschützte Ankerbucht entdeckt. Am 6. März Morgens verließ die Fregatte das gänzlich unbewohnte Tillangschong und steuerte nach dem Nang-Kaury-Hafen. Kamorta's Nordseite lang ganz in Sicht und rückte, wie wir ruhig auf glatter See dahinfuhren, langsam näher, ein flachhügeliges Land, das, obwohl ganz wilde Natur, durch die Abwechselung von Wald- und Grasflächen ein fast parkähnliches Ansehen gewinnt, am weißen Korallenstrand umgrenzt von Kokospalmen. Allmälig trat die flache kokos- und trepangreiche Insel Trinket hervor, die an der östlichen Seite von Kamorta von der Einfahrt in den Hafenkanal zwischen Kamorta und Nang Kaury liegt. Die Einfahrt war an dem schönen heitern Abend bei einer schwachen Brise, die uns langsam aber sicher vorwärts schob, in der That reizend. Der niedere Strand von Trinket glänzte blendend weiß hervor unter dem dunkelgrünen Laubdach des Waldes, und weißschäumende Wellenmauern, an den Korallenriffen brandend, zogen sich weit hinaus in das sonst spiegel-

glatte Meer, das kaum merkbar wie in tiefen Athemzügen auf- und abwogte, links das waldige Nang Kaury, rechts und links auf Kamorta und Nang Kaury Hütten, Dörfer am Strand, von denen Eingeborene in ihren Kanoes zugerudert kamen, aber sich in sehr respektvoller Entfernung hielten und uns nur wie ein Beobachtungsgeschwader folgten. Rechts sah man durch den Kanal zwischen Trinket und Kamorta hindurch auf Tillangschong, alle Küsten und der ganze Seehorizont zeigten eigenthümliche Fata morgana. Die südlichsten kleinen Felsklippen von Tillangschong schienen ganz in der Luft zu schweben. Die Küstenecken von Trinket und Kamorta zeigten keilförmige Lufteinschnitte am Meereshorizont. Auf diesem selbst tanzten die brandenden Wellengipfel in der Luft. Die Kanoes der Eingeborenen zeigten nach abwärts ihr Spiegelbild, die darin sitzenden Figuren waren dadurch nach unten so verlängert, daß man glauben konnte, riesige Menschen gehen auf dem Meeresspiegel. Das waren alles anziehende Gegenstände der Beobachtung bis gerade mit Sonnenuntergang der Anker fiel im sogenannten Westhafen gegenüber dem Dorfe Itoé auf Nang Kaury.

Da lagen wir in einem so ruhigen Wasserbecken, wie noch nie auf der ganzen Reise, umgeben von dunklem Urwald, aus dem das Zirpen der Cykaden, der Schrei des Haushahns und der dumpfe Ruf der großen Nikobarischen Waldtaube bis auf's Schiff herüber tönte. Sonst eine lautlose Stille, kein Lüftchen bewegte sich, keine Welle kräuselte sich; obwohl wir auf Kar Nikobar bei unseren Exkursionen im Schweiße badeten, so wurde doch erst hier die drückende erschlaffende Schwüle der mit Wasserdämpfen gesättigten Tropenluft ganz fühlbar. Das Thermometer hielt sich fortwährend auf 28, 29 und

30° Cel., und auch im Wasser, das durchschnittlich noch wärmer als die Luft, war keine Kühlung zu finden. Die Schweißtropfen rannen mir von den Fingerspitzen auf das Papier, wenn ich in meiner Kabine schreiben wollte.

Am 7. März machten wir den ersten Besuch am Lande. Wir fanden die Dörfer Itoé und Malacca gänzlich verlassen von den Eingebornen, nur die Schweine und Hunde waren zurückgeblieben. Im Dorfe Malacca zählte ich gegen 20 Hunde, die uns mit einem entsetzlichen Schakalgeheul empfingen, dann aber eben so furchtsam wie ihre Herren in den Urwald entflohen, und ihnen nach die Schweine in mächtigen Sätzen. Bei dem Dorfe Feuang lagen zwei Prahus unter englischer Flagge aus Pulo Penang, um hier Kokosnüsse, eßbare Schwalbennester und Trepang zu laden. Sie waren mit Malayen bemannt, mit denen keine Verständigung möglich war. Aber glücklicherweise trafen wir auf der einen als Kargo einen sehr intelligenten Chinesen, der gut Englisch sprach. Owe Bengkong ist der Name des wackeren Sohnes aus dem himmlischen Reiche, der uns als Dolmetsch und als Zwischenhändler viele gute Dienste leistete, und der uns wahrhaftig wie ein civilisirter Europäer vorkam neben dem Nikobarenvolk. Als indeß die Eingebornen sahen, daß wir mit den Malayen in ganz ungefährlicher Weise verkehrten, kamen auch sie allmälig herbei, gewannen von Tag zu Tag, als sie uns nur friedfertigen Beschäftigungen nachgehen sahen, mehr Vertrauen und versahen uns dann mit Hühnern, Eiern, Schweinen, Bananen, Ananas, Citronen und Pomeranzen, mit Allem, was die reiche Natur dem armen Volke bietet. Weiber und Kinder bekamen wir aber auch hier nie zu Gesicht.

Die Fregatte lag fünf Tage im Hafen von Nang Kaury,

bis die Sondirung und Aufnahme des großen vielbuchtigen Hafens vollendet war, und segelte am 12. Morgens durch die enge, durch zwei Felsthore bezeichnete westliche Einfahrt, dann zwischen Kamorta und Katschal hindurch nördlich gegen Teressa und Bompoka. Leider ging die ganze Zeit, die für den Besuch dieser Insel so wie für Dschaura und Katschal bestimmt war, in vergeblichen Versuchen, gegen Wind und Strömung aufzukreuzen, verloren.

Am 17. Morgens lagen wir an der Ostseite der kleinen Inseln Treis und Track bei Klein-Nikobar. Die Brise war schwach und eine Strömung von 5 Meilen Geschwindigkeit in der Stunde, die wie ein Fluß an den Ufern des ruhigen Wassers rauschend und brandend dahinschoß, hatte uns erfaßt, so daß der Anker ausgeworfen werden mußte. Dies verschaffte uns unerwartet Gelegenheit, diese kleinen Waldinseln zu besuchen. Die Landung gelang in der heftigen Brandung nur mit Hilfe einiger Eingebornen, die wir auf den sonst unbewohnten Inseln zufällig mit ihren Kanoes trafen. Der Besuch war kurz, aber sehr interessant. Treis ist eine wahre Tauben insel, voll der mannigfaltigsten schönsten Taubenarten, und einem glücklichen Schuß des Commodore verdanken unsere Zoologen das erste und einzige Exemplar der prachtvollen Nikobarischen Taube. Auch wurden auf Treis und Track die ersten Spuren von Braunkohle gefunden. Nachmittags mit eintretender Fluth setzte die Strömung zu unsern Gunsten um, und wir erreichten bald nach Sonnenuntergang den Ankerplatz in der nördlichen Bucht von Klein-Nikobar bei dem kleinen in dieser Bucht gelegenen Eiland Milu. Am Morgen des 18. März wurden längs der Küste von Klein-Nikobar auffallend viele Kanoes bemerkt, die hin und her

fuhren, das war wieder die weibliche Bevölkerung auf der Flucht, denn als wir an's Land kamen, da fanden wir, wie immer, das Nest leer, nur wenige Männer waren zurückgeblieben. Da für diese Nation nur ein Tag bestimmt war, zogen die Naturforscher es vor, lieber das kleine abgeschlossene Terrain der auch mehr zugänglicheren Insel Milu zu untersuchen, als in den Urwäldern und Sümpfen von Klein-Nikobar vergebliche Versuche zu machen, einzudringen. In der That bot auch Pulo Milu, ein wahres Modell einer Nikobarischen Insel, reichen Stoff und den seltsamen Anblick eines reinen Pandanuswaldes, so üppig und großartig, wie wir ihn trotz der Häufigkeit des Baumes auf allen Inseln doch nirgends mehr gesehen. Schon am Abend wurde der Anker wieder gelichtet, der Ostküste von Klein-Nikobar entlang gesteuert und am 19. Abends im Georgs-Kanal an der Nordseite von Groß-Nikobar südöstlich von der im Kanal liegenden Insel Kondul geankert. Am 20. besuchten wir die Insel Kondul; wir trafen an der Ostseite zahlreiche Hütten, aber wieder bis auf wenige Männer verlassen. Einige von uns hatten es unternommen, die ganze Insel, deren Umfang höchstens zwei deutsche Meilen betragen mag, zu umgehen. Sie waren am frühen Morgen von der Ostseite nach der Nordseite gegangen und Abends trafen wir unsere Kameraden völlig erschöpft und ermattet an der Südseite. Kletternd, schwimmend, sich durchhauend, hungernd und dürstend, waren sie so weit gekommen. So führen die Wege auf Nikobarien. Am 21. war der Sonntag ein erwünschter Ruhetag. Am 22. besuchten wir die Küste von Groß-Nikobar. Wir landeten in einer kleinen Bucht, in der eine Malayische Prahu vor Anker lag. In der fischreichen Bucht gelang den Matrosen ein wahrer Fischzug Petri.

Der Fische war eine solche Legion, daß das Boot davon voll wurde. Wir trafen außer den Malayen von der Prahu, die sich am Strande eine Hütte aufgeschlagen hatten, keine Menschen. Dichter Urwald und ausgedehnte Mangrove-Sümpfe boten manches Interessante der Beobachtung und reiche zoologische und botanische Beute, verhinderten aber jedes tiefere Eindringen. Am 23. in der Früh ging die Fregatte unter Segel und fuhr längs der Westküste von Groß-Nikobar. Der Plan, diese noch völlig unbekannte Küste aufzunehmen, scheiterte an der furchtbaren Brandung, die das zu diesem Zwecke ausgesandte Boot umwarf, so daß Offiziere und Mannschaft nur schwimmend das Land erreichten und in der Nacht mit vieler Mühe abgeholt werden mußten. Am 24. Abends wurde in der geräumigen Bucht an der Südspitze von Groß-Nikobar geankert, in welche der Galathea-Fluß mündet. Der Feiertag am 25. wurde an Bord gefeiert, und am 26. betraten wir zum letzten Male eine Nikobarische Küste, der wir schon Abends für immer Lebewohl sagten.

Am 27. Morgens war längst alles Land außer Sicht, wir steuerten in die Straße von Malacca.

2.

Kapitän John, der Häuptling von Saui und die Eingebornen von Kar Nikobar.

Kapitän John, der Häuptling des Dorfes Saui an der Nordküste von Kar Nikobar, — seinen Namen hat er von irgend einem englischen Kapitän, mit dem er in Kokosnuß-Handelsverbindung gestanden, nach der üblichen Sitte seines Stammes adoptirt — ist das Musterexemplar eines Kar Nikobarensers. Eine untersetzte Figur, robust gebaut, ein licht-

kastanienbrauner Kerl mit halblangem rabenschwarzen schlichten Haar, das ihm gewöhnlich unordentlich über die niedere Stirn hängt, ohne Bart, mit einem düsteren Spitzbubengesicht, das sich an der Rhumflasche zu einem Lumpengesicht verklärt, daß man es als Modell eines Strafhaus-Züchtlings aufstellen könnte. Die scharfen glänzend schwarzen Augen haben trotz der trüben gelblichweißen Sclerotica einen Ausdruck von Intelligenz. So schwarz wie die Augen sind aber auch die Zähne, wären sie nicht vom Betelkauen schwarz geworden, so würde künstlich nachgeholfen sein, um dieses erste menschliche Schönheitsmerkmal zu erzeugen; denn: „nur Hunde und Affen haben weiße Zähne, die Menschen müssen schwarze haben." Das ist die im südöstlichen Asien bei Millionen von Menschen verbreitete Ansicht. Eine plattgedrückte Nase, hervorstehende Backenknochen und ein kräftig entwickelter Kauapparat vollenden den häßlichen Kopf, der auf einem schön geformten, athletisch gebauten Körper ruht. Kapitän John spricht ohne Zweifel vollkommen Nikobarisch und Malayisch, außerdem versteht er aber etwas Portugiesisch und Französisch und spricht den Nikobarisch-Englischen Jargon in vollendetster Weise, Deutsch hat er nicht gelernt, noch weniger Dänisch, obwohl er sich Steen Bille's (Steen Bill, der Kommandant der dänischen „Galathea"-Expedition, die im Jahre 1846 auf den Nikobaren dänische Kolonien gründen sollte) und der Dänen recht wohl erinnert, die er als „no good man" bezeichnet, weil sie gekommen, nicht um mit seinem Volke Handel zu treiben, sondern um sich bei ihnen Häuser zu bauen.

Für gewöhnlich geht Kapitän John in seiner Landestracht, d. h. nackt, bis auf eine schmale rothe und blaue bandförmige Binde, die um die Hüften gebunden und zwischen den

Beinen durchgezogen ist. In den durchlöcherten Ohrläppchen trägt er Cigarren oder kleine geschwärzte Bambusstöckchen, vorn mit Silber belegt, am häufigsten mit den kleinen englischen Dreipencestücken, die wegen dieses landesüblichen Schmuckes daher als „Rupien“ auch die gesuchteste Geldsorte sind, aber nur paarweise einen Werth haben. Das Bild der Königin Viktoria ist dabei immer nach vorn gekehrt. Seine Kapitäns-Auszeichnung ist ein alter schäbiger Filzhut, den er schief auf dem Kopfe sitzen hat. Sind aber Fremde da, so wirft sich Kapitän John in Galla, er hat weiße Hosen an, ein weißes Hemd — ob gewaschen oder nicht, das ist einerlei — und seit die „Novara“ vor Kar Nikobar lag, sogar einen blauen, reich verzierten Uniformfrack von der weiland Triestiner Nationalgarde-Bande, den ihm sein Freund „Commodore Wüllerstorf“*), dessen Namen er ganz gut ausspricht, geschenkt. Kapitän John liebt sein Vaterland, sein Volk über Alles. Nach den Kar Nikobarensern kommen aber gleich die Engländer. Die Engländer sind seine besten Freunde, die Engländer kommen nicht, meint er, sich Häuser bei ihnen zu bauen, sondern Handel mit ihnen zu treiben. Von den Engländern hat er die Sitte, den Fremden mit biederem Handschlag zu begrüßen, hat er seinen Namen, seine weißen Hosen, die Rupien für seine Ohrenhölzer, die Säbelklingen, um seine Kokosnüsse zu öffnen, Bohrer, Säge, Feile, Axt, um Bäume zu fällen, Hütten und Kanoes zu bauen, von den Engländern bekommt er Rhum und Schnaps für die gesunden Tage zur Erheiterung des Lebens, aber auch „Terpenthin“ und „Pillen“ für die kranken Tage. Von ihnen weiß er, daß alle Menschen

*) Befehlshaber der Novara.

„all the same," d. h. gleich sind, daß alle Brüder sind, von einem Vater und von einer Mutter abstammen, von ihnen hat er endlich seinen „Jesus Christ", ein kleines dickes Buch, ein Talismann für Alles, den er Nachts, wenn er schläft, unter seinen Kopf legt, auf daß ihm die bösen Geister nichts anhaben, den er in Zeiten der Krankheit in der Hand hält, damit er wieder gesund werde. Dieses kleine dicke Buch, das er nur seinen vertrautesten Freunden zeigt, ist eine englische Bibel, auf deren erster Seite von einem englischen Schiffskapitän die Worte geschrieben stehen: „Ich habe in meinem ganzen Leben kein tugendhafteres Volk kennen gelernt als die Nikobarenser, es fehlt ihnen nichts als ein Missionär." Von den Engländern hat ferner Kapitän John die meisten Zeugnisse und Empfehlungsschreiben, aus denen jeder Fremde unmittelbar ersehen kann, daß er ein ehrlicher intelligenter Mensch ist, „gentlemanlike", und daß man, wenn man als solcher auch in den Augen des Nikobarensers erscheinen will, nicht mit den Weibern des Volkes „spielen und scherzen" darf, noch seine Schweine und Hühner schießen. Mit dieser Mahnung schließt übereinstimmend jeder solche Brief, den wir gelesen. Und von den Engländern hat endlich der Häuptling von Saui eine englische Flagge, die er, wenn Schiffe kommen, am Strande aufhißt, als Zeichen, daß die Engländer seine Verbündeten sind, daß sie ihn und sein Volk schützen werden!

Kapitän John hat Ideen, alle seine Sätze beginnen mit „vorausgesetzt" (suppose). „Vorausgesetzt", sagt er, „es kommen Fremde hierher und wollen sich hier Häuser bauen, das können keine gute Menschen sein, ein braver Mann liebt seine Heimath, bleibt zu Hause und nährt sich redlich, nicht auf

Kar Nikobar, daß die Kokosnüsse von den Bäumen fallen und das Volk verhungert.“ „Suppose“, was wollt ihr eigentlich hier?“ fragte er immer wieder; „ihr seid nicht gekommen, um bei uns Kokosnüsse einzutauschen, ich bin besorgt, ihr habt so große Kanonen und so viele Sepoy's, das ist ein Zeichen, daß es bei euch viele schlechte Menschen giebt. Das Alles hat und braucht mein Volk nicht. Kapitän Wüllerstorf ist mein Freund, aber wann lichtet er die Anker?“ Das ist der Ideegang und die scharfe Logik dieses größten Genies von Kar Nikobar. Leidenschaften kennt er keine andere als für die Rhumflasche, er ist redselig, mittheilsam, gastfreundlich, lacht viel, erwartet, daß man ihm Geschenke macht, und nimmt diese ohne zu danken mit der größten Gemüthsruhe hin. Mit nichtswürdiger Gleichgiltigkeit antwortet er aber, wenn man ihn nach seiner Ehegemahlin fragt: „sie lief davon in den Wald, hat zu viel Angst.“ Sein Stolz ist sein Sohn, ein hoffnungsvoller lebendiger Bursche von 15 Jahren, der künftige Häuptling von Saui. Der Vater ist es durch sein eigenes Verdienst geworden, durch seine Einsicht, seine Sprachkenntnisse und durch seine Gewandtheit im Verkehr mit Fremden, er war früher Bürger des Dorfes Mus an der Ostküste, kam aber in Streit mit dem Häuptling und wanderte in Folge dessen aus mit seinem Anhang und gründete das Dorf Saui, das nur 7 Hütten zählt. Und bis heutigen Tages vermeiden es die von Mus und von Saui zusammen zu kommen. Kapitän John's Hütte ist die schönste und größte im Dorfe, das Vollendetste in Nikobarischer Baukunst, was man sehen kann. Am Meeresstrand der erfrischenden Seebrise ausgesetzt, umgeben von einem üppigem Kokoshain, ruht auf in den Sand gerammelten Pfählen über den Boden erhoben der kunstvolle

bienenkorbähnliche Bau. Der Boden der Hütte ist aus Bambusstäben mittelst Rotang verbunden, so konstruirt, daß die Luft von unten zwischen den einzelnen Stäben frei durchstreichen kann, und darüber wölbt sich hoch und geräumig ohne Seiten- oder innere Scheidewand das niedliche symmetrische Flechtwerk der ellipsoidischen Kuppel, durch einen eigenthümlich konstruirten Dachstuhl mit den Querbalken des Bodens sehr solid verbunden. Eine dicke Strohbedachung hält jeden Sonnenstrahl und jeden Regentropfen ab. Die Einrichtung ist eine höchst einfache. Im Hintergrund steht eine Art Herd, ein niederer ausgehöhlter, mit Sand und Steinen gefüllter Holzpflock, auf diesem verschiedene von Ruß schwarze thönerne Gefäße, die von der benachbarten Insel Dschaura importirt werden. Darüber an der Dachwand hängen geschwärzte Kokosnußschalen paarweise zusammengebunden, die als Wasserflaschen dienen, geflochtene Körbe 2c.; mehr nach vorn, dem Eingange der Hütte zu stecken an der Seite Säbelklingen, Wurfspieße, Ruder. Außerdem bemerkt man noch geflochtene Strohmatten, die zum Schlafen ausgebreitet werden und kleine Holzschemel, die als Kopfkissen dienen; der gewöhnliche Platz, sich zu setzen, ist der Boden. Aus besonderer Liebhaberei hat aber Kapitän John sich eine Schaukelbank aufgehängt und für Gäste einen hölzernen Lehnsessel bereit, den ihm irgend ein fremder Kapitän geschenkt. Die Hütte ist geräumig genug für 30 Menschen, um darin zu schlafen. Eine Leiter führt zum Eingang im Boden und der schattige Platz unter der Hütte ist der Arbeitsplatz. Schweine- und Hühnerställe sind abseits.

Die nächste Standesperson nach Kapitän John im Dorfe ist Doktor Crisp, Geister- und Krankheitsbeschwörer, ein

unendlich wohlbeleibter fetter Mann mit ewig lächelndem Vollmondsgesicht, für den es ein wahres Glück ist, daß es auf Kar Nikobar keine Schneider giebt. Obgleich Standesperson, muß er doch dem Fremden den Anblick der ganzen Majestät seines nackten Schmerbauches gönnen, weil nichts, was man ihm schenken könnte, für solche Dimensionen berechnet ist. Nur sein Kopf hat das gewöhnliche Maß behalten und so fehlt der nackten Gestalt das gesuchteste aller Toilettenstücke nicht, der schwarze „Cylinder". Eine solche Angströhre, wenn auch noch so schäbig, steht auf Kar Nikobar im Werthe von 1500 Kokosnüssen! Doktor Crisp muß in den Augen seines Volkes ein sehr gelehrter Mann sein, denn er weiß von Terpenthin, Kampher, Pillen, Eau de Cologne, Arak, „Rhum" und verlangte von Jedem von uns, den er sah, diese Gegenstände. Ich wünsche Doktor Crisp nur eines, daß ihm mit seinem beliebtesten Heilmittel, mit Terpenthin, das er in großen Dosen für alle Leibesschäden eingiebt, einmal eine Kur nicht so mißlinge, daß er nach üblicher Landessitte bei festlicher Gelegenheit eben so meuchlerisch abgestochen werde, wie die Schweine unter seiner Hütte, die von Kokos und Pandanus eben so fett geworden sind wie er; denn das ist auf den Nikobaren die Strafe für einen Doktor, dem auf eklatante Weise sein Patient stirbt, wenn er nicht schlau genug ist, die ganze Schuld auf die Jvis, auf die bösen Geister schieben zu können! Wo die Universität ist, auf der diese Nikobarischen Doktoren promovirt werden, konnte ich nicht herausfinden. Es scheint aber, daß sie, ehe sie als solche anerkannt werden, in den Wäldern allerlei Spuck treiben und eine Art Probe ablegen, daß sie Macht über die Jvis haben.

Ich könnte noch mehrere hohe Namen vorführen aus

anderen Dörfern, wie Lord Nelson, Lord Byron, Kapitän Charle u. s. w. Namentlich ist mir Lord Nelson noch in lebhaftester Erinnerung, wie er mit allmächtigen Vatermördern aus Papier und dem schwarzen Sammtrock, den ihm unser Freund S. geschenkt, auf der nackten Haut, beim Abschied am Strande stand, mit trunkenen Augen, aber mit unsäglich verklärter Miene vertraulich uns umarmte und betheuerte: „Lord Nelson der Engländer, war ein großer Mann, aber ich bin ein eben so großer Held," und Kapitän Charle, mein treuer Begleiter auf meinen Exkursionen, in einem dito blauen Uniformfrack, den der stolze Lord Nelson als „no good" zurückgewiesen, wie seine sonst immer so ängstlichen besorgten Gesichtszüge sich zusehends erheiterten, als er sah, daß wir ernstliche Anstalt zum Weggehen machten; aber es genüge in der Beschreibung mit jenen beiden Repräsentanten der Aristokratie von Kar Nikobar. Ich bedaure, nicht ebenso Musterbilder der weiblichen Aristokratie aufstellen zu können. Nicht die Unzugänglichkeit der Herzen dieser Schönen ist Schuld daran, sondern die Unzugänglichkeit der Nikobarischen Urwälder. Man sagt ihnen eine unbeschreibliche Häßlichkeit nach, vielleicht sind sie entflohen, um diese zu verbergen, vielleicht mußten sie entfliehen, weil ihre Männer sie für zu reizend halten, oder aber sie sind vor uns entflohen, weil sie vor Andern hatten fliehen müssen.

Ich habe schon früher erzählt, welchen panischen Schrecken das Erscheinen des großen Seeräuberschiffes unter der Bevölkerung von Kar Nikobar erregte. Ein großes Todtenfest, das schon lange vorbereitet war, sollte gefeiert werden, aber es wurde verschoben, wegen der Gefahr, die dem Vaterland drohte. Und eines Tages, als ich von einer Exkursion, die

ich trotz der üblichen Phrase der Eingebornen: „it is not custom in these country," mit der sie uns von allen Fußsteigen zurück zu halten suchten und blos dulden wollten, daß wir uns am Strande aufhielten, tief in den Wald gemacht, Mittags zu unseren Zelten zurückkehrte, traf ich da eine ungewöhnlich große Anzahl von Eingebornen, wenigstens 150 an der Zahl, versammelt, alles wehrfähige Männer mit Säbelklingen und Spießen bewaffnet, zu meinem nicht geringen Erstaunen aber auch zwei Europäer unter ihnen mit Schießgewehren. Ganz Kar Nikobarien war, wie es schien, versammelt, um die Seeräuber zu bekämpfen. Von Osten und von Süden waren die Leute zusammengekommen, um ihren Brüdern im Norden zu helfen und auch die beiden Europäer, die von einem Schiffe auf einige Wochen auf Kar Nikobar zurückgelassen worden waren, um eine Ladung Kokosnüsse vorzubereiten, hatten mitgemußt. Es war ein Sardinier und ein Franzose von der Insel Bourbon. Der Sardinier war ganz gerührt, mit uns in seiner Muttersprache zu sprechen und so viele nahe Nachbarn zu treffen; durch seine und des Franzosen Vermittlung waren die Eingebornen bald beruhigt, und der Nikobarensische Feldzug endete einfach damit: „ein Jeder ging beschenkt nach Haus." Auch die Nikobarenser hatten eine Menge Geschenke mitgebracht, wahrscheinlich um die vermeintlichen Seeräuber zu besänftigen, Schweine, Hühner, Bananen, Ananas, die auf den Nikobaren besonders gut gedeihen, Orangen und Citronen. Der gegenseitige Austausch bot eine gute Gelegenheit, manche Eigenthümlichkeit dieses noch im naivsten Naturzustand lebenden Völkchens zu beobachten. Z. B. Einer brachte ein paar schöne Muscheln (Nautilus und Cypräen), kam mit freundlicher Miene auf mich

zu und bot sie mir an „present for you." Ich machte Miene ihm dafür einige der beliebten „Rupien" zu geben. Er schien aber darüber sehr beleidigt und fragte, ob ich ihn denn bezahlen wolle. Ich sagte „nein" und darauf setzte er sich sehr vergnügt neben mich auf den Sand, nannte mich seinen guten Freund, rauchte mit mir eine Cigarre, befühlte dann meine Hose, meine Weste, mein Hemd, meinen Rock, und endlich mußte ich den ganzen Inhalt meiner Reisetasche vor seinen prüfenden Blicken auskramen. Alles schien ihm zu gefallen, besonders mein geologischer Hammer machte großen Effekt, unter freudigem Lachen versuchte er damit Steine zu zerschlagen. Nun aber schien er die Wahl getroffen zu haben. Der Rock gefiel ihm am besten, und mit unendlich liebäugelnder Miene schmiegte er sich näher an mich und sagte: „will you give me present?" und hielt dabei meinen Rockschoß prüfend in der Hand. Ich suchte ihm auseinanderzusetzen, daß er mit mir an Bord kommen solle, da wolle ich ihm Kleider geben; aber dazu war er nicht zu bewegen, und ehe ich mich's versah, hatte er seine Muscheln wieder genommen, ging weg und bot sie einem Andern in gleicher Weise als Geschenk an. So sind sie Alle, sie bieten Alles als Geschenk an, sagen, sie wollen nicht bezahlt sein, erwarten aber, daß man ihnen ein Gegengeschenk macht, bei dem sie wenigstens 100 Prozent profitiren. Wahrlich ich muß zur Ehre der Nikobarenser sagen, daß wir sie für dümmer gehalten als sie sind. Unsere sogenannten „Tauschartikel", die in Harmonikas, kleinen Spiegeln, Glasperlen und allerlei unechtem Schmuck bestehen, wurden immer mit Verachtung als „no good" zurückgewiesen. Sie wollten durchaus nur nützliche Dinge haben, Kleider, Werkzeuge, und das Ideal ihrer Wünsche

ist die „double barreled gun" (doppelläufige Büchse). Oft hört man sie in traurig elegischem Tone sagen: „wir sind ein armes Volk." Und wenn man sie fragt, warum, so antworten sie, weil wir uns keine Kleider, keine Werkzeuge machen können, keine doppelläufigen Gewehre haben. Ihre ganze Tendenz geht darauf, diese Dinge von den Europäern einzutauschen, den Europäer aber abzuhalten, sich bei ihnen niederzulassen. Sie fürchten, daß dann der Kokosnüsse zu wenig werden, daß sie verhungern müssen, und eine dunkle Ahnung sagt ihnen, daß eine europäische Kolonisation der Untergang, das Todesurtheil ihres Stammes ist. Das ist die Ursache ihrer Angst, wenn große fremde Schiffe kommen.

Ich halte die Nikobarenser für ein unschuldig naives Volk, das keine Laster kennt. Diebstahl, Neid und Eifersucht sind ihnen fremd. Ich habe sie überall, wenn man einem etwas gegeben, brüderlich theilen sehen. Sie sind wie Kinder, bei denen Furcht und Zutrauen, Freude und Schmerz schnell wechseln. Unabhängigkeitsgefühl, Vaterlandsliebe, Trägheit und Gutmüthigkeit sind ihre Haupteigenschaften. Ihr hervorragendstes Talent ist Sprachtalent. Es ist gewiß merkwürdig, unter diesem Naturvolke einen Mann zu finden wie Kapitän John, der Kenntnisse in fünf Sprachen besitzt, und bei diesem Volke, das keine Schriftzeichen hat, das Englische förmlich eingebürgert zu treffen.

Freilich hat sich ein eigenthümliches Nikobarisch-Englisch gebildet, so daß sie rein Englisch eigentlich nicht verstehen. Aber da Jeder, der Englisch kann, diesen Nikobarisch-Englischen Jargon bald los hat, so ist mit diesem Volke eine Verständigung möglich in der Hauptsprache der civilisirten Welt. Ob ihr Sprachtalent so weit geht, daß sie von uns

Deutsch gelernt haben, weiß ich nicht. Aber ihre Wißbegierde gab sich darin kund, daß sie unaufhörlich fragten, wie wir Das und Jenes heißen, und dann das Wort so oft nachsprachen, bis es sich ihrem Gedächtniß eingeprägt hatte. Die meisten unserer eigenen Namen hatten sie sich ganz gut gemerkt und sprachen dieselben vollkommen deutlich aus.

Wie es mit ihrem Musiktalent steht, weiß ich nicht, aber ihr Zeichnungstalent habe ich erprobt. Da sie immer so aufmerksam zuschauten, wenn wir etwas niederschrieben oder zeichneten, so forderte ich einmal einen auf, mir die Fregatte zu zeichnen. Er zeichnete zwar verkehrt, die Masten nach unten, drehte aber, als er fertig war, das Blatt um und siehe da eine vollkommen kenntliche Zeichnung des Schiffes mit allen Segeln. Noch mehr war ich aber erstaunt, als ich eine Hütte gezeichnet haben wollte und mein Nikobarenser in sicheren Zügen konzentrische Kreise zog mit Radien vom Mittelpunkt aus, also den Grundriß des Daches entwarf.

Religiöse Vorstellungen fehlen dem Volke gänzlich, sie glauben nur an böse Geister, „Ivis," die Krankheiten, Gewitter und Stürme verursachen. Ebensowenig scheinen sie entwickeltere soziale Verhältnisse zu haben. Sie sind sich alle gleich, es giebt keine dienende arbeitende oder gebietende Klasse, der Jüngere holt dem Aelteren die Kokosnüsse vom Baum und schlägt sie ihm auf, und wenn sie in Gesellschaft mit einander gehen, trägt Einer für Alle den Korb mit den nöthigen Requisiten zum Betelkauen. Der Häuptling ist kein absoluter Herrscher, er hat Einfluß nur so weit, als er sich durch Intelligenz und besondere Eigenschaften Achtung und Respekt zu verschaffen weiß.

Ich habe die Kar Nikobarenser besonders geschildert, weil

sie in der That ein Völkchen für sich bilden, das sich in Sitten und Gebräuchen und sogar in der Sprache sehr wesentlich unterscheidet von den Bewohnern der südlichen Inseln, obwohl sie mit diesen unzweifelhaft zu ein und derselben Race gehören, die ich den Indo-Chinesen für näher stehend halte als den Malayen, die am Wahrscheinlichsten aber ein Uebergangsglied zwischen beiden bildeten, die Birmesen aus Mulmein, die wir auf ihren Prahus vor Kar-Nikobar getroffen, waren ganz und gar Nikobarenser bis auf ihre tätowirten Schenkel. Wir schätzen die Einwohnerzahl von Kar Nikobar auf ungefähr 800 Köpfe, die in 14 Dörfern leben. Die bewohnteste Küste ist die dem NO.-Monsun ausgesetzte Ostküste. Sie sind reine Küstenbewohner, mit der Kokospalme, auf der ihre ganze Existenz beruht, an die Küste gebunden. Das Innere ihrer Insel scheinen sie nicht zu kennen, so klein die Insel ist. Nirgends führen Wege hinein. Sie haben die Sage von wilden Menschen mit einem Auge, die im Urwalde unter Schlangen und wilden Schweinen leben. Weiter aber erstrecken sich ihre Kenntnisse nach Außen. Sie wissen, daß auf den Adamanen Menschenfesser wohnen, kennen die südlicheren Inseln dem Namen nach und stehen auch im Verkehr mit deren Bewohnern. Sonst wollen sie aber wenig mit ihnen gemein haben und bezeichnen sie als „böse Menschen."

3.

Die Eingeborenen der mittleren und südlichen Inseln, Erlebnisse auf Kamorta und Trinket.

Leider war es uns versagt, die kleine Insel „Dschaura" (Schowry) zu besuchen, die Kar Nikobar am nächste gelegene Insel, die bevölkertste aller Nikobarischen Inseln im Verhältniß

zu ihrer Größe. Die Dschaurenser sollen die Industriellen unter den Nikobarensern sein, die alleinigen privilegirten Fabrikanten der Töpfe und Kacheln, die man in allen Nikobarischen Haushaltungen trifft, die sie nach allen übrigen Inseln ausführen. Wir konnten das Nikobarische Manchester nur von der Ferne sehen, zählten aber nichts weniger als 27 große Hütten, die dicht gedrängt neben einander an dem kokosbewaldeten Strand stehen, am Fuße des die Südostspitze von Dschaura bildenden „Hatrock" (Hutfels). Wollte man irgend einen Wohnplatz der Eingebornen als Stadt betrachten, so wäre es dieser Komplex von 27 Hütten, da wir alle anderen Nikobarischen Orschaften höchstens aus 8—10 Hütten bestehend fanden. — Auch die stark bevölkerten Inseln Teressa und Bompoka haben wir nicht kennen gelernt. Erst auf der mittleren Gruppe der Nikobarischen Inseln, auf Kamorta Nang Kaury und Trinket sahen wir wieder Menschen. Auf den südlichen Inseln Klein- und Groß-Nikobar mit Pulo Milu und Kondul waren es im Ganzen vielleicht 12 Männer, die wir zu Gesichte bekamen. Die Art und Weise dieser Leute, die Einrichtung und Bauart ihrer Hütten stimmte vollkommen überein mit dem, was wir auf der mittleren Inselgruppe gesehen, unterscheidet sich aber sehr charakteristisch von Kar Nikobar, so daß die Kar Nikobarenser in der That ein Völkchen für sich bilden, die Bewohner von Dschaura aber möglicherweise das verbindende Mittelglied darstellen. Kar Nikobar hat den lebendigsten Handel mit Fremden, es sollen jährlich 20—30 Schiffe diese Insel besuchen und gegen drei Millionen Kokosnüsse ausführen. Während so Kar Nikobar den Handel der Nikobarischen Inseln repräsentirt, Dschaura die Industrie, sollten die übrigen Inseln billigerweise in

Kunst und Wissenschaft sich hervorthun, zumal, da sie der Schauplatz der verschiedenen mißglückten europäischen Kolonisations-Versuche waren. Dem ist aber nicht so; man glaubt wohl bei den Bewohnern der mittleren und südlichen Inseln in mancher Beziehung entwickeltere soziale Verhältnisse zu bemerken, auf Nang Kaury kam eines Tages auch ein Eingeborner zu uns und behauptete, daß er ein Christ sei, aber bis in die neueste Zeit haben die Bewohner von Teressa und Kamorta ihren üblen Ruf, bei guter Gelegenheit Seeräubereien zu treiben, bewahrheitet und die civilisirenden Einflüsse der Kolonisations-Versuche, die aufopfernden Bemühungen christlicher Missionäre sind an ihnen spurlos vorübergegangen. Die Kar Nikobaren hatten sich bewaffnet versammelt, um ihr Vaterland zu vertheidigen, auf Kamorta und Nang Kaury trieb die Furcht vor Strafe, das böse Gewissen, die Männer wie die Weiber zur Flucht, so daß wir die Dörfer ganz leer fanden und oft noch, wenn wir uns mit einem Boote der Fregatte einem Dorfe näherten, sehen konnten, wie die Bevölkerung über Hals und Kopf in den Wald entfloh. Erst nach und nach und durch die Vermittlung des schon früher erwähnten Chinesen, den wir im Nang Kaury-Hafen trafen, wagten sich einige Männer heraus und traten mit uns in Verkehr. Sie erschienen aber, um sich als gute Leute zu zeigen, immer völlig unbewaffnet und versicherten, daß sie keine böse Menschen seien, wohl aber die, welche in der anderen Bucht wohnen, nämlich in der Ulalabucht oder sogen. „falschen Bucht," die sich an der Westküste von Kamorta tief in's Land zieht. Die Leute waren durchaus nicht jene lachenden heiter gemüthlichen Naturen, wie die Kar Nikobaren, nur wenige von ihnen verstanden einige Worte Englisch, — es

hat sich mehr Portugiesisch bei ihnen eingebürgert — und unser Verkehr mit ihnen war sehr beschränkt, so daß ich kaum etwas Mittheilenswerthes von ihnen erzählen könnte, wenn mir nicht jener zufällig anwesende Chinese eine besonders günstige Gelegenheit verschafft hätte.

Mit Hilfe dieses Owe Benghong hatte ich eines Tages von den Eingebornen ein Kanoe gemiethet, auf dem ich von zwei Eingebornen und zwei Malayen gerudert, von dem Chinesen selbst als Dolmetsch begleitet, zu geognostischen Zwecken eine Tour längs den Küsten der Inseln machte, da diese, wo sie Steilküsten sind, die einzigen geognostischen Aufschlüsse geben, während auf den Inseln selbst Wald oder dichte Grasbedeckung alles Gestein verbirgt. Diese Küstenfahrt führte mich hinaus aus dem Hafen Nang Kaury in den Kanal zwischen Kamorta und Trinket. Hier von der Fregatte entfernter waren die Dörfer von den Eingebornen nicht verlassen. Da ich allein, unbewaffnet, und von Eingebornen selbst gerudert auf einem Kanoe kam, entflohen diese auch nicht, und sogar Weiber bekam ich hier zu Gesicht, das erste und das einzige Mal auf den Nikobarischen Inseln.

Es war in dem Dorfe Hentoin an der Ostseite von Kamorta. Als ich mich mit dem Kanoe näherte, bemerkte ich großen Aufruhr im Dorfe, ein Hin- und Herrennen der Leute und sah namentlich die Weiber und Kinder alle in eine Hütte zusammenflüchten, die am Ende des Dorfes lag. Zugleich kam in einem Kanoe Einer mir entgegengefahren, der mit meinen Eingebornen einige Worte wechselte und dann schnell wieder zurück zu den Hütten fuhr. Offenbar hatte er Erkundigungen über meine feindlichen oder freundlichen Absichten eingezogen. Als ich an's Land trat, da standen die

Männer des Dorfes versammelt, unbewaffnet, gaffend mit weit aufgerissenen Mäulern. Ich fragte nach dem Kapitän, ein junger Mann mit rothem Tuch um die Lenden und einen ganz neuen Strohhut auf dem Kopfe trat vor, reichte mir die Hand und führte mich dann mit viel Anstand und Freundlichkeit nach einer der Hütten, stieg die Leiter voran und lud mich ein, ihm zu folgen. Es war eine neue eben erst vollendete Hütte, der Eingang war mit frischem Laub geschmückt und zur Seite der Leiter standen in der Erde gesteckt junge, mit Bändern geschmückte Bäume, ganz so, wie man auch bei uns ein neu gebautes Haus einweiht. Noch mehr erstaunt war ich aber, als ich nun die Leiter hinaufstieg und auch das Innere der Hütte festlich geschmückt fand. Der Eigenthümer hatte zum Einweihungsfest sein ganzes Hab und Gut, das sonst in dem oberen Dachraum aufbewahrt ist, ausgehängt und zur Schau gestellt. Ehe ich jedoch mir alles Einzelne betrachten konnte, mußte ich die ganze Etikette Nikobarischer Empfangs-Feierlichkeiten durchmachen. Zwei Holztruhen, offenbar Einrichtungs-Gegenstände aus einem im Kamorta-Kanal verunglückten Schiffe, wurden in die Mitte gerückt, der Kapitän setzte sich auf die eine und lud mich ein zu seiner Rechten auf der andern Platz zu nehmen. Eine Nikobarische Cigarre aus chinesischem Tabak, der in einen Streifen von getrocknetem Pandanusblatt gewickelt ist, bestehend, wurde mir angeboten und die Schale einer Tridacnamuschel mit Schweinsfett gefüllt und einem brennenden Dochte darin zum Anzünden der Cigarre dargereicht. Ich stellte all' das Volk, das auf der Leiter nachgekrochen war und in doppeltem Kreise um uns herum auf dem Boden kauerte, offenbar sehr zufrieden, daß ich die Cigarre rauchte, noch mehr aber, daß ich als

Gegengruß meine Cigarren unter sie vertheilte. Nun stellte sich mir ein kleiner, aber außerordentlich jovial aussehender Mann, der offenbar dem Fremden zu lieb ein frisch gewaschenes europäisches Hemd über seine nackte Haut angezogen, mit einem tiefen Bückling seine rothe Phrygische Mütze abnehmend und mir die Hand zum Gruße reichend als „Doktor" vor. In einem Glase wurde mir Kokosnußwein „Doa" präsentirt, dann Rhum, und als ich das Alles zurückwies, wurden junge Kokosnüsse herbeigebracht, deren erfrischendes Wasser ich, wie immer, mit großem Behagen trank, dann ließ mich der Kapitän durch den Chinesen, der Malayisch mit den Leuten sprach, fragen, ob ich wünsche, daß sein Volk vor mir spiele. Sieben junge Burschen, athletisch schön gebaute Gestalten, eines Bildhauermeißels würdig, stellten sich neben einander, legten die Arme jeder auf des Nächsten Schultern und begannen sich im Kreis um uns herumbewegend einen Tanz zuerst in einer langsam pathetischen Schrittweise, dann eine Strophe einstimmig singend, in einem lebendigeren Takt, von Zeit zu Zeit nach dem Takte mit einem oder mit beiden Füßen zugleich aufstampfend. Die Strophe wurde unter abwechselnder Bewegung nach rechts im Kreise herum, dann nach links, mehrmals wiederholt und der Tanz endete mit der langsamen Schrittweise wie er begonnen. Die gesungene Strophe hatte eine in einem bestimmten Rhythmus sich bewegende Melodie, die mit richtigem musikalischen Gehör von den Tanzenden einstimmig gesungen wurde. Während des Tanzes hatten sich dem Reigen zwei, in lange bis auf den Boden reichende Hemden verhüllte Gestalten angeschlossen. Ich fragte was das zu bedeuten habe, und hörte zu meinem nicht geringen Erstaunen, daß es zwei Weiber seien, daß gewöhnlich bei

solchen Tänzen Weiber und Männer in gleicher Anzahl, und daß die langen weißen Hemden das übliche Tanzkostüm der Weiber seien. Es seien diesmal nur zwei Weiber beim Tanze erschienen, weil die andern zu viel Furcht vor dem weißen Fremden haben. In der That, ich hätte diese Gestalten nicht als Weiber erkannt. Sie waren völlig so groß wie die Männer, sie hatten eben so häßliche Gesichter, mit durch Betelkauen entstelltem Munde, trugen das Kopfhaar eben so kurz abgeschnitten. Da die Männer auch bartlos wie die Weiber, so war die Bartlosigkeit kein Erkennungsmerkmal; daß es wirklich Weiber waren, davon war ich erst dann ganz überzeugt, als sie nach dem Tanze ihre schmutzigen Hemden auszogen und in ihrer gewöhnlichen Kleidung, einem kurzen vom Gürtel bis zu den Knieen reichenden, aus rothem oder blauem Zeuge bestehenden Rocke, vor mir standen. Sie erschienen aber in dieser Toilette um nichts schöner, und ich fand es sehr passend, als sie scheu sich in das Halbdunkel im Hintergrund der Hütte zurückzogen und hier hockend mit über die Brust geschlagenen Armen ihre häßlichen Formen verbargen. Dem Tanze folgte ein Fechterspiel, das vor der Hütte von zwei jungen Burschen aufgeführt wurde, aber in nichts Anderem bestand, als daß Beide mit langen Bambusstöcken aufeinander einhieben und Jeder die Hiebe des Andern geschickt parirte. In der Hütte selbst sah es aus wie in einem Kaufladen. In der Kuppel der Hülte war in symmetrischer Anordnung der ganze Reichthum des Besitzers an Zeugen und Kleidungsstücken ausgehängt, bunte ostindische Tücher, baumwollene buntgedruckte Taschentücher, Hemden, Hüte, an den Wänden der Hütte die Waffen und der Hausrath. Letzterer war, wie die Hütte selbst, ganz neu, und daß der Besitzer ein

besonders reicher Mann, das bewies vor allem Andern der stattlich ausgerüstete Waffenschrank. Nicht weniger als 24 werthvolle Stücke, theils Säbelklingen, theils große mittelalterlich aussehende Schwerter waren neben einander an der einen Seite der Hütte auf einem besonders dazu angebrachten Holzrahmen aufgesteckt, und gegenüber auf der anderen Seite steckten die Spieße und Fischlanzen — die Nikobarenser haben weder Angeln noch Netze, sondern werfen die Fische mit Wurfspießen. Der Kapitän bot mir an, ich solle mir, wenn mir von den Hausgeräthen etwas besonders gefalle, aussuchen und es als Geschenk mitnehmen. Ich machte, da ich mit Gegengeschenken leider nicht versehen war, nur einen beschränkten Gebrauch von dem gastfreundlichen Anerbieten, suchte mir aber neben anderen Kleinigkeiten namentlich einen Nikobarischen Festhut aus, der sehr sinnreich ganz aus Nikobarischen Cigarren zusammengesetzt und mit weißrothen Bändern geschmückt ist. Ich sah hier überhaupt eine Menge ähnlichen bunten Putzwerkes, das, wie ich hörte, alles bei den Festen gebraucht wird, welche die Eingebornen hauptsächlich zur Zeit des Monsumwechsels auf dem Meere in ihren Kanoes feiern.

Als ich die Hütte verließ, da zog der Doktor schnell wieder sein Hemd aus, und draußen am Strand sah ich an einem förmlichen Flaggenstock die dänische Flagge aufgezogen, roth mit weißem Kreuz. Ich war sehr erstaunt, denn wir hatten bisher vergeblich nach Spuren der ehemalig dänischen Besitzergreifung der Inseln durch die königl. dänische Korvette „Galathea" im Jahre 1846 gesucht. Hier war nun eine dänische Flagge, die von der „Galathea" herrühren mußte. Der Häuptling bezeichnete die Flagge als seine

Flagge, sagte, daß ihm noch zwei andere Dörfer, eines auf Kamorta, das zweite auf Trinket, gehören, und daß diese Flagge das gemeinschaftliche Zeichen für die drei zusammengehörigen Dörfer sei. Mehr konnte ich von ihm nicht erfahren, diese Flagge ist die einzige Spur von der dänischen Korvette „Galathea", die wir auf den Inseln entdeckten.

Mein Weg führte mich weiter nördlich nach der Ostküste von Kamorta. Der Häuptling von Hentoin erbot sich, mich zu begleiten, damit ich in dem Dorfe Enaka, zu dem ich kommen mußte, und das, wie er sagte, ebenfalls ihm gehöre, gut aufgenommen werde. Er schickte ein Kanoe mit zwei Burschen voraus, die uns ankündigen sollten, und fuhr selbst in meinem Kanoe, ließ es aber, damit wir schneller vorwärts kamen, noch mit zwei weiteren Ruderern bemannen. Ich traf am Strande vor dem Dorfe Enaka alle Männer versammelt, ich wurde in die Hütte des Doktors geführt. Als ich die Leiter hinaufstieg, grinsten mir am Eingangsloch zwei scheußliche, aus Holz geschnitzte Figuren, halb Mensch, halb Thier, abenteuerlich roth und schwarz bemalt, mit Cigarren und Laubwerk behängt und jede mit einem alten schwarzen Hut auf dem Kopfe, entgegen. Diese Figuren sind ein wesentlicher Bestandtheil des Teufelbeschwörungsapparates des Doktors, zu dem noch zahlreiche kleinere Figuren, Schweinskiefer, Fischköpfe, Schildkrötenköpfe u. s. w. gehörten, so daß es fast aussah, als lege sich der Doktor eine Schädelsammlung zu vergleichend anatomischen Zwecken an. Auch bei Nichtdoktoren findet man aber oft einen ähnlichen Apparat, der bei Krankheits- oder Unglücksfällen dazu dient, die bösen Geister zu beschwören. Zur Seite gekauert, ganz in ein Tuch verhüllt, saß eine Figur, auf meine Frage antwortete der Doktor, das

sei seine Frau. Ich trat näher, aber mit einem Schrei des Entsetzens drängte sich die Gestalt an die Wand, und erst als ich durch meinen Chinesen verdolmetschen ließ, daß ich ihr nur „Salam" sagen wolle (diesen mohamedanischen Gruß verstehen die Nikobarenser) kam unter der Hülle ein scheußliches Hexengesicht zum Vorschein. Das zum Essen vorbreitete Mellori, Kokosnüsse u. s. w. bewiesen mir, daß ich hier eine Tischgesellschaft gestört. Ich fragte darum und bekam zur Antwort, daß die Kinder und Mädchen das vorbereitet, aber sich alle in die kleine viereckige Hütte geflüchtet haben, die durch einen Gang mit der runden Haupthütte in Verbindung stand. Ich wollte hinübergehen, um einmal die hoffnungsvolle Nikobarische Jugend zu sehen, mußte aber den dringenden Bitten des Häuptlings, das junge Weibervolk nicht zu sehr zu ängstigen, nachgeben und mich damit begnügen, beim Weggehen zu sehen, wie sie neugierig und ängstlich zugleich aus den Löchern zwischen den Palmblättern, mit denen die Hütte belegt war, herauslugten. Ich wurde auch mit Hühnern und Eiern beschenkt. In Hentoin und wieder in Enaka fielen mir in den Hütten eine Menge Gegenstände auf, Gläser, Porzellanteller, Schalen, ein Schleppsäbel, hölzerne Truhen, Kleidungsstücke, die nur von einem fremden Schiff herrühren konnten. Doch konnte ich nirgends einen Namen entdecken, es waren Gegenstände englischen Fabrikates, die nach der Aussage des Häuptlings von einem im Kanal niedergebrochenen Schiffe, dem die Eingebornen zu Hilfe gekommen seien, herrühren sollen. Solche menschenfreundliche Züge von den Eingebornen der Nikobaren sind in der That ebenso erwiesen wie ihre Seeräubereien. Trotzdem war ich keineswegs überzeugt von der Aussage des Häuptlings.

Der Häuptling wollte mich nun noch in sein drittes Dorf an der Nordwestküste der gegenüberliegenden Insel Trinket bringen, er nannte das Dorf Oal, der Chinese aber nannte es Junk Trinket, 2 Prahus sah man vor dem Dorfe geankert, aber der Tag war schon zu weit vorgeschritten, um das gegen 3 Seemeilen von Enaka entfernte Dorf besuchen zu können. Ich wollte ein zweites näher liegendes Dorf auf Trinket noch sehen, von dessen Existenz mir der Chinese sagte; dahin mich zu begleiten, war der Häuptling nicht zu bewegen, da er mit den Leuten dort nichts zu schaffen haben möge. Ich verabschiedete mich daher und lud ihn ein, den andern Tag an Bord zu kommen, um Gegengeschenke in Empfang zu nehmen. Er fand sich auch richtig ein und wurde reich beschenkt; leider konnte sein Wunsch, daß wir in größerer Anzahl an einem vorher bestimmten Tage, damit er alles Nöthige zum Essen und Trinken vorbereiten könne, ihn besuchen, nicht erfüllt werden, da die Fregatte absegelte. Dieser Dreidörfer-Häuptling von Hentoin war nach seinem Benehmen entschieden der civilisirteste aller Nikobarenser, die wir kennen gelernt, und der phlegmatischen Indifferenz der anderen gegenüber eine wahre Ausnahme von der Regel. Aber hinter seiner Freundlichkeit und Zuvorkommenheit steckte offenbar viel Furcht vor den Kanonen der Fregatte und das Bestreben, sich und sein Volk als gute Menschen darzustellen, um frühere Sünden, die sie sich zu Schulden kommen ließen, vergessen zu machen. Ich vermuthe sehr, daß die Dörfer Enaka und Hentoin auf Kamorta schon die Kanonenkugeln englischer Kriegsschiffe verspürt haben, die in den Kanal kamen, um die hier noch in den Vierziger-Jahren an dem Wallfischfänger „The Pilot" und dem Schooner „Mary" begangenen Seeräubereien und Gräuel zu rächen.

Ich fuhr von Enaka nach der gegenüberliegenden Küste von Trinket und ließ die Segel aus Palmblättern, mit welchen das Kanoe versehen war, setzen und war rasch über dem etwa 1½ Meilen breiten Kanal zwischen Kamorta und Trinket.

Die westliche Küste von Trinket bildet an der Stelle, zu der wir kamen, eine flache mit Mangroven umsäumte Bucht, von der sich selbst aus geringer Entfernung nicht bemerkbar, ein schmaler seichter Meeresarm kanalartig tief in's Land hineinzieht zu beiden Seiten mit dichtem Mangrovenwald bewachsen. Der Kanal ist nur für flache Boote befahrbar, etwa ¾ Meilen lang. Ich war überrascht am Ende des Kanals in so versteckter Lage ein ziemlich ansehnliches Dorf von ungefähr 10 Hütten zu finden. Dschanoha ist der Name des Dorfes. Schon die Lage an einem die Luft vergiftenden Mangrovensumpf war mir unheimlich, noch unheimlicher die zahllosen Kanoes, die auf dem halb ausgetrockneten Sumpfe vor dem Dorfe lagen, weit mehr fast als Menschen hier wohnen konnten. Ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, daß das der Apparat eines Seeräubergesindels sei, das sich in diesem Versteck angesiedelt. Ich mußte mich durch ein gut Stück Sumpf noch tragen lassen, bis ich auf trockenen Korallsandboden kam. Die Männer standen wie immer gaffend beisammen, aber ganz unbewaffnet. Als „Kapitän" trat ein kleiner Kerl mit Hosen und Hut angethan, vor, mit stechenden schwarzen Augen und so lichtgelber Hautfarbe, daß ich ihn sehr im Verdacht habe, daß weißes Blut in seinen Adern fließt. Er redete mich Portugiesisch an, ich verstand nur so viel, daß er wissen wollte, was mich in sein Dorf führe, und wann die Fregatte den Nang Kauryhafen wieder verlasse. Ich

überließ die Antwort meinem dolmetschenden Chinesen, und musterte die nackten braunen Gestalten, die mich dicht umstanden. Widerlichere, unheimlichere, häßlichere Physiognomien hatte ich auf den Nikobaren nie gesehen. Einer hatte sein Gesicht orangenroth bemalt und war offenbar betrunken, ein Zweiter war ganz mit Blut befleckt, ein Dritter hatte ein Collier um aus englischen Silberstücken, ein Vierter schielte verdächtig auf meinen geologischen Hammer herab, den ich fest in der Hand hielt. Ich wollte eine Hütte sehen, und wurde von dem Kapitän auch ohne Weiteres nach einer der größten Hütten geführt, die etwas rückwärts stand.

Eine große Gesellschaft folgte und setzte sich im Kreis herum um ein weitbauchiges irdenes Gefäß, aus dem mittelst eines aus Bambusrohr verfertigten unten mit einem Filtrirtuche versehenen Saughebers in ein Glas eingeschenkt und mir präsentirt wurde. Es war ein süßsaures halbgegohrenes Getränke, Palmwein, an dem sich der Rothbemalte wohl seinen Rausch getrunken. Das Glas ging im Kreise herum, bis der Krug leer war. Während der ganzen Trinkscene aber wurde musizirt. Einer spielte auf einer aus einem Stück Bambusrohr verfertigten Flöte, der Andere auf der Nikobarischen Guitarre, die aus einem dicken Bambusrohr mit darüber gespannter Rotangsaite besteht; ich wünschte, daß die Musiker auch singen, das wurde aber abgelehnt, weil in der Hütte erst kürzlich ein Mann gestorben sei, dagegen die Instrumente mir auf meine Bitte ohne Weiteres überlassen. Zwei Frauen saßen auch hier im Hintergrund in eine Ecke gekauert. Ich ließ sie unbeachtet, weil mir aller Appetit vergangen war, die Reize Nikobarischer Schönheiten zu sehen. Dagegen interessirten mich die vielen europäischen Gegenstände, wie Gläser, Por=

zellansachen u. s. w. in der Hütte, sogar die Seitenwände bestanden aus Brettern einer Schiffskabine; und als ich bei einem Gang durch das Dorf noch einen Anker und andere Eisentheile von Schiffen im Sande liegen sah, da war ich überzeugt, daß dieses Dschanoha, von dem die Geographie der Nikobaren bis jetzt nichts wußte, ein Seeräubernest ist. Diese Leute und die Bewohner der Ulalabucht halte ich für die Rädelsführer bei den im Trinket-Kanal früher begangenen Gräueln und ich zweifle nicht, daß auch die von Hentoin und Enaka gelegenheitlich an den Räubereien und Mördereien Theil genommen. Ich wurde beim Abschied reich mit Kokosnüssen beschenkt und kam mit Sonnenuntergang sehr befriedigt von den Erlebnissen und Erfahrungen des Tages an Bord zurück.

Leider hatte ich später keine weitere Gelegenheit zu ähnlichen kleinen Expeditionen auf einem Kanoe der Eingebornen und ich kann zur Charakteristik der Bewohner der mittleren und südlichen Inseln nur noch einige allgemeinere Bemerkungen beifügen.

Ich habe schon früher bemerkt, daß sie sich physisch in Nichts von den Kar Nikobaren unterscheiden. Auffallend ist aber vor Allem die Verschiedenheit der Sprache, die sogar für die gewöhnlichsten Lebensbedürfnisse, wie für die Bestandtheile des Betelkauens andere Namen hat, als auf Kar Nikobar. Wie hier das Englische, so hat sich auf den südlicheren Inseln von den europäischen Sprachen am meisten das Portugiesische eingebürgert. In der Kleidung unterscheiden sie sich von den Kar Nikobarensern hauptsächlich durch einen langen Bandstreif, der von der Binde um die Weichen hinten herabhängt und im 17. Jahrhundert den Glauben an eine geschwänzte

Menschenrace auf den Nikobaren veranlaßte. Das Haupthaar tragen sie meist kurz geschoren, bei jungen Burschen sieht man aber häufig um den tonsurartig geschorenen Kopf noch einen Kranz langer Locken stehen, den sie malerisch mit einem rothen Band umbinden, bei vielen sind durch eine besondere Behandlung die Zähne zu unförmlichen schwarzen Klumpen zusammengewachsen, über denen sich die Lippen gar nicht mehr schließen können, trotzdem ein Schönheitsmerkmal in der Nikobarischen Aesthetik. Die Hütten sind nach einem besseren Muster gebaut als auf Kar Nikobar, sie sind höher gestellt, so daß unter dem eigentlichen Boden der Wohnhütte noch eine zweite offene Etage Platz hat, auf der man Hühnerställe, Holz- und Früchtevorräthe sieht. Der Boden selbst besteht aus mit der Axt gearbeiteten Brettern und die Dachkuppel erhebt sich erst über einer bretternen Seitenwand, in der Fensterlöcher angebracht sind. Hunde, Schweine, Hühner sind dieselben wie auf Kar Nikobar, aber außerdem halten sich die Eingebornen hier noch Papageien und Mainavögel und treiben damit auch Handel. Ueberall begegnet man einem mannigfaltigen Apparat, um die bösen Geister abzuhalten. Schon vor dem Dorfe im Wasser stehen lange in gewissen Abständen mit Blätterbüschen, langen Schweinskiefern, Kokosschalen behangene Stöcke, die den bösen Geist vom Dorfe abhalten sollen, und steigt man die Leiter zu einer Hütte hinauf, so grinsen dem Eintretenden fratzenhafte buntbemalte und behängte Figuren bald in Menschengestalt mit Schwert und Spieß, bald in Froschgestalt und anderen unenträthselbaren Phantasiebildern entgegen, die den bösen Geist von der Hütte abhalten sollen. In der Hütte selbst sieht man dann noch eine Menge in Holz geschnitzte Dinge, wie Katzen, Fledermäuse,

Schildkröten, Krokodile, Papageien, die alle zu ähnlichen Zwecken dienen müssen, und merkwürdig ist, daß jede dieser Figuren, wie es scheint, tagtäglich gefüttert wird, denn vor jeder sieht man Betel, Mellori, Kokos und eine Cigarre liegen.

Den naiven Unschuldszustand der Kar Nikobarenser scheinen die Bewohner der südlicheren Inseln hinter sich zu haben, ohne aber deßwegen in irgend einer Beziehung besser oder vorgeschrittener zu sein. Die Häuptlingsstellung ist entschieden eine einflußreichere, bestimmter definirte; ein Unterschied von Klassen giebt sich darin zu erkennen, daß sich manche auf die die Inseln besuchenden Schiffe als Arbeiter gegen einen bestimmten Lohn verdingen. Das englische Silber ist auch hier der gesuchteste und geschätzteste Tauschartikel, Gold aber noch ganz unbekannt. Wie auf Kar Nikobar sind Kokosnüsse der Haupthandelsartikel, Trepang, Schildpat, eßbare Vogelnester, Papageien, verhältnißmäßig unbedeutende Nebenartikel. Wir trafen an den verschiedenen Inseln im Ganzen gegen 12 kleine Schiffe geankert, meist Birmesen aus Pegu und Malayen von der malayischen Halbinsel. Die Schiffe machen während der Nordostmonsumzeit 2 bis 3 Mal die Reise, und mögen damit einen Maßstab abgeben für den jetzigen Handelsverkehr. Alle jene Artikel liefert der Meeresstrand allein, was können und werden aber die Inseln produziren, wenn einmal ihre Urwälder gelichtet und ihre Sümpfe getrocknet sind? Man blicke auf Ceylon, man vergleiche Puto Penang!

4.

Nikobarische Waldbilder.

Wenn man es unternimmt, ein Bild von der Natur der Nikobarischen Inseln zu entwerfen, so kann man einem solchen

Versuche mit Fug und Recht keine andere Aufschrift geben als „Waldbilder.“ Nähert man sich im kleinen Boote der Küste einer Insel, so befindet man sich oft schon mitten im Wald, noch ehe man den Fuß auf trockenen Boden setzen kann, im Mangrovenwald. Und betritt man die Küste selbst, so ist man an trockener sandiger Stelle im Kokoswald, an sumpfiger Stelle im Pandanuswald. Und will man aus all diesem Wald hinaus, so kommt man immer wieder in den Wald, in einen Hochwald mit riesigen Bäumen und in den Urwald, bis man endlich den Wald vor lauter Wald gar nicht mehr sieht. Nur auf den nördlichen Inseln kann es gelingen, sich durchhauend durch dicht verflochtenes Gestrüpp plötzlich auf freie Grasflächen zu kommen. Aber das Gras ist so hoch und dicht, daß man nicht weiter kann, und die Sonne brennt so heiß, daß man sich abermals in den Schatten des Waldes flüchtet. Der Wald ist der ganze Reichthum und die einzige Schönheit dieser Inseln, den Wald in seiner Verschiedenartigkeit zu schildern, ist meine schwierige Aufgabe.

Kokos- und Mangrovenwald sind ausschließliche Küstenwälder. Sie haben sich in das Gebiet der Küste getheilt und ihre Gebiete sind scharf von einander abgegrenzt gewöhnlich durch vorspringende Felsecken, auf denen ausnahmsweise auch dem Urwald gestattet ist, sich an der Küste zu zeigen. Sie existiren so friedlich neben einander, ohne sich ihr Gebiet gegenseitig streitig zu machen, denn wo der eine gedeiht, da fehlen dem anderen alle Bedingungen des Lebens.

Der Mangrovenwald ist ein Wald im Meere, ein Lagunenwald, der auf einem nicht weniger merkwürdigen Unterbau sich erhebt, als die „Lagunenstadt.“ Seichte schlammige, vor Brandung geschützte Ufer, die während der

Fluth regelmäßig von Salzwasser überschwemmt werden, tief eingeschnittene Meeresbuchten, in welche Flüsse münden, sind das Gebiet der Mangroven. Da solche tiefe Buchten und Flüsse auf den größeren südlichen Inseln häufiger sind, als auf den nördlichen, so ist auch der Mongrovenwald dort häufiger, der Kokoswald in demselben Maße seltener. Zwei Hauptformen von Rhizophoren geben dem Mangrovenwald seine Physiognomie. Sie stehen nicht gemischt untereinander, sondern bilden an den Ufern getrennt zwei sehr charakteristische Säume. Den äußeren Saum bildet eine niedere Rhizophorenart, deren saftig grüne, üppige Laubkrone mit glänzenden Blättern und langen kerzenartigen Früchten unmittelbar auf der Wasserfläche liegt, auf einem Unterbau von bogenförmig ausgespannten Wurzeln, die ein dichtes Netzwerk bilden. Hinter diesem äußeren Buschwald steht ein Hochwald, aus dessen sumpfigem Boden, der während der Ebbe trocken liegt, allenthalben knorrige Wurzelkniee oder Wurzelspitzen hervorragen, als wäre er mit Pfosten ausgeschlagen. Dazwischen erheben sich 60—80 Fuß hoch die schlanken geraden Stämme, die oben an knorrigen Aesten eine saftig grüne Laubkrone tragen. Kein Unterholz stört den Durchblick durch die Säulenhallen dieses Waldes, aber Millionen von großen Sumpfmuscheln (Cerithium in vielen Arten) liegen im feuchten Schlamme, daß man ganze Schiffsladungen davon sammeln könnte; und Schnepfen und Reiher aller Art gehen da auf ihren Fang aus. Tiefe fischreiche Kanäle, die man mit den Kanoes der Eingebornen befahren kann, ziehen sich in Schlangenwindungen oft weit durch diese Mangrovensümpfe und man trifft am Ende solcher Kanäle in versteckter Lage nicht selten Dörfer, so auf der Insel Trinket das von mir schon erwähnte See-

räuberdorf Dschancha. Oder man gelangt durch eine allmälig sich verändernde Vegetation, für die das Vorkommen einer stammlosen Wasserpalme charakteristisch ist, aus dem Brackwasser in das Süßwasser eines Flusses. Da der Mangrovenwald nur im Salzwasser gedeiht, sich aber in den sumpfigen Thälern der Flüsse bei deren Mündung oft weit hinein in's Land ragt, so weit als das Wasser brackisch ist, so kann er plötzlich vernichtet werden, wenn durch ein stürmisches Ereigniß die Mündung des Flusses mit einer Sandbarre versperrt wird und dem fluthenden Meerwasser der Eintritt versagt ist. Die Wälder sterben dann ab im süßen Wasser. Die hohen Stämme stehen da abgedorrt, gebleicht, ein gespenstiger Leichengarten zwischen üppig grünen Urwaldhügeln. Des Morgens, wenn die Sonne aufgeht, liegt ein weißer Nebel über dem todten Sumpf und miasmatische Dünste verpesten die Luft, das sind die Plätze, welche Gift aushauchen. Die Baumleichen mahnen den Fremden, der hier die allgewaltig schaffende und zerstörende Natur bewundert, an die Leichen so mancher seiner Brüder, welche die feuchte Erde dieser Inseln birgt.

Es war an der Nordküste von Groß-Nikobar, wo ich den Anblick eines solchen abgestorbenen Mangrovenwaldes hatte. Der Fluß hat aber hier die Barre von neuem durchbrochen, so daß nun das Meerwasser wieder Zutritt hat und unter dem todten Wald ein junges Mangrovengebüsch üppig gedeiht. Erhält sich aber die Barre und vertrocknet allmälig der Sumpf, so ersteht um das Süßwasserbecken der Flußmündung ein Pandanuswald, und wo dem Menschen früher nur der Tod droht, da findet er dann Bäume voll nahrhafter Früchte, um sein Leben zu fristen.

Wie ein heiteres Lebensbild neben einem düsteren steht

neben den schweren einförmigen Laubmassen der Mangroven der luftige freie Kokoswald. Ohne Aufhören rauscht die Brandung über vielgestaltige Korallenfelder zur weißschimmernden Sandküste, die in sanftem Bogen sich von Felsecke zu Felsecke zieht. Sie wirft Korallentrümmer und Sand höher und höher auf und baut das Land langsam immer weiter. Die schweren Früchte vielleicht von fernen Gestaden hergeführt, die sie ausgeworfen, sind aufgegangen auf diesem Korallensand, und ein Kranz üppiger Palmenkronen auf schlankem Stamme, beladen mit tausend schweren Nüssen ladet den Menschen zum Leben ein. Ohne Kokospalme wären die Inseln wahrscheinlich heute noch unbewohnt, auf dem Kokoswald beruht die ganze Existenz der Nikobarischen Racen. Rechnet man die Einwohnerzahl sämmtlicher Inseln zusammen zu 5000, nimmt man an, daß jeder Mensch täglich 3 Kokosnüsse braucht (das ist nicht zu viel gerechnet, da der Nikobarenser kein anderes Wasser als Kokosnußwasser trinkt und außer ihm selbst auch seine Schweine, Hunde und Hühner von Kokosnuß leben), so giebt das einen jährlichen Verbrauch von durchschnittlich 5½ Millionen Nüssen. Die jährliche Ausfuhr an Nüssen von allen Inseln zusammen kann auf ungefähr 10 Millionen geschätzt werden (Kar Nikobar allein 2—3 Millionen). Daraus ergiebt sich ein jährlicher Ertrag von 15 bis 16 Millionen Kokosnüssen. Eine Palme trägt aber durchschnittlich 40 Nüsse im Jahre; für einen Ertrag von 16 Millionen Nüssen wären somit 400,000 Kokospalmen nothwendig und auf jeden Bewohner würden 80 Palmen kommen. Da aber 400,000 Kokospalmen als Wald, wie er auf den Nikobaren vorkommt, bequem auf einer halben Deutschen Quadratmeile Platz haben, so wäre dies das ungefähre Areal des

Kokoswaldes auf den Inseln, weniger als der sechzigste Theil ihrer Gesammtoberfläche, die 33—34 deutsche Quadratmeilen umfaßt. Auf den nördlichen Inseln nimmt der Kokoswald wohl ein verhältnißmäßig größeres Areal ein, dagegen fehlt er den südlichen, namentlich Groß-Nikobar fast ganz. Die nördlichen Inseln sind daher auch bei weitem die bewohnteren, und die Kokospalmen sind dort als Eigenthum vertheilt, während sie auf den südlichen Inseln das freie Gemeingut Aller zu sein scheinen.

Der Nikobare lebt nicht blos vom Kokoswald, sondern er lebt auch im Kokoswald und hat sich damit nicht blos die bequemste Lage für seine Hütte ausgesucht, sondern auf dem trockenen, den Winden ausgesetzten Meeresstrand gewiß auch die gesündeste. Die 5000 Nikobarenser wohnen deßhalb eigentlich nur auf ½ Quadratmeile Landes. Wie man an einem kokosbewaldeten Strande an's Land steigt, da kann man sicher darauf rechnen, daß sich das blumenreiche Gebüsche von Hibiscus, Guettarda oder Scävola, das wie eine künstliche Hecke den Kokoswald gewöhnlich nach Außen gegen das Meer zu umsäumt, wenn man am Strande hingeht, öffnet und die Hütten der Eingebornen sich zeigen. Wie schnell lernt doch auch der flüchtige Reisende die Kokospalme schätzen! Wenn wir ermattet und schweißtriefend aus der schwülen Luft der Laubwälder zum Strande kamen, zu dem von erfrischendem Luftzug durchstreiften Kokoswald, und der Nikobar, sonst so träge und bewegungslos, nun flink wie eine Katze, seine Füße mit demselben Bastband verbunden, das ihm sonst so malerisch die schwarzen Locken umschließend als Stirnband dient, zum Wipfel der höchsten Palme kletterte, wenn dann die schweren Nüsse donnernd zur Erde fielen und in freier Hand durch

einen sicher geführten Hieb mit der scharfen Säbelklinge geöffnet uns dargereicht wurden, wie erquickend und labend war uns da der kühle Trunk des Wassers aus der jungen Nuß, und wie appetitlich zugleich aus dem natürlichen Gefäß von zartem weißen Fleisch mit grüner Umhüllung! Wem so die junge Nuß durch den gefälligen „Wilden" frisch vom Baume gebrochen in tropischer Sonnengluth zur Labung gedient, nur der kennt die Köstlichkeit dieser Frucht, die an reichbesetzter europäischer Tafel alt und vertrocknet als Rarität aufgetischt Jeder als fade und geschmacklos verächtlich zurückweisen wird. Wir haben dabei nicht blos den Labetrunk gehabt, sondern zugleich den Genuß eines Bildes, einer Scene aus den Tropen, wie es uns seit frühester Jugend aus Reisebeschreibungen in der Phantasie lebte. Uebrigens nur bei Kar Nikobaren habe ich die beschriebene Art, mit über den Knöcheln zusammengebundenen Beinen die Kokospalme zu erklettern, gesehen, auf den andern Inseln sind Tritte in die Bäume gehauen, so daß man wie auf einer Leiter bequem hinaufsteigen kann. Ueberall findet man die Eingebornen gleich bereit zu dem Freundschaftsdienst, die Nüsse vom Baume zu holen, ja sie bieten es immer mit großer Gefälligkeit von selbst an, und es ist die erste Frage, die an den Besucher eines Nikobaren-Dorfes gerichtet wird, „will you young nut to drink?"

Die Kokospalme wird von den Nikobaren nicht eigentlich kultivirt, sondern nur gepflegt, die junge Pflanze gewöhnlich eingehegt, um sie vor den Schweinen zu schützen. Der Kokoswald ist meist frei von Unterholz, nur selten durch Gras und Gestrüpp verwachsen, aber außer den Fußwegen, die durch ihn von Hütte zu Hütte oder von Dorf zu Dorf führen, doch

keineswegs einladend zum Spaziergang, da der ganze Boden voll alter Schalen und dürrer Blattzweige liegt, so daß man fortwährend stolpert. Der Kokoswald ist auch fast nirgends ganz ungemischt. Er läßt den Hochwald, der gewöhnlich hinter ihm liegt, gleichsam zwischen sich durch bis an das Meeresufer vordringen. An solchen Stellen trifft man gigantische Ficus, Baringtonien, Hernandia, Terminalia, Calophyllum mit ihren Riesenstämmen und schattigen Laubkronen dicht am Strande mit tausenden von Schmarotzern bedeckt, die Wurzeln von der Brandung bespült. An diese gewaltigen Laubbäume, die dem Landenden häufig als Erstes entgegentreten, am offenen Strande in ihrer ganzen majestätischen Größe sichtbar, knüpft sich hauptsächlich der Eindruck von der Großartigkeit und Ueppigkeit der Vegetation auf den Nikobarischen Inseln.

Die Kokospalme steht überall nur am äußeren Rand des flachen Korallensandlandes. Sie ist nirgends über die ganze Fläche dieses Landes bis zum Fuß der Hügel verbreitet, obgleich sie da kultivirt eben so gut gedeihen müßte, als am Strand. Die Fläche hinter dem Saum des Kokoswaldes ist von einem Wald eingenommen, den ich als Hochwald vom eigentlichen Urwald unterscheide.

Dieser Hochwald ist ein Laubwald, wenn auch nicht ausschließlich. Man begegnet überall neben den Riesenstämmen von Ficus, Calophyllum, Terminalia, Hernandia, Thespesia Sterculia u. s. w. der zierlichen Arecapalme (Areca Katecha), der stachelichen Spanischrohrpalme (Rotang oder Calamus) und einzelnen Pandanus. Wollte ich eine botanische Aufzählung geben, so müßte ich noch zahllose weitere Namen zusammenstellen. Aber ich will nicht Resultate der Spezial-

Untersuchung geben, ich will nur den Eindruck schildern. Der Hochwald ist selten so verwachsen, daß man sich nicht leicht durchhauen kann. Häufig findet man auch Fußsteige der Eingebornen durchführen und kommt, wenn man diese verfolgt, zu Pisangpflanzungen, zu kleinen Gartenparzellen mit Zuckerrohr, Orangen, Yam, die sich die Eingebornen hier angelegt haben, oder man trifft eine kleine Waldhütte unter der aus einem umgeschlagenen „Cheang"stamm (calophyllum inophyllum, das Schiffbauholz der Nikobarenser) ein Kanoe ausgehöhlt wird. Wegen seiner leichteren Zugänglichkeit war dieser Wald das Haupt-Jagdrevier unserer Zoologen und Jagdfreunde, die hier eine reiche Beute von Vögeln aller Art, Fledermäusen, Eichhörnchen machten. Den schönsten Hochwald sah ich an der Südseite von Kar Nikokar. Ein gut betretener Fußsteig führte von dem Kokoswald an der Südseite mitten durch den Wald, die südwestliche Ecke der Insel abschneidend, an die Westseite. Die Eingebornen hatten mich vergeblich abzuhalten gesucht, dem Wege zu folgen, und ihre gewöhnlichen Mahnworte, daß ich in „Jungle" kommen werde, der voll giftiger Schlangen, vergeblich aufgebraucht, ich wollte einmal tiefer in's Innere kommen und folgte daher mit einem meiner Kollegen dem Fußsteig. Ein junger Nikobarenser, ein wahrer Antinous seiner Race, vom schönsten, ebenmäßigsten Körperbau, war uns lange gefolgt, mit einem Male aber seitwärts im Walde verschwunden. Wir gingen im tiefsten Schatten fort zwischen 100stämmigen Banianbäumen, die aber hier in eben so kolossale Höhe gewachsen, wie in Indien in die Breite, zwischen Stämmen mit gewaltigen Mauerwurzeln, von deren Kronen Stricke und Seile von allen Dicken herabhingen, an denen man wie an Tauen zur Höhe klettern

könnte, zwischen den Bäumen mit platter makelloser Rinde und anderen mit zerrissener narbiger Rinde, die bedeckt war mit tausend Schmarotzerpflanzen, unter denen ein großer prächtiger Strichfarn am meisten in die Augen fällt. Große Krabben mit feurigrothen Scheeren und einem Leib von dem schönsten Blauschwarz liefen vor uns in ihre Löcher, von denen der Boden des Waldes voll ist. Rechts und links raschelte es im dürren Laub von Eidechsen, in den Kronen der Bäume musizirten Cykadenschwärme, grüne rothwangige Papageyen flogen kreischend von Baum zu Baum und von den Aesten und Zweigen ertönte der Ruf des Mainavogels und der dumpfe Lockton der großen Nikobarischen Waldtaube. Wie ferner Donner wurde die Brandung allmälig wieder hörbar, einzelne Kokospalmen und Pandanen mischten sich unter die Laubbäume, Alles Zeichen, daß wir uns der Küste wieder näherten. Mit einem Male ein Gestöhne und Geächze in dem Dickicht, eine schwere durchbrechende Masse — siehe da, ein fettes Mutterschwein mit vier Ferkeln, das uns aber, da wir uns ganz stille hielten, nicht bemerkte. Ich wollte sehen, was das Thier auf einen plötzlichen Schuß mache. Der Schuß ging in die Luft, das Schwein stand einen Augenblick mit aufgestellten Borsten und entfloh dann in das Dickicht. Aus dem Dickicht aber von der anderen Seite traten wie hergezaubert zehn Eingeborne, alle mit langen Stöcken und ihren Messern oder Säbelklingen. „Take care," „Take care" war ihr gemeinschaftlicher Ruf; es waren dieselben Gesichter, die uns beim Eingang in den Wald gewarnt und dann verlassen hatten. Sie waren also offenbar nachgeschlichen, um uns zu beobachten, und kamen augenblicklich zum Vorschein, als sie Gefahr für ihre Schweine fürchteten. So wild die nackten



Nikobarische Waldbilder.

Farbendr. v. J. [illegible] Berlin

braunen Kerls mitten im Walde aussahen, so seltsam die Frage ihres Anführers: „how many shoot?" klang, als wollten sie unsere Streitkraft der ihrigen gegenüber erfahren, so waren sie doch alsbald besänftigt, als wir uns auf einen umgeworfenen halbvermoderten Baumstamm setzten und Kokosnüsse zum Trinken verlangten. Flink war einer von ihnen auf Befehl des Anführers oben auf einer nahen Palme und dröhnend fielen die Nüsse zu Boden. Da saßen wir und um uns kauerten die „Wilden" — heute kamen sie mir so vor — rauchend und betelkauend, und auf ihren Lockruf kamen auch die erschreckten Schweine herbei und wurden nun mit den ausgetrunkenen Kokosnüssen traktirt. Ich betrachtete mit innigem Behagen die ganze Scene. Es war so ganz die rechte Staffage für den Wald: braune nackte Menschen, schwarze borstige Schweine, ein großer Wald voll Papageien. So hatte ich mir's oft gedacht, wenn ich Cook gelesen.

Wie neben dem Kokoswald auf trockenem Sandboden die Mangrovensümpfe stehen, so tritt an die Stelle des Hochwaldes auf sumpfigem Boden der Pandanuswald. Die Mangrovensümpfe sind Salzwassersümpfe, die Pandanussümpfe Süßwassersümpfe. Pandanusse wachsen auf den Nikobarischen Inseln überall auf jedem Terrain, man sieht Pandanusse im Kokoswald, im Hochwald, im Urwald, auf den Grasfluren, Pasdanusse von wenigstens drei verschiedenen Arten. Aber ganze Wälder von Pandanus, wo dieser merkwürdige Baum jede andere Vegetation, außer einigen Areca- und Rotangpalmen, gänzlich verdrängt hat, trifft man blos auf sumpfigem Süßwasser-Alluvium längs dem Laufe der Flüsse oder Bäche, hauptsächlich nahe dem Meere, wo die Flüsse stagnirende Wasserbecken bilden. Hier ist es Pandanus Milone, die größte

Pandanus-Art, welche die Wälder bildet. Ich halte dafür, daß der Pandanuswald, den wir auf Pulo Milu, einer kleinen Insel an der Nordseite von Klein-Nikobar, getroffen, das eigenthümlichste frappanteste tropische Vegetationsbild ist, das wir gesehen. Der Pandanuswald läßt sich mit nichts vergleichen, er ist so eigenartig, so fremdartig, als wäre er ein Ueberbleibsel aus einer früheren Erdperiode. Ich zweifle auch, ob er irgendwo so üppig und großartig sich wiederfindet wie auf den Nikobarischen Inseln, wo der Pandanus den Brodtfruchtbaum der Südsee ersetzt. Staunend ob der bizarren Laune der Natur, betrachtet man die seltsamen Bäume, die spiralförmig geordnete Blätter haben, wie die Dracänen, Stämme wie Palmen, Aeste wie Laubbäume, Fruchtzapfen wie Coniferen und doch nichts von alledem sind, sondern etwas ganz Besonderes für sich; 40—50 Fuß hoch, durchschnittlich so hoch wie die Palmen, stehen auf Pulo Milu die Pandanen, schlanke glatte Stämme, die auf einem 10—12 Fuß hohen Wurzelsockel stehen, wie auf einem künstlich aus rundgedrechselten Stäben aufgebauten konisch zusammengestellten Pfeilerwerk. Manche dieser Wurzelstäbe erreichen den Boden nicht und ahmen in ihrem Jugendzustand als Luftwurzeln die unaussprechlichsten Formen nach. Nach oben wiederholt sich dieselbe Form in den Aesten. Daran hingen Fruchtkolben 1½ Fuß lang, 1 Fuß dick, im reifen Zustand prächtig orangegelb, mit hellgrünen Tupfen, und während man oben hinauf schaut, ob einem die centnerschwere Frucht nicht auf den Kopf fällt, stolpert man unten über die Füße, die der Wald einem von allen Seiten vorhält. Der Pandanus ist auf den Nikobarischen Inseln nicht gepflegt, er wächst in üppigster Fülle wild und ist nach der Kokospalme für die Eingebornen

die wichtigste Nahrungspflanze, die eigentliche Charakterpflanze der Nikobarischen Inseln. Die immensen Fruchtkolben, welche der Baum trägt, bestehen aus vielen einzelnen keilförmigen Früchten, die roh sich nicht genießen lassen; aber in Wasser abgekocht, läßt sich eine mehlhaltige apfelmusartige Masse auspressen, das sogenannte „Mellori“ der Portugiesen, das mit dem Fleisch der jungen Kokosnuß zugleich genossen das tägliche Brodt der Eingebornen ausmacht. Der Geschmack dieses Pandanusmuses steht in der Mitte zwischen Apfelmus und gelben Rüben und ist dem Europäer keineswegs unangenehm. Ist die mehlhaltige Masse ausgepreßt, so bleiben die holzigen Fasern der Frucht, bürsten- und pinselartig, übrig und werden von den Nikobarensern auch als natürliche Bürsten benützt, die getrockneten Blätter des Baumes geben das Papier für die Nikobarischen Cigarretten.

Hat man sich durch den Hochwald und Pandanuswald hindurchgearbeitet, so gelangt man auf den Nikobarischen Inseln gewöhnlich an den Fuß von Hügeln, die auf den nördlichen Inseln mit hohem Gras bewachsen, auf den südlichen mit dichtem Urwald bedeckt sind. Dieser auffallende Unterschied in der Vegetations-Bedeckung des Hügellandes beruht auf einem sehr wesentlichen Unterschied der Bodenzusammensetzung. Das Hügelland der nördlichen Inseln besteht aus einem außerordentlich unfruchtbaren Thonmergelboden, das Hügel- und Bergland der südlichen Inseln aus einem ebenso fruchtbaren Sandstein- und Thonschieferboden. Wo das üppigste Tropenklima nichts anderes hervorzubringen vermochte, als steifes trockenes Lalanggras und rauhe scharfe Halbgräser, da hat die Natur dem Boden deutlich genug den Stempel der Unfruchtbarkeit aufgedrückt, und gerade auf solchen unfruchtbaren

Grashügeln, die aus der Ferne zwischen dem Wald so heimathlich wie üppige Weizenfelder anlocken, hatten die Kolonisten am Nang Kaury-Kanal ihre Häuser und Gärten gebaut. Das Gras wächst nun hoch über ihren Gräbern, die Brandung spielt mit den Ziegeln, aus denen sie gebaut, und Haus und Hof, Garten und Feld, Weg und Steg sind spurlos verschwunden. Auf Kar Nikobar habe ich diese Grashaiden zum Theil abgemäht gesehen, weil die Eingebornen das Gras zur Dachbedeckung benützen, auf Kamorta standen große Strecken in Feuer und Flammen, daß der Himmel bei Nacht blutroth die Fregatte erleuchtete, die im Nang Kaury-Hafen vor Anker lag.

Der Nikobarische Urwald! Berg und Thal ist von ihm voll und das Küstenvolk von Groß-Nikobar erzählt von einem wilden Volksstamm, von „Waldmenschen" („Jungle men") mit langen Haaren, die keine Hütten bewohnen, die auf den Bäumen des Urwaldes hausen, von wildem Honig, von Wurzeln und von der Jagd leben. Aber kein europäisches Auge hat diese Waldmenschen gesehen, kein europäischer Fuß ist durch den Urwald gedrungen in's Innere. Wir sind wohl viel herumgeklettert in Bachschluchten, die sich hineinziehen in diese Urwälder, wir sind bewundernd vor Farrnbäumen gestanden, die dreißig Fuß hoch, wie Palmen, ihre zierlichen Kronen aus dem Schatten des Waldes zum Licht erheben, echte Urwaldkinder, wir haben Affen verfolgt, mit Säbel und Schwert uns durchhauend, aber ich glaube fast, es ist leichter, Tunnels und Stollen durch feste Felsmassen zu treiben, als durch Nikobarische Urwälder Wege zu bahnen. Jene dunklen Wälder auf Hügeln und Bergen, über die die schlanke Nibongpalme (Areca Nibong) mit ihren Blüthen und Fruchtbüscheln am Stamme und unterhalb der Krone, das eigentliche

Wahrzeichen der Nikobarischen Inseln, so hoch die vom Nordostwind nach einer Seite gedrehten Wipfel erhebt, sind uns ein Räthsel geblieben, und ebenso ihre Menschen und Thiere. Nur Ein Bild schwebt mir in lebhafter Erinnerung, das ich dem Urwald zurechne. Ich sah es auf Kar Nikobar, als ich auf kleinem Kahne den Commodore einen kleinen Fluß hinauf begleitete, der in die nördliche Bucht mündete.

Das war ein Bild der Wirklichkeit, wie man es aus phantastischen Theaterdekorationen ahnt. Da erhob sich die schlanke Nibongpalme am steilen Flußufer aufsteigend bis zu 100 Fuß Höhe, und neben ihr die zierliche Katechenpalme. Riesige Laubbäume mit niederen dicken Stämmen wölbten ihre schattigen Laubkronen über den Fluß, Pandanen hoch auf Stelzen spiegelten sich im glatten Wasser. Bambusgebüsche, belebt von Schmetterlingen, Nymphäen-artige Wasserpflanzen, grüne Algenbänke, Vegetation in üppigster Fülle im Wasser, am Ufer und in der Luft über uns. Denn überall hing es herab in Blätter und Blüthen, in dicken und dünneren lebenden Tauen, und eine Riesenguirlande zog sich in hohen Bogen über den Fluß, gewunden wie eine Schraube, selbst Schmarotzer, umhängt und umwunden von tausend grünen und blühenden Schmarotzern. Beschreiben läßt sich das Bild nicht, nur die Kunst des Malers könnte es nachahmen.

IV.

Ein Tag in Madras.

Für den, der noch nichts von Asien gesehen hat, ist schon das äußere Bild dieser Stadt ungemein anziehend. Lange Reihen weißer Gebäude mit flachen Dächern ziehen sich in beträchtlicher Ausdehnung hart am niedrigen Strande hin und erstrecken sich weit landeinwärts, bis sie sich in dem üppigen Grün von Gärten und Baumpflanzungen verlieren. Ueber diese ansehnliche Häusermasse ragen an vielen Stellen die Kuppeln, Minarete und Thürme zahlreicher Moskéen und Pagoden empor, die dem Orte ein eben so malerisches, als eigenthümliches Aussehen geben und dem Reisenden schon aus der Entfernung einen Vorgeschmack von allen den seltsamen Merkwürdigkeiten gewähren, die er beim Betreten des indischen Bodens soll näher kennen lernen. Die reine Bläue des Himmels und der tropische Charakter der Pflanzenwelt, besonders stattliche Palmen und dunkelblättrige Mango-Bäume, die überall vereinzelt und in Gruppen wachsen, tragen nicht wenig dazu bei, den Eindruck dieses Gemäldes zu erhöhen. An dem zur Linken gelegenen Fort St. Georges mit dem schönen, neuen Leuchtthurme, so wie an dem regen Verkehre, der auf der Rhede und dem Landungsplatze herrscht, erkennt man auf den ersten Blick die Wichtigkeit dieses ansehnlichen Handelsplatzes.

Das bunte Treiben auf der ersteren gehört namentlich zu den Eigenthümlichkeiten des Ortes und man wird zuerst förmlich verwirrt durch die Menge europäischer und einheimischer

Fahrzeuge, die sich dort beisammen befinden. Im Gegensatze zu den schlanken, englischen Kauffahrern zeichnen sich die Doni's, eine Art Schiffe von halb indischer, halb arabischer Bauart, durch ihre häßliche Gestalt aus, indem ihre unverhältnißmäßige Breite von 30′ bis 35′, bei einer durchschnittlichen Länge von nur 70′ bis 80′ ihnen ein sehr plumpes Aussehen verleiht, da ihr Rumpf, unbeladen, übermäßig hoch aus dem Wasser ragt. Ihre Takelung besteht aus zwei niedrigen Masten von Bambusrohr, an deren jedem ein großes lateinisches Ruthensegel von brauner Farbe hängt. Dessen ungeachtet eignen sich diese Schiffe ganz vorzüglich zum Befahren jener Gewässer, und fast der ganze Küstenhandel des indischen und arabischen Meeres, selbst bis nach den entfernten Gegenden von Ostafrika und Madagaskar, wird mit ihnen betrieben. Sie sind ausschließlich von Eingebornen bemannt und segeln meistens nur vor dem Winde, so daß sie blos eine weite Reise im Jahre machen können. Beim Eintritt des nordöstlichen Monsoun's verlassen sie Indien und kehren mit dem südöstlichen wieder zurück, nachdem sie an ihrem Bestimmungsorte die einheimischen Waaren gegen ausländische vertauscht haben. Der Handel und das Seewesen bei den Indiern sind heutzutage noch eben so einfach und ursprünglich, als bei den alten Phöniziern. Nicht einer unter tausend Schiffern besitzt einen Kompaß oder versteht seinen Lauf zu berechnen: wenn sie das Land aus dem Gesicht verlieren, steuern sie bei Tage nach der Sonne und Nachts nach den Sternen.

Von höchst fremdartiger Form sind die vielen Boote und Kähne, von denen die hiesige Rhede wimmelt und zwei Arten, der Katamaran und die Masúla-Manchê, der Küste von

Coromandel ausschließlich angehören. Sie werden nur von Eingebornen geführt, welche die geschicktesten Bootsleute und verwegensten Schwimmer sind, die es geben kann. Der Katamaran ist ein einfaches Floß, das gewöhnlich aus drei mit Coirseilen*) zusammengebundenen Balken besteht, von 4″ bis 6″ Durchmesser und 30′ bis 35′ Länge, auf eine Breite von nur etwa 2′ 5″ bis 3′ 5″. Das Hintertheil ist stumpf, während das Vordertheil dadurch eine schnabelähnliche Form erhält, daß der mittlere Balken über die beiden andern hervorragt und zugespitzt ist, um das Wasser mit möglichster Schnelligkeit zu durchschneiden. Der Katamaran ist so leicht, daß nach seinem Gebrauche ein Mann ihn mit den Schultern aus dem Wasserzu heben und auf's Trockene zu tragen pflegt, wo er bis zu neuem Bedarfe liegen bleibt. In der Regel wird er von einem oder höchstens von drei Mann, die rittlings darauf sitzen, mit doppelten Schaufelrudern gelenkt, und es gehört zu den Ausnahmen, wenn er zum Segeln ausgerüstet ist. Wenn man dieses zerbrechliche Flößchen sieht, über das die Wellen fortwährend hinwegspülen, mit den nackten, halb im Wasser sitzenden Männern darauf, die sich nicht einmal darauf festzuhalten scheinen; so begreift man nicht, woher sie den Muth schöpfen, sich überhaupt darauf dem Meere anzuvertrauen. Dabei durchschiffen sie aber nicht blos die heftigste Brandung, sondern fahren sogar bei stürmischem Wetter, wann keinerlei Boot See zu halten vermag, weit vom Lande hinaus, um entweder zu fischen, oder auch dort kreuzenden Schiffen Nachrichten vom Lande zu bringen. Dies thun sie zu allen Jahreszeiten, selbst während der 5 Monate,

*) Coir: Palmbast, vorzugsweise der Kokospalme.

wo alle andern, ob europäische, oder einheimische Fahrzeuge, wegen des an jenen Küsten gefährlichen Nordostmonsouns die Rhede verlassen müssen, und aller gewöhnlicher Verkehr zwischen See und Land in Folge der alsdann furchtbar tobenden Brandung abgeschnitten ist. Kommt unter solchen Umständen ein Schiff in Sicht, das der Hülfe bedarf oder nothwendig mit dem Lande verkehren muß, dann schieben einige Eingeborne ihr Flößchen in's Meer und machen sich getrost dahin auf den Weg. Einer von ihnen pflegt eine kegelförmige zugespitzte Mütze von wasserdicht geflochtenem Stroh auf dem Kopfe zu tragen, die mit einem doppelten Boden versehen ist. Diese Mütze vertritt die Stelle eines Postsackes, wohinein man Briefe und Papiere legt, welche auf diese Weise trocken und sicher an ihr Ziel gelangen, da bei solchen Gelegenheiten fast nie Unglücksfälle vorkommen.

Die Masúla-Manchês, deren Name, wie man uns an Ort und Stelle versicherte, von der Stadt Masulipatam herstammt, ist in ihrer Art noch vollkommener und merkwürdiger. Es sind die einzigen Boote, mit denen sich die berüchtigte und zu jeder Zeit mehr oder minder gefährliche Brandung jener Küste durchschiffen läßt; denn alle andern, selbst die ausgezeichnetsten Schaluppen der englischen Kriegsschiffe werden bei jedem erneuerten Landungsversuche unvermeidlich zertrümmert; und da nur die Eingebornen in den heftigen Wellen zu schwimmen verstehen, so sind derartige Wagnisse gewöhnlich mit dem Lebensverluste der gesammten Bootsmannschaft verknüpft, die entweder ertrinkt, oder von Haifischen verschlungen wird. Die vorzüglichen Eigenschaften, welche die Masúla-Manchês ihrer eigenthümlichen Bauart verdankt, lassen sich nicht an ihrem unförmlichen Aussehen erkennen, denn sie

gleicht eher einem Trog, als einem Boote. Sie ist länglich rund, mit flachem Boden ohne Kiel, und beinahe senkrechten Seitenwänden, wobei sie gewöhnlich eine Länge von 30′ bis 35′, eine Breite von 11′ bis 12′ und eine Tiefe von 7′ oder 8′ hat. Diese Form und Größenverhältnisse machen das Umschlagen fast unmöglich; und dadurch, daß die Planken, statt, wie bei andern Fahrzeugen, vermittelst eiserner Nägel oder hölzerner Pflöcke zusammengefügt zu sein, ausschließlich mit Coirseilen verbunden sind, was dem Körper des Bootes eine solche Biegsamkeit und Schnellkraft verleiht, daß es selbst einem Fußtritt oder dem geringsten Anstoße nachgiebt, ist es in den Stand gesetzt, den schwersten Wellendruck und die heftigsten Stöße gegen den Ufersand, nicht blos ohne zu zerschellen, sondern unbeschädigt, auszuhalten. Es eignet sich außerdem noch so vorzüglich zum Landen an einem seichten Strande, da es, befrachtet oder voll Menschen, nur 12″ und unbeladen nur 6″ tief geht.

Eine gewisse Anzahl dieser Boote, die hier unter Aufsicht der englischen Hafenbehörden stehen, sind immer in Bereitschaft, den Verkehr zwischen der Stadt und den europäischen Schiffen auf der Rhede zu bewerkstelligen. Da wir uns nach dem Lande sehnten, so bestiegen mehrere von uns eines derselben, nachdem wir unserer schwimmenden Behausung auf einige Zeit Lebewohl gesagt hatten. Das war eine seltsame Fahrt, bei der Einigen ganz wunderlich zu Muthe wurde. Das Schiff lag etwa eine halbe englische Meile vom Ufer und wurde nur sanft von der langen Dünung bewegt, der seitwärts vom Lande herkommende Südostwind war so schwach, daß er die anscheinend ruhige Oberfläche des Meeres kaum kräuselte; und doch konnte man das dumpfe Brausen der

Brandung aus der Ferne deutlich vernehmen. Das Getöse der unaufhörlich auf dem Ufersande brechenden Wellen nahm immer mehr zu, bis es zuletzt einem mächtigen Wasserfalle glich. Als wir bis dicht an den äußeren Rand des schäumenden Gürtels gelangten, der die ganze Küste, so weit man zu sehen vermochte, in einer Breite von mehreren hundert Schritten umgab, hörten unsere eingebornen Bootsleute auf, mit ihren Schaufelrudern zu arbeiten, um neue Kraft zu schöpfen und in ruhigem Wasser den zum Durchschiffen der Brandung geeigneten Augenblick abzuwarten.

Im Meere folgen immer drei oder vier vorzugsweise große Wellen in ziemlich regelmäßigen, ruhigeren Zwischenräumen, wie es schon Homer bemerkt hat, auf einander. Als die letzte von dreien solchen Sturzseen heranrollte, kehrten die Ruderer ihr das Hintertheil des Bootes zu und wir wurden bis mitten in den Strudel fortgerissen, wo, beim Zurückweichen des Wassers, unser Fahrzeug mit solcher Heftigkeit auf den Grund stieß, daß wir fast von unsern Sitzen geschüttelt wurden, während der Schaum hoch über uns hinspritzte. Kaum war dieser erste Ruck überstanden, als wir von einer neuen Welle, die, sich überschlagend, heranbrauste, wieder flott gemacht und um einige funfzig Schritte weiter landeinwärts geschleudert wurden, bis auch sie wieder zurückwich und uns eben so gewaltsam, wie das erste Mal, auf dem Sande sitzen ließ. Dabei arbeiteten und schrieen die Ruderer aus Leibeskräften, während die beiden Tindals (Steuerleute) auf dem Vorder- und Hintersteven standen und die langen Bambusstangen ihrer Schaufelruder gegen den Grund stemmten, um das Boot im Gleichgewicht zu erhalten und so zu verhindern, daß die nachspülenden Wellen es von der Seite erfaßten; denn

dann wäre es entweder vom Strande wieder weggerissen oder mit Wasser gefüllt worden. Dies wiederholte sich mehrmals, bis wir zuletzt von einer großen Sturzsee hoch auf den trockenen Sand geworfen wurden, wo die sämmtliche Mannschaft über Bord sprang und das Boot mit einem langen Coirseile aus dem Bereiche der Brandung zog. Glücklicher Weise besteht der Strand hier aus dem feinsten Sande, ohne alle Felsen und Steine, sonst würden selbst die Masúla-Boote schwerlich viele solcher Proben unbeschädigt und gefahrlos bestehen. Die gewalsamen Erschütterungen und die plötzliche Art der Landung verwirren einen, besonders das erste Mal, ziemlich; man hat aber nicht lange Zeit, die Sonderbarkeit seiner Lage zu betrachten, denn kaum ist das Boot auf's Trockene gezogen, so wird man selbst, ob mit oder ohne Zustimmung, von einer Menge Eingeborner bestürmt, aufgehoben und, ohne daß man sich dessen versieht, in ihren Armen vollends aus dem Bereiche der weit aufspritzenden Wellen fortgebracht.

Wir wurden alle in dieser Weise an's Land geschleppt und auf den Wink eines Eingebornen, der uns schon auf dem Schiffe seine Dienste angeboten, ein jeder, ohne zu wissen wie und wohin, in einen Palanquin*) geschoben, dessen Verschläge sich hinter uns schlossen, und so davongetragen. Wie wenig entspricht doch oftmals die Wirklichkeit den

*) Die durch ganz Indien gebräuchlichen Palanquine sind eine Art Sänften, in denen man liegt und die von vier, sechs oder acht Coolis (Träger) an einer vorn und hinten vorragenden Stange getragen werden. Sie haben die Form länglich niedriger Kasten, die von allen Seiten zu sind und nur an jeder Seite eine thürenartige Oeffnung haben, die zum Ein- und Aussteigen dient und nach Wunsch geschlossen oder geöffnet werden kann. Man bedient sich der Palanquine, sowohl auf Reisen als in den Städten, ganz wie bei uns der Wagen.

täuschenden Vorstellungen, die man sich über die ersten Eindrücke und Gefühle bei dem bloßen Betreten des Bodens eines fernen und berühmten Landes zu machen pflegt! Es wäre aber nicht gut für den Reisenden, wenn er sich durch solche kleinen Widerwärtigkeiten, deren es überall giebt, wollte aus der Fassung bringen lassen, besonders da dieselben an sich nichts Schlimmes haben und man sich nachher durch die darüber entstehende Heiterkeit reichlich für das augenblickliche Leiden schadlos zu halten pflegt. Unsere Ueberraschung und Verlegenheit bei dieser so unerwarteten Einkerkerung war daraus entstanden, daß wir ohne Dollmetscher gelandet und also das lärmende Geschwätz der Eingebornen nicht zu verstehen vermochten, sowie auch, daß wir die Art, wie sich die Verschläge eines Palanquin's öffnen, in der ersten Verwirrung nicht gleich begriffen, indem dieselben nicht wie Flügelthüren auf- und zugeschlagen, sondern von der Seite vor- und zurückgeschoben werden. Den Coolis fiel eine solche Unbeholfenheit von unserer Seite natürlich nicht ein, und jemehr einer von uns in seinem Käfig klopfte und lärmte, damit man ihm aufmache, desto mehr beeilten sie ihre Schritte in der Meinung, daß der Sahib*) dadrinnen über ihre Langsamkeit vor Ungeduld außer sich sei. Das Mißverständniß ward indessen bald aufgeklärt, als die Träger vor der Thür des einzigen europäischen Wirthshauses der Stadt anhielten, wo wir ein recht gutes Unterkommen fanden.

Da unser erstes indisches Abentheuer uns daran erinnert hatte, daß ein zu eifriges Streben nach Selbstständigkeit leicht zum Gegentheile dessen führt, was man bezwecken will, so

---

*) Sahib ist einer der vielen Ehrentitel, den die Indier fast allen Fremden, besonders Europäern geben.

nahmen wir, um nicht auf's Neue in Verlegenheit zu gerathen, einen Baerer*) in unsere Dienste, der wenigstens Englisch verstehen konnte, und da wir bei unserem Einzuge in Madras noch gar nichts gesehen, so trieb uns die Neugierde, ungeachtet der bereits eingetretenen Dunkelheit, aus dem Hause. Wir hatten kein bestimmtes Ziel vor Augen und überließen es daher dem Wegweiser, uns nach Gutdünken zu führen. Auf seinen Vorschlag beschlossen wir, ihm nach der Wohnung eines seiner Landsleute zu folgen, wo ein Tanz aufgeführt werden sollte. Erst ging es eine Strecke weit durch die breite, aber staubige Straße, die den nahgelegenen Landungsplatz mit den verschiedenen Theilen der Stadt verbindet; dann bogen wir in ein enges Seitengäßchen ein, das zwischen zwei Reihen niedriger Gebäude mit weißgetünchten Lehmwänden hinlief, aber so krumm, öde und einförmig war, daß wir bald alle Ortskunde verloren. Diese Häuser waren, wie fast überall im Morgenlande, sehr unregelmäßig und hatten keine Fenster nach außen. Obgleich es noch nicht spät war, so ließen sich weder Lichter sehen, noch Stimmen hören, und wir begegneten nur einigen gespensterhaft vermummten, schweigenden Gestalten, die mehr zu schleichen, als zu gehen schienen. War es die unheimliche Stille und der Mangel an Abwechselung, oder die wirkliche Weite des Wegs? die Zeit kam uns jedenfalls sehr lang vor, welche der schwarze Diener uns durch die wirren Gassen dieses ausgestorbenen Viertels führte, bis er plötzlich einen Augenblick stille stand, dann an ein Haus hinantrat und geräuschlos verschwand, während wir außen seiner harrten. Bald kehrte er in Begleitung eines andern Mannes zurück, der anscheinend

*) Fremdenführer und zugleich Aufwärter.

der Hauswirth war, und wir folgten ihnen durch die niedrige Pforte und finsteren Gänge in einen inneren Hofraum, wo wir beim matten Schein einiger Lampen mehrere Leute versammelt sahen. Es war ein unbedeckter, mit gebrannten Ziegeln gepflasterter Hof, der etwa zehn Schritte in's Gevierte maß und aus dem mehrere offene Thüren in das Innere des ihn umschließenden Hauses führten.

Als wir eintraten, begrüßten uns alle Anwesenden und boten einem jeden einen niedrigen Strohsessel ohne Lehne. Nachdem wir uns gesetzt, näherten sich einige der Gäste und fächelten uns mit kleinen, künstlich geflochtenen Ponka's*) Kühlung zu, während der Hausherr sich entfernte und kurz darauf mit vier Natch-Mädchen und eben so viel Männern wiederkam. Sie trugen weite Beinkleider, ein knappanliegendes Wams mit kurzen, engen Aermeln, nebst einem faltenreichen Obergewande, was alles von feinem, weißen Stoffe war, der eine Art Baumwolle zu sein schien. Der Anzug bei Männern und Frauen war so weit ohne Unterschied, nur daß die ersteren weiße Turbane zur Kopfbedeckung hatten, wogegen die letzteren das Haupt, sowie den ganzen Körper, mit einem langen Schleier von Nesseltuch verhüllten, den sie nachher beim Tanzen ablegten. Die saubere Reinlichkeit und Ordnung in der Tracht und Haltung dieser Leute, die keineswegs sehr wohlhabend schienen, war, im Vergleiche mit dem an Dürftigkeit grenzenden Aussehen der Wohnung, nur desto auffallender. Die vier Frauen waren mit Schmucksachen überladen. An Nase und Ohren hatten sie Goldgehänge, an den Armen und

*) Ponka: Fächer. Es giebt deren sehr viele verschiedene Arten in Indien und man bedient sich derselben in allen Ständen.

Beinknöcheln schwere Goldspangen, und Ringe an den Fingern und sogar an den Zehen. Sie waren aber trotz ihrer Jugend nichts weniger als hübsch, wie denn überhaupt weibliche Schönheit im südlichen Indien sehr selten ist.

Der Natch, oder Tanz der Bayaderen, hatte wider unser Erwarten nichts Unanständiges an sich. Er wurde nur von einer der vier Tänzerinnen je allein nach dem Takte der nicht sonderlich wohlklingenden Musik aufgeführt, welche die vier mit denselben eingetretenen Männer machten, indem zwei von ihnen metallene Becken zusammenschlugen, die beiden andern mit den Fingern auf dem Tamtam trommelten und alle mit eintöniger, näselnder Stimme schwermüthige Lieder dazu sangen, die uns wie Romanzen vorkamen. Der Tanz selbst bestand in langsamen Bewegungen, die sehr ausdrucksvoll und nicht ohne Anmuth waren, und die Darstellung des Inhaltes der Musik zum Zweck zu haben schienen, so daß er vielmehr an eine dramatische Vorstellung, als an ein Ballet erinnerte. Die verschiedenen Geberden enthielten ein seltsames Gemisch von abwechselnder Sanftheit und Leidenschaft, und einige Stellungen verriethen sowohl große Gewandtheit, wie eine erstaunliche Biegsamkeit aller Glieder, besonders wenn die Tänzerin sich rückwärts beugte, bis die Hände und der Kopf den Boden hinten berührten, ohne daß sie das Gleichgewicht verlor oder sich beim Wiederaufrichten anders als auf den Füßen stützte. Dabei schien sie mehrere Rollen auf einmal zu spielen; denn sie drehte sich mehrfach um, als ob sie mit Jemandem redete, und that dann, wie wenn sie die von ihr an denselben gerichteten Worte in seiner Rolle beantwortete.

Die Eingebornen fanden großes Vergnügen an diesen Vorstellungen, deren mehrere auf einander folgten, und gaben

ihr Ergötzen durch mehrfältigen Beifall zu erkennen. Da wir aber kein Wort von der Landessprache verstanden und den eigentlichen Sinn des Schauspiels nicht zu verfolgen vermochten, so hatte dasselbe, außer seinem eigenthümlichen Gepräge, kein so großes Interesse für uns. Es herrschte außerdem ein höchst unangenehmer Fettgeruch von Dschée*) und Kokosöl, der uns beinahe Uebelkeit erregte. Wir waren daher nach einiger Zeit genöthigt, das Freie zu suchen, und verabschiedeten uns von der Gesellschaft, die ihre Unterhaltung noch fortsetzte.

Die verhältnißmäßige Kühle einer gerade mondhellen Tropennacht, besonders da eine frische Seebrise uns anwehte, als wir auf dem Rückwege aus dem engen Gassengewirre an den Strand gelangten, wirkte unendlich erquickend. Das dumpfe Brausen der nie rastenden Brandung hallte weit hin durch die Stille, und der Anblick der einander unaufhörlich folgenden Wellen, wie sie eine nach der andern heranrollten und nachdem sie auf dem Ufersande zerborsten, schäumend zurückprallten, war in dieser späten, einsamen Stunde doppelt erhebend. Das Feuer des Leuchtthurmes strahlte dabei hoch über den finsteren Wellen des Fort St. Georges, während die Schiffe auf der Rhede eine Menge undeutlicher Gestalten bildeten, die wie körperlose Schatten zwischen Luft und Wasser schwebten. Es dauerte lange, ehe wir uns entschließen konnten, an die Heimkehr zu denken, um die nöthige Ruhe zu suchen.

---

*) Dschée: geschmolzene Butter, die man in Indien in viele Speisen mischt, deren Geruch und Geschmack aber für einen Europäer unerträglich ist.

Es ist aber keine leichte Sache, dieselbe in Indien zu finden, denn ist man auch noch so müde, so pflegt man doch den größten und besten Theil der Nacht hindurch von der grausamsten Schlaflosigkeit heimgesucht zu werden. Obgleich im Freien, wenigstens im Vergleich zur Tageshitze, Nachts einige Kühle herrscht, so ist es im Innern der Häuser doch unerträglich schwül, besonders da man in den meisten Theilen des Landes bei dicht verschlossenen Fenstern schlafen muß, um sich nicht durch das Einathmen der nächtlichen Ausdünstungen ein Fieber zuzuziehen. Es scheint einem daher, sobald man sich niederlegt, als ob bei jedem Athemzuge, statt der gehofften Erleichterung, nur jedesmal eine zentnerschwere Last auf die beengte Brust fiele, und man fühlt sich so beklommen, daß es einem fast vorkommt, als werde man von dem leichten Betttuche erstickt. Dabei durchschwärmt eine Schaar Mosquitos, die bei eintretender Dunkelheit, wie durch Zauber erweckt, überall aus ihren Schlupfwinkeln hervorbrechen, das Schlafgemach mit lautem Gesumme, von denen einige, trotz aller Schutzmittel von Netzen und dichten Vorhängen, sich doch einen Weg auf das Lager zu bahnen wissen und mit ihren schmerzhaften Stichen bis zur Verzweiflung peinigen. Man wälzt sich stundenlang in der elendesten Rastlosigkeit, von Beklemmungen und Insekten gefoltert, auf dem Bette umher, ohne daß es gelingt, einzuschlafen, und man empfindet, statt der Müdigkeit, eine fieberhafte Aufregung. Endlich bringt das Ausbrechen eines reichlichen, kalten Schweißes etwas Erleichterung und man verfällt, von Ermattung überwältigt, während einiger kurzen Stunden in einen leichten, aber durch wiederholtes Aufschrecken und wirre Träume unterbrochenen Schlummer, bis man gegen Tagesanbruch noch erschöpfter

erwacht, als man sich zur Ruhe gelegt hat. Zum Ersatze für diese nächtlichen Leiden führen die Europäer in Indien ein desto üppigeres Leben, wovon wir selbst in unserem, sonst bescheidenen Wirthshause mehrere Proben erhielten. Obgleich wir in einer sehr einfachen und anspruchslosen Weise reisten, fand doch ein Jeder am Morgen nach unserer Ankunft einen besonderen Baerer, der sich einem, wie auf Geheiß, zu seiner Verfügung stellte. Als wir unsere Verwunderung über eine so überflüssige Zuvorkommenheit äußerten und dem englischen Wirthe, wie den nach unserer Meinung zu diensteifrigen Eingebornen zu verstehen gaben, daß wir an dem Dollmetscher des vorigen Tages genug hätten und deshalb aller weiteren Dienerschaft nicht bedürften, sagte der erstere: es sei „custum" und wiederholten die letzteren das Wort „Dustur" (Gebrauch).

Wenn man sich in Indien nach der Ursache irgend eines Umstandes oder einer auffallenden Sitte erkundigt, dann erhält man, statt aller weiteren Erklärung, nur „Dustur" zur Antwort; und was einmal Gebrauch ist, darein muß man sich finden, sei es auch noch so seltsam. Denn Alles beruht dort auf uralten Ueberlieferungen, die von Jedermann, weil er sie von seinen Voreltern ererbt, heilig gehalten und mit größter Gewissenhaftigkeit beobachtet werden und sich so tief in den Charakter der Leute eingewurzelt haben, daß ihr Dasein gewissermaßen darauf beruht. Das ist der Grund, weßhalb jene zahlreichen Völker mit einer so zähen Beharrlichkeit ihr grausames Kastenwesen von Geschlecht zu Geschlecht ertragen und mit einem beinahe kindischen Eigensinn die allergeringfügigsten Gewohnheiten unabänderlich beibehalten. Das letztere gilt eben so sehr bezüglich Indien's, als des ganzen übrigen Morgenlandes. — Es ist in Indien Sitte, daß der

Baerer Nachts auf einer Strohmatte vor der Thüre seines europäischen Herrn schläft. Sobald es anfing zu tagen, schlich sich der meinige barfuß und geräuschlos an mein Bett, und da er sah, daß ich wach war, kreuzte er die Arme über der Brust, senkte das Haupt und zog sich mit einem ehrerbietigen „Salaam Sahib" bis an die Thürschwelle zurück, wo er regungslos wie eine Bildsäule stehen blieb, meine Befehle zu erwarten. Obgleich nur ein einfacher Aufwärter, der nicht mehr als eine halbe Rupie*) täglich für seine Dienste erhielt, gehörte er doch zu einer der höheren Kasten; zum Abzeichen davon hatte er drei Striche von gelber und weißer Farbe an der Stirne, die in Strahlen von dem Obertheile der Nase ausliefen. Wie wir es schwer fanden, uns auf englisch verständlich zu machen, unterhielten wir uns durch Zeichen, was uns um so leichter ward, als er eine ganz außerordentliche Schärfe der Auffassung mit der größten Aufmerksamkeit verband, so daß es nur eines Winkes oder einer Miene bedurfte, um ihm anzudeuten, was man wollte. Trotz alles Kastenwesens sind die verschiedenen Klassen im Orient doch bei weitem nicht so scharf von einander getrennt, als in Europa, und wo ein solcher Abstand auch herrscht, da tritt er doch viel weniger merklich hervor; denn allen Leuten ist jenes feinere Gefühl und das daraus erfolgende zarte, rücksichtsvolle Benehmen dort von Natur eigen, welches bei uns nur vermittelst Erziehung und Bildung entsteht. Dieser Unterschied ist im Wesen der morgenländischen Dienstboten besonders auffallend, da es, wenn sie auch öfters schlecht, treulos und unehrlich sind, doch niemals weder in Rohheit, noch

---

*) Eine Rupie = 2 englische Schillinge.

anmaßende Frechheit ausartet; und man kann daher gern einen vertraulichen Ton gegen seine Dienerschaft annehmen, ohne zu fürchten, daß sie dadurch verleitet werden möchte, die ihren Herren stets schuldige Achtung aus den Augen zu verlieren.

Um für die Hitze und Ermüdungen des kommenden Tags einige Kräfte zu sammeln, stieg unsere gesammte kleine Reisegesellschaft auf das flache Dach des Hauses, wo wir die erfrischende Morgenluft und die reizende Aussicht auf Stadt und Meer in gleich hohem Grade genossen. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, dessenungeachtet herrschte überall schon ein reges Treiben. Die am vorhergehenden Abende wie ausgestorben leeren Straßen und der verödete Landungsplatz waren jetzt voll emsiger Menschen, die sich nach allen Richtungen durch einander bewegten, zahlreiche Katamarana- und Masúla-Boote wurden in's Wasser geschoben oder tanzten bereits in der Brandung; die Schiffe glichen nicht mehr Gespenstern, und mit der sich belebenden Brise drang der fröhliche Gesang der mit Löschen und Laden beschäftigten Matrosen von der Rhede zu uns herüber. Nach Westen schweifte der Blick weit über die flache Ebene hin, die nur im Südwesten und Süden von den niedrigen Sudras-Höhen und dem vereinzelten Berge St. Thomas, sowie den hin- und wieder aus einigen Hainen hervorragenden, schönen Landhäusern der englischen Kaufleute und Beamten unterbrochen wird. Als die Sonne sich aus dem östlichen Ocean erhob und den goldenen Schimmer ihrer Strahlen über die Meeresfläche ausgoß, zuckte eine grelle Flamme von den Wellen des Fort auf, die sich sogleich in leichte Wirbel weißen Rauches verwandelte, und als der donnernde Morgengruß durch die Luft

hallte, entfaltete sich die an einem hohen Mastbaum aufgezogene, englische Flagge. Der Kanonenschuß diente uns zur Warnung, nicht länger auf dem Dache zu bleiben, und wir kehrten in unsere Zimmer zurück, um uns anzukleiden, oder richtiger gesagt, uns ankleiden zu lassen, denn es ist die besondere Aufgabe des schwarzen Dieners, seinem Herrn Strümpfe, Schuhe und alles Uebrige anzulegen. Außerdem muß man sich auch noch rasiren lassen, denn ein solches Geschäft mit eigenen Händen zu verrichten ist für den Sahib etwas Unerhörtes, und vom Fähndrich und niedrigsten Ladendiener bis zum Oberbefehlshaber und General-Gouverneur ist es „Dustur", daß man sich den Bart von einem Babier abscheeren läßt. Derselbe macht jeden Morgen bei seinen Kunden die Runde, wobei er unter dem einen Arm ein zierliches Becken von blankgeputztem Metalle, unter dem andern ein Päckchen leinener Tücher nebst einem vollständigen Zubehör von Messern, Zangen, Scheeren, Fläschchen u. s. w. trägt. Sobald er angekommen ist, packt er seine vielen verschiedenen Geräthe schweigend aus und macht sich ohne weiteres an die Vollziehung seines Amtes, das vielmehr einer Kunst, als einem Handwerke gleicht. Er gebraucht weder Pinsel noch Seife, sondern reibt einem das Gesicht blos mit warmen Wasser ein, bis daß die Haut weich und nachgiebig wird; dann zieht er ein kurzes Messer mit sehr dickem Rücken, aber von außerordentlicher Schärfe aus einem leinenen Behälter, streicht es einigemal auf der flachen Hand, und in einem Nu hat er das ganze Gesicht rasirt, ohne daß man das Mindeste dabei fühlt. Er schabt nicht den Bart ab, sondern schneidet ihn wirklich und zwar mit solcher Geschicklichkeit, daß er dieselbe Stelle nie zweimal berührt. Darauf reibt er die Haut

mit wohlriechendem Oel, damit alle Sprödigkeit verschwindet, und man glaubt, daß er jetzt fertig sei; aber nein! Er nimmt eine kleine dünne Zange mit einem langen, metallenen Griffe und rauft alle Haare aus Ohren und Nase, wenn man ihn nicht bei Zeiten davon abhält, und zum Schlusse folgt das Schampû, bei weitem das Sonderbarste seines Verfahrens. Es besteht darin, daß er einen mit schnellen und geschickten Handgriffen an allen Gliedern zwickt und zupft, wobei er bald dreht, reibt und knetet, als wolle er sie alle verrenken. Nach einer Weile steckt er einem plötzlich seine beiden kleinen Finger in die Ohren, drückt mit den Daumen stark gegen den Nacken und giebt dem Kopfe einen solchen Ruck, daß die Schultern und Rückenwirbel laut krachen und man im ersten Augenblick glaubt, er habe einem das Genick gebrochen. Auf ähnliche Weise behandelt er die Ellenbogen und Kniee. Anstatt daß solche Behandlung zum Schaden gereicht, wie man es zuerst allerdings anzunehmen geneigt ist, wirkt sie ungemein wohlthätig auf den ganzen Körper. Alle Muskeln werden dadurch wie neu belebt, die allgemeine Schwere und Schlaffheit, an der man in Folge von Hitze und Ermüdung gelitten hat, verschwindet, und man fühlt sich neu gestärkt. Das Schampû wird bald zu einer Gewohnheit und man entbehrt es nur mit Leidwesen, wenn man dessen gesunde Wirkung durch wiederholte Versuche kennen gelernt hat. Nachdem ich meine erste Probe glücklich überstanden, verschwand der Barbier eben so geräuschlos, als er eingetreten war, und nach Verlauf einer kurzen Zeit kündete mir ein unterdrückter Schrei aus dem angrenzenden Zimmer an, daß einer der Reisegefährten, dessen Glieder sich wegen seines reiferen Alters für die kräftigen Handgriffe des Barbiers wahr-

scheinlich etwas weniger geeignet erwiesen, auch sein Glück am Schampû versucht hatte.

Um sechs Uhr machten wir unsern ersten Ausflug durch die Straßen und Bazars des Stadttheils der Eingebornen, der die „schwarze Stadt" heißt, im Gegensatz zu dem der Europäer, der den Namen der „weißen Stadt" führt. Wir bestiegen einen mit zwei mageren Pferden bespannten Garri (Miethwagen) und wurden von den untrennlichen, schwarzen Diener zu Fuß begleitet. Bald waren wir in eine der belebtesten Straßen gelangt, wo uns die Langsamkeit des Fuhrwerks hinreichende Gelegenheit gab, die wechselnde Umgebung mit einiger Aufmerksamkeit zu betrachten, und der Gesammteindruck, den die malerische Schönheit, sowie die unverdorbene, charaktervolle Eigenthümlichkeit auf uns erzeugte, übertraf in vielen Beziehungen unsere lebhaftesten Erwartungen; wir hatten das Morgenland jetzt in seiner wahrsten Gestalt vor uns. Trotz dem wogenden Gedränge empfanden wir doch nicht jenes Gefühl der Betäubung, von dem man in dem lärmenden Wirrwar der großen europäischen Städte überwältigt und ermüdet wird, und so war uns das ruhige, gelassene Betragen der emsigen Menge auffallend und der Umstand, daß man weder Pferdegetrampel, noch Wagengerassel, noch das dumpfe Gesumme vieler auf einmal redender Menschen hörte, trug nicht wenig dazu bei, den Genuß zu erhöhen, den der ungestörte Anblick eines so lebendigen Schauspiels gewährte. Die weißbetünchten Wände der Häuser, sowie die vorherrschend weiße Farbe in den Kleidern, verliehen demselben, bei der strahlenden Helle des unbewölkten Himmels, den Ausdruck einer allgemeinen Heiterkeit, die sich dem Beschauer unvermerkt mittheilte, und die ungezwungene, natürliche Anmuth, die sich

fast in allen Formen und Bewegungen zeigte, gab der Wirklichkeit einen poetischen Anstrich, der lebhaft an die Schilderungen der „Tausend und Einen Nacht" erinnerte. Hier schleppt der Bisti (Wasserträger) seinen bis zum Bersten gefüllten ziegenledernen Schlauch auf dem Rücken, dort keuchen Coolis unter ihrer schweren Last, die sie, an lange, biegsame Stangen gebunden, über den Schultern tragen; dort reitet ein vornehmer Inder auf seinem, von zwei Saïssen (Pferdeknechte) am Zügel geführten Pferde gleichgültig durch die Menge; da trifft man auf verschleierte Frauen, die behutsam und schweigend vorüberschreiten; hie und da wird ein bleicher Europäer in seinem sargähnlichen Palanquin von vier nackten Läufern mit raschen Schritten vorbeigetragen, die nach ihrem einförmigen Keuchen Schritt halten, sich von Zeit zu Zeit mit einem rothen wollenen Tuche die schweißtriefende Stirne abwischend, und überall Fußgänger dazwischen, die flüchtig die Straßen durcheilen. Die seltsamsten Erscheinungen sind aber die Hackeries. Diese Wagen, oder vielmehr Karren, haben zwei hölzerne Räder von unbeholfener Form, die an der Achse fest sind, so daß dieselbe, wenn sie sich in den Naben umdreht, ein knarrendes Geräusch macht. Auf einem flachen Bretterboden über dem Rädergestelle erhebt sich gleichsam eine kleine, mit Zeugvorhängen oder Matten rings umgebene Hütte, in welcher die Leute mit untergeschlagenen Beinen sitzen. Bischof Heber vergleicht die Gestalt derselben mit einem Tabernakel. Dieses Fuhrwerk wird gewöhnlich von zwei weißen Höckerochsen gezogen, die langsam und bedächtig einherschreiten. Zum Reisen sind die Hackeries nicht ungeeignet; in den engen und krummen Gassen der Stadt haben sie aber den Nachtheil,

daß sie durch ihre schwerfällige Langsamkeit vielfache Störungen veranlassen.

Was den Gesammteindruck dieses morgenländischen Straßenlebens noch erhöhte, war die vollkommene Einheit; denn mit Ausnahme unserer selbst ließ sich nichts erblicken, was nicht ächt asiatisch gewesen wäre. Kein anderer Europäer mit unschönem Hute und den, wie geschnürt, anliegenden Kleidern, deren Schnitt blos dazu dient, die Nachtheile der Gestalt zu verrathen, ohne ihre Vorzüge herauszuheben, wirkte durch seine prosaische Erscheinung störend auf das Ganze. Ueberall sah man nur ungezwungene Formen, fliegende Gewänder, luftige Schleier, faltenreiche Turbane, welche das Auge und den Sinn eines Künstlers würden entzückt und begeistert haben.

Der Markt liegt mitten in der „schwarzen Stadt.“ Er besteht aus einem beträchtlichen Bezestan*) und mehreren Bazars unter freiem Himmel. Der erstere ist ein ausgedehntes niedriges Gebäude aus rohen Backsteinen, mit zahlreichen, engen und finsteren Kreuz- und Quergängen unter einem Dache vieler kleinen Kuppeln, die von Ferne einer Menge neben einander gereihter Bienenkörbe gleichen. Die verschiedenen Waaren, ein wunderbares Gemisch von Lebensbedürfnissen und Seltenheiten, befinden sich sammt ihren Verkäufern in kleinen Zelten zu beiden Seiten der Gänge. Da sieht man Fische, Fleisch, Eier, lebendiges Geflügel in Körben, verschiedene Arten erjagter Thiere, als Hasen, allerlei Vögel,

*) Bezestan ist der Theil des Marktes, der sich in gewölbten Hallen befindet.

ja selbst Affen, Ratten, Eidechsen und Schlangen der verschiedensten Gattungen, die in sicheren Drahtkäfigen eingesperrt sind. — Im Bezestan trifft man nur Männer, und zwar nur Mohamedaner, da die Hindus, nach ihrer Religion, Thiere weder quälen, noch etwas denselben Zugehöriges berühren dürfen. Deshalb weigerten sich auch unsere Diener, die alle dem Brahma-Glauben angehörten, den für sie unreinen Ort zu betreten; denn die Hindus fürchten nichts so sehr, als durch ein solches Vergehen ihre Kaste zu verlieren. — Hier sahen wir zum ersten Mal mehrere Krüppel, welche an den Eingängen des Gebäudes um Almosen flehten. Es waren lauter nackte, Abscheu und Mitleiden erregende Gestalten verschiedenen Alters, die von den schrecklichsten Krankheiten — wir glaubten Aussätzige darunter zu erkennen — behaftet oder entstellt waren. Wir warfen ihnen ein paar Kupfermünzen zu und waren froh, aus den finsteren Gängen des Bezestan nach den Gewürz- und Getreide-Bazars zu gelangen. Da sind es Hindus, sowohl Männer als Frauen, welche auf einem freien, von schönen Palmbäumen beschatteten Platze ihre sauberen Waaren feilbieten, deren Wohlgerüche uns schon von Weitem entgegendufteten. Die verschiedenen Erzeugnisse der indischen Pflanzenwelt sind in künstlich geflochtenen Körben, von denen viele die Form und Biegsamkeit von Säcken haben, reihenweise, jede Art an ihrem bestimmten Orte, ausgestellt, um den Gang der Geschäfte zu erleichtern. Einige der Gewürzkrämer verkauften, nach Maaß und Gewicht, Betel und Areka, dessen sich alle Eingebornen zum Kauen bedienen; andere hatten Zimmetrollen, Gewürznelken, weißen oder schwarzen Pfeffer, Muskatnüsse, Kardamome u. s. w. vor sich, während weiterhin Reis, Kaffeebohnen, Kokosnüsse, verschiedene

Getreidearten ausgestellt waren, dann ferner in kleinen offenen Buden zierliche Päckchen des so beliebten Carrypulvers, Rosenölfläschchen, Rosenwasser, Nelkenöl u. s. w. u. s. w., alles bei uns so kostbare Gegenstände, die hier so spottwohlfeil sind, daß man für einige Païs*) so viel davon einkauft, als man kaum mitnehmen kann.

Während der Zeit, die wir auf dem Markte verbrachten, wurden viele Geschäfte gemacht, und es ging dabei, im Verhältniß zu der großen Anzahl Käufer und Verkäufer, recht ordentlich her. Es wurde aber viel gedungen und geschachert, und wenn dabei mitunter kleine Zerwürfnisse entstanden, so berief man sich auf die Nachbarn als Zeugen und Schiedsrichter, um den Streit zu schlichten. Hier, wie auf allen andern indischen Märkten, sind Eingeborne als Aufseher angestellt, welche die öffentliche Ordnung zu überwachen haben. Sie stehen unter dem Befehle eines englischen Beamten, dessen Pflicht es ist, dafür zu sorgen, daß nur nach den gesetzlich bestimmten Maaßen und Gewichten verkauft werde. Wir begegneten übrigens hier keinen Europäern, sowenig als in den andern Theilen der Eingebornenstadt, deren Bevölkerung, so viel wir flüchtig zu bemerken vermochten, den Ausdruck eines allgemeinen Wohlseins zeigte, was der englischen Herrschaft zu aller Ehre gereicht.

Die Mittagszeit brachten wir, der zu großen Hitze wegen, in unserm Gasthause zu, wo wir ausruhten und Briefe in die Heimath schrieben. Als mit dem Abend einige Kühle eintrat, stiegen wir auf's Neue in unseren Garri und fuhren zu einem englischen Arzte auf's Land, der die Freundlichkeit

*) Païs ist die geringste Kupfermünze.

gehabt hatte, uns zu Tische zu laden. Er wohnte in einer geräumigen hübschen Villa, halb italienischen, halb englischen Styls, die an einer sehr guten Kunststraße, eine kleine halbe Stunde südöstlich von der Stadt, in einem schönen Garten gelegen war. Der Haushalt und die Dienerschaft waren ein englisch-asiatisches Gemisch von Allem, was sich an Ueppigkeit, Wohlgeschmack und Bequemlichkeit nur denken und wünschen läßt. Die Stunden verrannen uns rasch und die Nacht war schon weit vorgerückt, ehe wir des Doktors reizenden Landsitz verließen. Auf dem Rückwege umflatterten uns taubengroße Fledermäuse und des Schakals klägliches Geschrei ließ sich oft hart an unserem Wege vernehmen.

V.

Der indische Sampouri.

Während unseres Aufenthaltes in Madras fanden wir an den Künsten der Sampouri's viele Kurzweil. Sie besitzen eine große Fertigkeit in den meisten Handgriffen und Possen, welche die Taschenspieler bei uns ausführen. Es ist aber bei ihnen mehr zu bewundern, da sie dieselben ohne alle Beihülfe von weiten Aermeln, Taschen, mit Schubladen versehenen, bedeckten Tischen u. s. w. verrichten. Ihr eigentliches Handwerk besteht aber im Einfangen und Bändigen verschiedener Schlangenarten, von der riesigen Felsschlange, bis zur kleinen, tödtlich giftigen Natter und der berühmten Cobra

de Capello, über welche alle sie eine gleiche Gewalt zu besitzen scheinen.

Jeden Tag, wenn die übermäßige Hitze uns nöthigte, im Hause zu bleiben, kam ein solcher Sampouri, oder Gaukler und Schlangenbändiger, vor die Thür und gab uns für einige Kupfermünzen eine Vorstellung auf offener Straße, der wir aus dem Schatten der Verandah gemächlich zusahen. Er brachte zwei runde Körbe mit flachen Deckeln und einen Sack mit sich. In ersteren befanden sich ein halbes Dutzend Schlangen und der Sack enthielt ein Ichneumon, oder Spurwiesel. Der Mann war von kleiner, schmächtiger Gestalt, mit eigenthümlichen, hageren Gesichtszügen, und sowohl an ihm, wie an seinem kleinen Sohne, der ihn zu begleiten pflegte, fiel uns die tiefdunkle, schwarzbraune Hautfarbe auf, wodurch sie sich von den andern Eingebornen unterschieden. Beide waren, außer den mit einem Stück Zeug umschlagenen Hüften, ganz nackt, und ihr lang herabhängendes Haar schien ihnen als das einzige Schutzmittel gegen die versengenden Sonnenstrahlen zu dienen. Um Zuschauer anzulocken, machte er ein lautes, zischendes Geräusch, wie seine Schlangen, und zog, sobald wir uns in der Säulenhalle zeigten, sein Ichneumon aus dem Sacke, welches sich, wie auf der Lauer, neben ihn kauerte und so zahm war, wie ein kleines Hündchen. Dann öffnete er einen der Körbe, worin sich die abschreckenden Thiere, wie Aale auf dem Fischmarkte, um einander schlangen, griff mit der bloßen Hand hinein, um sie eine nach der andern zu zeigen, und wickelte sie dann um den Hals, um den Leib, um Arme und Beine, so daß er dastand, wie der bronzene Abguß einer Bildsäule des Laokoon und uns bei dem Anblick, wie sie sich um seine nackten Glieder her-

umwanden, ein kalter Schauder durchlief. Sie schienen indessen ohne Arg und ließen sich wieder eben so gutwillig und ohne dabei zu zischen in ihren Korb zurücklegen. Unter denselben befand sich eine Felsschlange von bedeutender Größe, die über 12 Fuß an Länge maß und dicker als ein Mannsarm war, die freilich nicht giftig ist, aber solche Kräfte hat, daß sie in ihren Umschlingungen einem Pferde oder Büffel die Rippen zu zerbrechen vermag und so den Mann leicht erdrosseln konnte.

Dennoch war dies nicht der gefährlichste Theil seiner Vorstellung. Er öffnete nun den andern Korb und zog daraus eine 4 Fuß lange Brillenschlange von beträchtlicher Dicke hervor, die er, trotz ihrer berüchtigten Gefährlichkeit, mit derselben gleichgültigen Zuversicht anfaßte, wie die andern. Freilich war sie ihrer Giftzähne beraubt; dies beugt aber nicht aller Gefahr vor, denn sie werden häufig binnen weniger Monate wieder durch andere ersetzt, die nachzuwachsen pflegen; und es ist, versicherte man uns, mehrfach vorgekommen, daß der Biß solcher Schlangen, die man nun für unschädlich hielt, tödtlich gewirkt hat. Welche Bewandtniß es in diesem Falle aber auch haben mochte, der Schlangenbändiger benahm sich wenigstens dabei, als wenn er nichts zu fürchten brauchte, streichelte das Thier, drückte es an seine Brust, wand es um die Arme und legte es vor sich auf den Boden, wo es wie todt hingestreckt liegen blieb. Darauf begann er auf einer Art Flöte, die er im Gürtel trug, sanfte Töne zu blasen, welche die Schlange belebten; sie regte sich, hob den Kopf in die Höhe, wie um zu horchen, und richtete sich bald in ihrer ganzen Länge empor und bewegte sich fast auf der Spitze des

Schwanzes hin und her, gleichsam tanzend nach der Musik, von der sie wie bezaubert schien; die Zunge war lang ausgestreckt, der kropfartige Hals dick angeschwollen und sie richtete die Augen starr und unverwandt auf ihren Beschwörer. Erst macht es den Eindruck, als wäre sie außer sich vor Zorn, bald indessen bemerkt man, daß die sanfte Musik eine unwiderstehliche Gewalt auf sie ausübt; denn was sich auch ringsum zutragen mag, sie fährt, ohne sich davon stören zu lassen, in dieser Art von Tanz so lange fort, als die Flöte geblasen wird. Sie scheint alles zu vergessen, nur das Ichneumon nicht. Wenn dieses sich bewegt, schrickt sie augenscheinlich zusammen und ist, falls diese Musik nicht auf sie wirkt, in dessen Gegenwart, gleich allen andern Geschöpfen ihrer Gattung, schüchtern und wie gelähmt. Deshalb ist auch jeder Sampouri darauf bedacht, sein gefährliches Handwerk nur in Begleitung und Gegenwart eines dieser Thierchen auszuüben, die so wesentlich zu seiner Sicherheit beitragen.

Da nach indischer Sitte der Sohn den Beruf des Vaters, selbst ohne alle Neigung dazu, annehmen und erlernen muß, so pflegte der Gaukler, der uns täglich mit seinen Künsten unterhielt, den Unterricht seines kleinen Knaben mit seinen Vorstellungen zu verbinden. Aber ungeachtet der guten Absichten, die demselben wahrscheinlich zu Grunde lagen, war es für uns ein empörendes Schauspiel; denn das arme Kind schien den, allen Menschen von Natur inwohnenden Widerwillen gegen Schlangen im höchsten Grade zu besitzen; es ward nur durch den Unwillen seines Vaters dahin gebracht, dieselben anzufassen oder sich der Cobra de Capello zu nähern,



Der indische Sampouri.

Farbendr. v. J. Hagelberg Berlin.

wenn sie tanzte, und weinte dabei bitterlich. So eingewurzelt ist aber das Kastenwesen in Indien, daß die eingebornen Zuschauer nicht das mindeste Mitleiden darüber an den Tag legten, und als wir dem Vater durch unsern Dollmetscher Vorstellungen machen ließen, gab er uns zur Antwort, „daß es so sein müßte; er selbst habe das Handwerk auf dieselbe Art gelernt, und es wäre seine Pflicht, es seinen Sohn auch zu lehren.“ Dabei war er aber weder grausam, noch übermäßig streng gegen den Knaben; wenn derselbe seine Sache gut gemacht hatte, so unterließ er nie, ihn zu streicheln. Das Kind schien auch von dem Gefühle der Nothwendigkeit dieses unangenehmen Berufes durchdrungen; denn es war nicht widerspenstig, sondern nur furchtsam.

Abgesehen von allem, was ihr Geschäft Unnatürliches an sich hat, sind die Sampouri nicht ohne Nutzen für ihre Mitmenschen, da sie die Schlangen, wo deren Vorhandensein lästig oder gefährlich ist, mit einer wunderbaren Geschicklichkeit zu vertreiben oder zu vernichten wissen. Die Eingebornen haben eine ganz außerordentliche Furcht vor denselben, so daß, wenn sich einmal, was mitunter vorkommt, eine Schischta, oder Brillenschlange, oder ein anderes derartiges Thier einen Garten zu seinem Aufenthaltsorte wählt oder gar in ein Haus eindringt, Alles darin in die größeste Bestürzung geräth. In solchen Fällen wird alsdann der sonst gemiedene und verabscheute Sampouri geholt, der mit den Tönen seiner Flöte den gefürchteten Eindringling bald aus seinem Verstecke lockt. Wenn die Schlange anfängt, sich wie verzückt vor ihm aufzurichten, ergreift er sie entweder und steckt sie in seinen Korb oder läßt sein Ichneumon los, das dieselbe mit einigen Bissen tödtet. Ob dabei gleich von Zauberei natürlich nicht die

Rede sein kann, als nur unter den abergläubischen Eingebornen, die fest davon überzeugt sind, daß diese Schlangenbändiger mit bösen Geistern im Bunde stünden, so bleibt deren geheimnißvoller Einfluß auf jene, der ganzen lebendigen Schöpfung sprichwörtlich verfeindeten Thiere denn doch in mancher Beziehung ein unerklärliches Räthsel, das bisher Niemandem befriedigend zu lösen gelungen ist. Das Schlangenbändigen steigt bei ihnen oft bis zur wahren Leidenschaft, und es kommt nicht selten vor, daß die Sampouri auf längere Zeit in Wildnissen und Einöden sich begeben, um dort zu ihrem Vergnügen Schlangen nachzustellen und einzufangen. Besonders auf Ceylon und im südlichen Indien begegnet man Leuten dieses Berufes sehr häufig. Am merkwürdigsten ist aber der Umstand, daß wir, ungeachtet mehrfachen Nachfragens, keinen einzigen Fall erfahren konnten, wo einer von ihnen seinem gefährlichen Handwerk zum Opfer gefallen wäre, da doch zu wiederholten Malen Europäer, die, mit Flöte und Ichneumon versehen, ein Aehnliches zu thun versuchten, ihre Verwegenheit mit dem Leben haben büßen müssen.

VI.

Der Diebsbazar in Kalkutta.

Kalkutta liegt am linken Ufer des Hooghly, dessen Breite dort etwa eine halbe engl. Meile beträgt, umgeben von jener üppigen Tropenwaldung, die fast das ganze untere Bengalen bedeckt. Die an sich schon wegen des sumpfigen Bodens ungesunde Lage der Stadt wird durch die schädlichen Ausdünstungen verschlammter Kanäle, sowie des Tollionullah, einer ausgedehnten Lagune an ihrer Nordostseite, besonders für die fremden Einwohner noch verderblicher, woher man dieselbe auch „das Grab der Europäer“ nennt. Dessenungeachtet ist Kalkutta an Größe wie an Bedeutung der Hauptort des ganzen britischen Indiens, und viele seiner englischen Bewohner schwelgen dort in fast königlicher Pracht, als wollten sie durch Ueppigkeit und Zerstreuungen die ernsteren Gedanken über ihr unsicheres Dasein von sich fern halten.

Der europäische Theil, oder die „weiße Stadt“, erstreckt sich in einiger Entfernung nördlich vom Fort William längs dem Flusse hin und dehnt sich fast ein paar englische Meilen von da landeinwärts nach Osten aus. Ungleich demjenigen von Madras, bildet er nicht nur eine weitläufige Reihe von Landhäusern, sondern besteht in breiten, großen Straßen, unterbrochen von schönen, freien Plätzen, um die sich zahlreiche, dichte Gruppen der ansehnlichsten Häuser erheben, unter welchen manche mit Fug und Recht den Namen von Palästen verdienen. Zunächst dem Flusse liegen die

Geschäftsgebäude und Waarenlager der großen Kaufleute, woran das Viertel Tank-Square grenzt, hinter welchem nach Osten, daranstoßend, Chowringhy liegt. Zwischem diesem und der „Esplanade", einem schönen, breiten Wege, der zu dem Fort William führt, das durch einen weiten, offenen Grasplatz davon getrennt ist, befinden sich die vorzüglichsten öffentlichen Gebäude, unter denen sich durch ihre Größe und theilweise Schönheit der Palast des General-Gouverneurs, das Stadthaus und die erst kürzlich erbaute Kathedrale nebst der daran stoßenden Wohnung des Bischofs vorzugsweise auszeichnen. Die Häuser der reichen Engländer und einiger wohlhabenden Bobous*) sind fast alle zwei oder drei Stockwerk hoch, haben flache Dächer, zahlreiche, hohe Fenster und sind von schattigen Verandas umgeben, die auf jonischen oder korinthischen Säulen ruhen. Da alle Gebäude weiß übertüncht werden, so macht dieser Stadttheil von weitem einen wahrhaft glänzenden Eindruck, wovon selbst der weitgereiste Bischof Heber bei seiner Ankunft so sehr überrascht wurde, daß er sich unwillkürlich in die schönsten Theile von St. Petersburg, das er auf seinen früheren Reisen besucht hatte, zurück versetzt glaubte. Im Nordosten wird der Theil, den man vorzüglich als die „Stadt der Paläste" zu bezeichnen pflegt, von den Vierteln Duramtollah und Cossimtollah begrenzt, in denen Europäer aus den niederen Ständen und Eingeborne durch einander wohnen, und an diese reiht sich wiederum die eigentliche „schwarze Stadt" an. Sie bildet ein großes, unregelmäßiges Häuser- und Hütten-Meer und vergegenwärtigt dem Geiste unwillkührlich das Bild eines riesigen Ameisennestes,

*) Vornehme einheimische Kaufleute.

so emsig und wirre ist das Treiben, welches das ausgedehnte Gewebe ihrer engen, krummen Gassen erfüllt. Sie entstand in Folge der englischen Niederlassung von Fort William und ist, obgleich mit der planlosesten Unzweckmäßigkeit angelegt, seitdem zu ihrem jetzigen, fast übergroßen Umfange herangewachsen. Die Mehrzahl ihrer Bewohner sind Bengalesen, und man kann oftmals stundenlang das dichte Gedränge durchwandern, ohne durch die Erscheinung europäischer Gestalten an die Nähe des englischen Kalkutta erinnert zu werden. Das Aussehen und die Kleidung der hiesigen Eingebornen ist dem der Bewohner des südlichen Indien's im Allgemeinen ziemlich gleich; man sieht dieselben braunen Gesichter, dieselben weiten Gewänder aus Nesseltuch, wie dort, nur daß hier eine größere Abwechselung in den Formen und Farben der Turbane herrscht, und daß einzelne Kasten, wie z. B. die Bistis, die Hurkarus, sich durch rothwollene Kleidung vor den andern auszeichnen. Noch greller, als der Charakter der europäischen und asiatischen Bewohner ist aber der Gegensatz, in dem jedes der Stadtviertel zu den andern steht. Das europäische verdient mit Recht den Namen „Stadt der Paläste“, denn da sieht man nur Gebäude, deren sich Mailand und Venedig nicht zu schämen brauchte, schöne, gerade Straßen, breite Alleen mit reinlichen Plätzen, wo überall Ordnung und Sauberkeit herrscht. In dem asiatischen tritt die umgekehrte Seite hervor; das ist im vollen Sinne des Wortes ein Pattah, eine Hüttenstadt, die sich dadurch auszeichnet, daß es ihr an allen Vorzügen ihrer stolzen Nachbarin gebricht. Statt der Paläste dorten sieht man hier nur elende Häuschen oder Hütten aus Bambusstäben mit Lehmwänden und Schilf- oder Blätterdächern. Viele sind nach der Straßenseite offen,

wo sich dann in der Erde ein Loch, oder mitunter ein kleiner Heerd aus Backsteinen zum Kochen befindet, woraus der üble, die Luft weithin verpestende Geruch des Ghie beständig aufsteigt. Diese Behausungen haben natürlich nur ein Stockwerk und sind, um Platz zu ersparen, auf das allerunvernünftigste an einander gebaut, so daß ihre Gesammtheit eine große, wie in einem Ganzen zusammenklebende, verworrene Masse ausmacht, die sowohl die Gesundheit der Bewohner, wie die Reinlichkeit des Ortes auf's Nachtheiligste beeinträchtigt. Nur in einzelnen Hauptstraßen giebt es mehrstöckige Häuser aus Backsteinen. Hin und wieder sieht man wohl auch größere Gebäude, die, nach Art der Bungalows, Verandas mit griechischen Säulen haben und von hohen Gartenmauern umschlossen sind, hinter welchen einige Palmen- und Mangobäume emporragen. Dies sind die Wohnungen der Babous, der vornehmen Eingebornen; ihr verfallener Zustand verräth weder das Ansehen noch den etwaigen Wohlstand der Inhaber, denn alle tragen ein solches Gepräge der Vernachlässigung, als ob sie ehestens einstürzen müßten, und man gewahrt dies um so leichter, als sie nicht, wie in Madras und dem europäischen Theile Kalkutta's, mit Chunam übertüncht sind, da der Muschelkalk wegen der weiten Entfernung vom Meere hier zu theuer kommt, als daß ihn sich Jedermann anschaffen könnte. Das ärmliche Aussehen der Gebäude macht sich auch in der sehr geringen Anzahl von Pagoden und Moskeen und deren Unansehnlichkeit fühlbar, was, wenn man die zahlreiche Bevölkerung frommer Hindus und Muselmänner ansieht, um desto mehr auffallen muß. Wir sahen kein einziges Minaret und nur wenige kleine Kuppeln. Da nun beinahe alle andern größeren Städte

Indien's sich durch ihren Reichthum an prächtigen Tempeln auszeichnen, so läßt sich deren Mangel hierorts nur durch den Umstand erklären, daß Kalkutta eine der jüngsten Städte des Landes ist. Man vermag sich indessen viel leichter in das Vermissen derartiger Zierden und Merkwürdigkeiten, als in die aus der Anlage und Beschaffenheit dieses Viertels erwachsenden Nachtheile zu finden, worunter keiner der geringsten die allgemeine Unsauberkeit ist, der sich aber bei den obwaltenden Umständen schwerlich wird abhelfen lassen. Zwar sind die Hindus, was ihre Person und Nahrung betrifft, die reinlichsten Menschen von der Welt; dadurch wird aber die von jener zahlreichen, dicht zusammengedrängten Menschenmasse fortwährend erzeugte Menge von Abfall keineswegs vermindert, um dessen Fortschaffung oder Vertilgung sich Niemand bekümmert, als nur die Raubvögel und die Schaaren wilder Hunde und Schakale, welche, ungeachtet ihrer Gefräßigkeit keine sonderlich wirksamen Gassenkehrer sind. Außerdem ist der erstickende Staub, der beständig von den ungepflasterten Straßen aufsteigt, neben der dumpfen Hitze und den garstigen Gerüchen, die überall herrschen, keiner der geringsten Uebelstände. Man darf sich jedoch nicht sowohl darüber verwundern, daß es damit so arg sei, sondern vielmehr darüber, daß die Bewohner einer solchen Oertlichkeit nicht weit mehr von diesen Uebeln leiden, als in der That der Fall ist.

Trotz dem, daß die „schwarze Stadt" in ihrem Aeußeren ein so auffallendes Gepräge von Aermlichkeit trägt, ist diese in Wirklichkeit doch keineswegs vorhanden. Es bedarf nur eines Ganges durch die Bazars und Straßen, wo die handeltreibenden Klassen wohnen, um den irrthümlichen

Eindruck, den das Aussehen der Gebäude allerdings hervorbringt, alsbald zu berichtigen, und man erlangt schnell die Einsicht, welche beträchtlichen Reichthümer hinter dem Scheine von Dürftigkeit und Armuth verborgen sind. In den Bazars sieht man die Vertreter aller einheimischen, sowie vieler fremden Handwerke und Gewerbe, nicht aber in so buntem, willkürlichen Durcheinander, wie auf den europäischen Märkten, sondern auf das strengste nach der Ordnung ihrer verschiedenen Kasten in bestimmte Bezirke abgetheilt. Die Verkäufer von Seidenstoffen, Kaschmirshawls, Spezereien und andern Kostbarkeiten haben jeder ihre besonderen Plätze in einer oder mehreren Gassen neben einander, wo sie, in ihren Buden sitzend, die Waaren feil bieten. An einer andern Stelle trifft man die gewöhnlichen Lebensbedürfnisse an, als Kleider, Hausgeräthe, Eßwaaren u. s. w. Dasselbe gilt von den Handwerkern, in deren Bereiche die Schneider, Schmiede, Tischler, Schuster, je für sich, beisammen wohnen. Unter den Letzteren giebt es, wegen der Unreinheit ihres Gewerbes*), keine Hindus; die hiesigen Schuster, wie die der meisten Orte Indiens, sind fast lauter Muselmänner oder Chinesen, von denen sich eine bedeutende Menge nach den indischen Hafenstädten übergesiedelt hat. Aus diesem Grunde liegt auch der Leder- und Schuster-Bazar in einem abgeschiedenen, verrufe-

---

*) Alle Thiere, mit Ausnahme der Fische, sind bei den Hindus unrein; namentlich die Gattungen der Hausthiere dürfen sie nicht tödten, und vor allem kein Leder anrühren, was nicht nur für verunreinigend, sondern für verbrecherisch gilt. Daher ist auch die Compagnie genöthigt gewesen, ihren einheimischen Truppen, statt des Lederzeuges, Gehänge und Kopfbedeckungen aus Coir oder aus starker Baumwolle zu geben. Die Sipahi-Regimenter tragen auch eine Art Sandalen statt der Stiefel.

nen Theile der Stadt, den wir auch besuchten, um die chinesischen Handwerker an ihrer Arbeit zu sehen, die sie auf eine eben so geschickte, als eigenthümliche Art verrichten, indem sie nicht blos die Hände, sondern auch ihre Füße dazu anwenden. Wenn man sie so mit Pfriemen und Pechdraht und dem großen Messer auf ihren erhöhten Holzplatten sitzend, mit allen Vieren zu Werke greifen sieht, wähnt man vielmehr possirliche Affen, als wirkliche Menschen vor sich zu haben. — Sehr eigenthümliche und interessante Gegensätze bietet aber das Quartier der Gold- und Silberschmiede dar, die im Morgenlande zugleich Edelsteinhändler und Siegelstecher sind. Diese Leute verstehen die Edelsteine mit scheinbar rohen und einfachen Werkzeugen auf die verschiedensten Arten zu schleifen und sie in goldene oder silberne Geschmeide mit erstaunenswerther Geschicklichkeit zu fassen, die ihren weit verbreiteten Ruf mehr als verdient. Sie sitzen mit untergeschlagenen Beinen neben einem gelinden Holzkohlenfeuer zum Erweichen oder Schmelzen der edlen Metalle, umgeben mit ihren kleinen Feilen, Zangen und Hämmerchen, in ihren Bambus-Lehmhütten, deren Vorderseite nach der Straße zu, des Lichtes wegen, immer ganz offen ist, die zugleich als Laden und Werkstätte dient, und verarbeiten, inmitten von Staub, Unreinlichkeit und anscheinender Armuth, die kostbarsten Schmucksachen. Die meisten unter ihnen waren ältliche, ehrbar aussehende Brahminen hoher Kaste aus dem nördlichen Indien. Man sagt uns, daß es deren gäbe, die mit den geschicktesten Goldarbeitern Europa's in Fertigkeit und Geschmack zu wetteifern vermöchten.

Am merkwürdigsten von allen fanden wir den „Diebsbazar," der, abgesondert für sich, im eigentlichen Mittel-

punkte der „schwarzen Stadt“ liegt, wo die mehrstöckigen Häuser am zahlreichsten sind. Man gelangt auf vielen Umwegen dahin, durch ein unbeschreibliches Gewirre enger, finsterer Kreuz- und Quergassen, die schon von ferne auf den Charakter jener berüchtigten Oertlichkeit gleichsam vorbereiten. Da nur selten Fremde denselben zu besuchen pflegen, so nahmen wir um so bereitwilliger das Anerbieten eines englischen Bekannten an, uns dorthin zu begleiten, und fuhren in einem Garri ab. Nach einer Weile blieb aber unser Fuhrwerk buchstäblich in einem engen Gäßchen stecken, so daß wir zu Fuß die noch übrige Strecke in Staub und Hitze durch das bunte Menschengewühl wandern mußten, bis wir endlich nicht ohne Mühe unser Ziel erreichten. Wir kamen an mehrere weitläufige, mit einander in Verbindung stehende, dreistöckige Häuser, die enge Hofräume umschließen und so dicht an einander gebaut sind, daß man unvermerkt aus dem einen in die andern gelangen kann. Hier ist der Versammlungsort alles losen Gesindels aus Kalkutta und seiner volkreichen Umgegend, hier verkehren alle Gauner mit einander, und verkaufen oder tauschen ihre Beute mit einander aus, um so der Gefahr der Entdeckung und Bestrafung möglichst auszuweichen. Die Geschäfte zwischen Hehler und Stehler werden aber mit einer solchen äußerlichen Regelmäßigkeit und Ordnung und auf eine so öffentliche Weise betrieben, daß ein in den wahren Charakter des Ortes Uneingeweihter sich unter redlichen Leuten glauben könnte, wenn nicht die unverkennbare Beschaffenheit der verschiedenen Gegenstände, die er hier von Hand zu Hand gehen sieht, für seinen Argwohn eine Spur darböte. Die innere Einrichtung der erwähnten Gebäude ist außerdem an sich hinlänglich verdächtig, um ihren Zweck

anzudeuten. Lange, finstere, gewölbte Gänge ziehen sich durch alle Stockwerke hin, zu beiden Seiten mit viereckigen Vertiefungen, die den angeblichen Kaufleuten als Buden und Waarenlager dienen. Als wir mehrere steile, unwegsame Treppen von verwitterten Backsteinen erstiegen hatten, gelangten wir in diese dumpfen, unheimlichen Räume, die uns eher an unterirdische Höhlen, als an Gemächer erinnert hätten, wenn nicht durch das sonderbare Gemisch, das sie anfüllte, unsere Aufmerksamkeit dahin gelenkt worden wäre. Eine jede dieser kammerartigen Vertiefungen bildete eine Trödelbude, welche die verschiedenartigsten Gegenstände von den allerwerthlosesten, gewöhnlichsten bis zu den kostbarsten und seltensten enthielt; da lagen alte Kleidungsstücke und Geschirre, silberne Tischgeräthe und Uhren englischer Arbeit, einheimische und fremde Schmucksachen, Shawls und Seidenstoffe neben, über und durch einander, was alles zu unverhältnißmäßig billigen Preisen verhandelt wurde. Unter andern bot man einige sehr schöne, silberne Löffel um eine so geringe Summe feil, als seien sie nur von Blei gewesen. Am auffallendsten ging es auf den flachen Dächern zu, wo die Leute von Fach sich ganz unverhohlen benahmen, da ward nicht mehr zum Schein gehandelt, sondern man warf das Loos, oder Diebe und Hehler theilten ohne weitere Umstände nach Gutdünken ihre gemeinschaftlich gewonnene Beute. Nach der Regsamkeit, die überall herrschte, sowie nach der Menschenmenge zu urtheilen, die wir hier beisammen fanden, und unter der wir viele aus den verschiedenen, entfernteren Gegenden Indien's bemerkten, muß diese Art von Geschäften nicht blos sehr lockend, sondern auch einträglich und verhältnißmäßig mühe- und gefahrlos sein, welch' letzteres uns wenigstens daraus hervorzugehen

schien, daß dieselben ungeachtet der Gegenwart von Fremden und Straßenwächtern ihren ungestörten Fortgang hatten.

Das ganze Wesen und Treiben im Diebsbazar dünkte uns nicht minder räthselhaft als widersprechend, und wir würden in irrige Vermuthung gerathen sein, wenn nicht unser Führer die Zeit der Rückkehr dazu benutzt hätte, uns den wahren Charakter und Zusammenhang alles dessen zu erklären, was wir, ohne es zu verstehen, bemerkt und angeschaut hatten. Obgleich die Engländer sich die anerkennenswertheste Mühe geben, den sittlichen Zustand ihrer indischen Unterthanen auf jede Weise zu verbessern und zu heben, und dies ihnen auch schon in vielfacher Hinsicht gelungen ist, so sind sie bisher doch nicht im Stande gewesen, den Hang zur Dieberei, den die Bengalesen in so hohem Grade besitzen, zu tilgen oder auch nur zu vermindern. Da nun weder die Wachsamkeit der Behörden, noch die Strenge, womit man die Schuldigen bestrafte, hingereicht haben, den Besitz des Eigenthums zu sichern und die Zahl der Verbrechen zu vermindern, so ist man zu dem Entschluß gekommen, den Diebsbazar nicht nur zu dulden, sondern ihn dermaßen einzurichten, daß die Leute, denen Sachen entwendet worden, wenigstens ein Mittel hätten, sie um ein geringes Opfer wieder an sich zu bringen. Auf keinem andern der Märkte können gestohlene Güter ohne große Gefahr für den unrechtmäßigen Besitzer verkauft werden; es würden sich daher schwerlich irgend welche der ehrlichen Kaufleute dazu verstehen, dieselben auch nur unter ihren andern Waaren zu beherbergen, denn alle Läden stehen sowohl unter der Ueberwachung der englischen Ortsobrigkeit, als auch unter besonderer Aufsicht der Pionen (Straßenwächter). Der Diebsbazar hingegen, obgleich er nicht minder streng beob-

achtet wird, vereinigt die doppelte Eigenschaft eines Marktes und Pfandhauses, wo man kaufen und verkaufen, sowie alles Denkbare hinterlegen und verpfänden darf; weshalb neben ehrlichen Leuten alle Diebe und Betrüger sich da versammeln und dies Vorrecht zum Unterbringen und Absetzen ihrer Beute benutzen. Sobald irgend ein bedeutender Diebstahl in Kalkutta vorfällt und das verlorene Eigenthum der Art ist, daß man es signalisiren kann, läßt man den Werth desselben dort überall anzeigen und wie viel der rechtsmäßige Eigenthümer demjenigen, der es findet oder wiederbringt, dafür zahlen will. Gewöhnlich ist die Drohung beigefügt, daß, wenn die Rückgabe nicht binnen einer bestimmten Frist geschieht, man sich an die Behörden wenden werde, um durch ihren Beistand den Schuldigen zu ermitteln und zur Bestrafung zu ziehen. Da ziehen es denn Hehler und Stehler meistens vor, ihre Beute gegen eine geringe Summe wieder herauszugeben, eher als sich, selbst bei der Aussicht auf einen viel beträchtlicheren Gewinn, den Nachstellungen der Gerechtigkeit auszusetzen. Wenn man aber damit zögert, sich an die Spitzbubenzunft zu wenden, so ist alle Mühe vergebens, denn sie hat viele verzweigte Verbindungen durch das ganze Land und es bedarf nicht gar langer Zeit, daß das Gestohlene auf eine oder andere Weise spurlos verschwinde.

VII.

Eine Wanderung durch Kanton.

Wir wissen nicht, wie viel von Kanton in China während der letzten Jahre niedergebrannt worden ist. Die Volksmenge dieser großen südlichen Handelsstadt beträgt zum mindesten eine Million Seelen, zumeist Eingeborne der südlichen Provinzen, die in China selbst für roher, gewaltthätiger und überhaupt weniger moralisch gelten, als jene an der Ostküste und im Binnenlande. Gewiß ist, daß in Kanton der Haß gegen die Fremden stets in unangenehmer Weise hervortrat. Der Platz ist durch seinen Handel von großem Belang, er ist ein Stapelort für mehrere reiche und ungemein fruchtbare Provinzen und zugleich ein Emporium für den Weltverkehr.

Die europäischen Factoreien sind nun ein Raub der Flammen geworden. Alle Berichte stimmen darin überein, daß der Aufenthalt der Europäer in jenen Factoreien ein im höchsten Grade ungemüthlicher gewesen sei. Von Morgens früh bis Nachmittags vier Uhr waren sie in ihren Comptoiren beschäftigt. Nachdem die Tagesarbeit vollbracht war, konnten sie im amerikanischen Garten lustwandeln gehen, einen Tag wie alle Tage; anderswohin durften sie sich, dem Friedensvertrage zum Trotz, nicht begeben; sie konnten weder reiten noch fahren; Frauen duldeten die Chinesen vor 1842 in den Factoreien nicht, und auch nachher kamen nur einige wenige dorthin. Der einzige Zufluchtsort war der Fluß, auf welchem sie umher ruderten, um die frische Abendluft zu genießen.

Jede Factorei hatte mehrere zierliche, schnellfahrende Ruderboote; hinter der Mauer, welche die Factoreien von der Stadt abschließt, läuft Hog-Lane, eine schmale, unsaubere Straße, in der sich eine Menge von Schenken und Waarenläden befinden. Dorthin führten aus den verschiedenen Gebäuden der Europäer Hinterpforten; denn hier sowohl wie in den benachbarten Gassen, welche als alte und neue China-Straße und Bath- und Physic-Straße bezeichnet werden, durften die Europäer verkehren, während sie von der eigentlichen Stadt ausgeschlossen blieben. Dort machten auch die Fremden ihre Einkäufe von allen den chinesischen Raritäten, von welchen die vielen Läden förmlich strotzen.

Der Handelsmann in den beiden China-Straßen erkennt den Neuling auf den ersten Blick. Er ruft ihn an, ladet ihn ein, seine Siebensachen näher anzusehen, zeigt ihm die Elfenbeinschnitzereien, Schachbretter mit seltsamen Figuren, Papiermesser, Körbe, Kämme und eine Menge anderer Sachen, die alle wunderbar fein und hübsch gearbeitet sind. Er verkauft Fächer, Ofenschirme, Fenstervorhänge, die mit Wasserfarben bemalt sind und Götterfiguren aus dem chinesischen Olymp darstellen; er schlägt einen Regenschirm auf, der sehr hübsch ist und doch nach unserm Gelde gerechnet nur zehn oder funfzehn Silbergroschen kostet; er hat geflochtene Matten aus Nanking, die gleichfalls ungemein billig sind und unsre Fensterläden ersetzen; sie halten die Hitze vortrefflich ab. Bei einem andern Kaufmanne sind Spielwaaren feil, Insektensammlungen, Thonfiguren, Käfige, Pfeifen, Geräthe zum Fischfang und Alles, was zu einem Feuerwerk nöthig ist. Daneben steht eine Auswahl von Hausgeräthe aller Art, unter welchem sich insbesondere Stühle auszeichnen, die zugleich leicht, einfach

zierlich, fest und dabei ungemein bequem sind. Nicht leicht hat ein Fremder versäumt, in der alten China-Straße die Gemälde-Fabriken zu besuchen, namentlich die des Malers Yomqua oder, wie er auch genannt wird, Lamkoï. Er ist gegenwärtig der berühmteste Maler im Reiche der Mitte. Man hat uns so viel über unsre deutschen, über die belgischen und französischen Maler erzählt, daß es gestattet sein wird, die Leser mit einem chinesischen „Künstler" bekannt zu machen und sie in die Maler-Werkstatt zu führen, welche man bei uns nicht mehr Malstube nennt, sondern „Atelier," als welches, weil ausländisch, von den Handhabern des Farbenbrettes (Palette) und Pinsels weit vornehmer erachtet wird.

Lamkoï ist ein Mann des Fortschrittes. Als er noch Jüngling war, fielen ihm europäische Gemälde und Kupferstiche in die Hände. Er begab sich nach Makao, wo der englische Maler Chiffery sich aufhielt, lernte bei diesem Künstler zeichnen und wurde mit der abendländischen Malerei bekannt. Sein Beispiel fand manche Nachahmer, angehende chinesische „Künstler" gingen in Menge nach Makao, aber keiner von ihnen brachte es so weit wie Lamkoï, der übrigens seine Kunst in ganz chinesischer Weise forttreibt, nämlich fabrikmäßig. Der Maler von Ruf hält eine Anzahl von Arbeitern, von denen jeder in irgend einem Gegenstande eine große Fertigkeit erworben hat; er ist, wie wir sagen würden, ein Mann der Specialität. Lamkoï hat seine Privatwohnung in der alten China-Straße und hält im Erdgeschoß einen Laden; sein „Atelier" befindet sich aber in Hog-Lane. Vor der Thür hängt ein Schild mit der Firma. Ein Haus in jenen Straßen hat gewöhnlich zwei Stockwerke, nie mehr; im obern wohnt die Familie, wenn sie nicht etwa auf dem Lande sich

befindet; im untern Geschoß sind Arbeitszimmer und Läden. Lamkoï hat aber auch die obere Etage für den Geschäftsbetrieb hergerichtet; der eine Künstler malt Schiffe, ein anderer nur Landschaften, ein dritter nur Vögel, ein vierter lediglich Bilder von Göttern. Der Chinese macht viel Lärm und hat ihn gern; deshalb wohnen die Maler nicht etwa in stiller Abgeschiedenheit. Lamkoï's Nachbar zur Rechten hält einen Seidenladen, jener zur Linken ein Magazin von Bambuswaaren; gegenüber wohnt ein Garkoch, der all' jene chinesischen Leckerbissen bereitet, welche dem Europäer Uebelkeit verursachen, wenn er nur an sie denkt. Doch wir treten in's Haus. In dem einen Zimmer finden wir, in großen Haufen aufgeschichtet, Gemälde auf sogenanntem Reißpapier; an den Wänden hängen Oelbilder; in einem Nebengemache findet man geschnittene Steine, Holzschnitzereien und andere Kunstgegenstände; sodann zierlich bemalte und fein lackirte Kästchen, Bürsten, Pinsel, Papier und Farben. Das „Reißpapier" kommt aus Nanking und wird aus dem Mark einer Sumpfpflanze bereitet, Oischynomena paludosa, welche die Chinesen Tong=tsao nennen; auch soll, wie es heißt, eine Malvenart bei der Verfertigung benutzt werden.

In einem Zimmer des obern Stockwerkes sitzen acht oder zehn Maler an Tischen, mit zurückgeschlagenen Rockärmeln; den Zopf haben sie turbanartig um den Kopf gewunden, damit er sie nicht belästige oder Farben verwische. Das Licht ist gut vertheilt, das Zimmer ganz einfach; an den Wänden hängen Bilder, die eben fertig geworden sind, der Käufer mag nach seinem Belieben auswählen; er findet auch sowohl in Oel wie mit Wasserfarben Copien europäischer Bilder. Die Originale tauscht der Chinese von fremden Kaufleuten ein

und giebt in Zahlung dafür chinesische Bilder. Die Maler in Kanton copiren in wunderbarer Treue, und der lebhafte Glanz, welchen sie den Farben zu geben wissen, ist unübertrefflich. Jeder sitzt auf einem kleinen Schemel, arbeitet mit größter Sauberkeit und hat eine nicht geringe mechanische Fertigkeit. Das Reißpapier bestreicht er mit Alaun und wiederholt diesen Ueberzug im Laufe der Arbeit sechs oder acht Mal, damit die Farben nicht durchschlagen und recht fest werden. Alles wird laut den Recepten vorgenommen, deren die chinesischen Bücher über Malerei eine große Menge enthalten. In denselben Büchern findet der Maler Zeichnungen und Farbenskizzen, die als normal gelten für die Darstellungen von Menschen, Thieren, Bäumen, Gesträuchen, Felsen und Gebäuden. Wer eine Landschaft malen will, copirt einen Berg aus dem Musterbuche, sucht sich beliebige Bäume, Menschen und Thiere dazu aus und liefert ein Bild, welches von dem anderer Maler sehr verschieden sein kann, aber es enthält doch nur eine andere Zusammenstellung derselben Elemente, und daher rührt, wenn man so sagen kann, die Familienähnlichkeit aller chinesischen Malereien; man findet sie auch bei denen, welche Lamkoï's Bilderfabrik liefert. Ohnehin lassen sich die Bilder auf Reißpapier, das durchsichtig ist, mit leichter Mühe durchpausen. In Bezug auf die Erfindung ist der chinesische Maler arm, er hat ohnehin ein begrenztes Feld, auf welchem er sich bewegen kann, aber um so größere Sorgfalt verwendet er auf die Farbengebung; schon bei der Mischung geht er mit fast kleinlicher Genauigkeit zu Werke; Gummi benutzt er nicht, sondern eine Art von Leim, der immer warm neben ihm steht. In Bezug auf das Colorit ist er an keine Vorschrift gebunden; hier copirt er nicht, sondern

darf seinem eignen Geschmack und Belieben folgen. Uebrigens hat der Chinese eine merkwürdige Naturanlage zum Nachahmen; sein schräg gestelltes Auge faßt wunderbar schnell sowohl die Gesammtheit wie die Einzelnheiten von Gegenständen auf, und schon ein flüchtiger Blick genügt, ihm dieselben einzuprägen. Dazu kommt eine von früher Jugend an stets in Uebung erhaltene, sehr geschickte Hand, welche alle Formen wiedergeben kann. Es liegt kaum Uebertreibung in den Worten, welche einst ein chinesischer Maler sagte: „Ich würde selbst den Wind malen, wenn ich ihn nur sehen könnte." Die Pinsel der Maler sind denen ähnlich, mit welchen der Chinese schreibt, nur unvergleichlich feiner und an Farbe grau, blau oder schwarz, und die letztern gelten für die besten, sie sind aber sehr selten. Man weiß in Kanton nicht, von welchem Thiere dieses Haar kommt, der Sage nach wäre es von den Schnurrhaaren der Ratte. Sehr gute und feine Pinsel werden ungemein theuer bezahlt.

Doch wir wollen die Malerwerkstatt verlassen und weiter gehen. Aus der alten China-Gasse gelangen wir in Physic-Street, wo der Fremde noch Zutritt findet. Sie ist eine ungemein belebte Straße; der Hausirer drängt sich neben dem Manne hin, welcher Eßwaaren verkauft; der Ausrufer strengt seine Kehle an, und ziemlich Jedermann hat Etwas auszurufen; der Lastträger kündigt sich mit einem „Lä Lä" an, und man muß ihm ausweichen; hinterher kommt der Tragsessel, in welchem ganz gemächlich ein Reicher sitzt; man muß abermals zur Seite treten, bleibt dann aber stehen, um die neueste Nummer der Kantoner Zeitung zu kaufen, die man sich gelegentlich von einem Dollmetscher übersetzen läßt. Man steckt sie ein und bleibt vor einer Delikatessenhandlung stehen. Dort

sieht man sauber hergerichtete eßbare Vogelnester; auf einem andern Tische liegt die gelbliche Ginsengwurzel, die in der Mitte dicker ist als an beiden Enden; sie wächst in Pennsylvanien und wird von den Nordamerikanern nach Kanton gebracht; sie ist billiger als die echte mongolische Pflanze, deren Verkauf ein Monopol des Kaisers ist. Dieser echte Ginseng wird mit Gold aufgewogen und ist selten. In einem andern Laden wird polirter Marmor verkauft; dicht daneben wohnt ein Antiquitätenhändler, der viel Zuspruch findet, weil der Chinese ein Curiositätenkrämer ist und eine wahre Leidenschaft für Alterthümliches und Sonderbares hat; er liebt das Rococo und stellt alten Bronzen, Vasen, Münzen, Gemälden und Lackwaaren nach, die er für schweres Geld sammelt. Der chinesische Liebhaber gleicht in dieser Beziehung dem europäischen auf ein Haar: eine alte Statuette, ein Porzellangefäß, das nachweislich ein paar Hundert Jahre alt ist, macht ihn überglücklich, und seine Verzweiflung erreicht den höchsten Grad, wenn er findet, daß er sich ein unechtes Stück hat aufschwatzen lassen. In China giebt es, wie in Italien, Fabriken, in welchen Alterthümer täuschend ähnlich nachgemacht werden. In den Sammlungen findet man eine Menge von Schalen, Bechern und Dreifüßen von Bronze und Silber, schön ciselirt; die Bilder stellen den Fongsoang oder chinesischen Phönix vor oder den geflügelten Drachen und andere mythologische Gestalten. Sehr geschätzt werden Becher aus Rhinoceroshorn und alte Metallspiegel, alte Kompasse und Kalender. Der Kompaß ist den Chinesen seit 2698 vor Christi Geburt bekannt; ihrer Meinung zufolge richtet sich die Magnetnadel nach Süden und sie nennen dieselbe den Wagen, welcher nach Süden fährt, Sche-nan-schaï.

In der südlichen Vorstadt, nicht weit vom Strome, liegt der Strafplatz, auf welchem die Verbrecher hingerichtet werden. Dort ist schon Blut in Strömen geflossen. Vormals wurden die Verurtheilten geblendet und gefoltert; man riß ihnen die Eingeweide aus dem Leibe, ließ sie durch den Henker in hundert Stücke zerhacken oder zwischen zwei Brettern zersägen. Jetzt thut man die Sache einfacher ab und haut dem Verbrecher den Hals ab oder strangulirt ihn an einem Pfahle. Leichtere Vergehen werden mit Schlägen auf die Fußsohlen bestraft oder man legt dem armen Sünder einen Halsblock um, der ihm auch Nachts nicht abgenommen wird. Ein solches Strafwerkzeug hat ein Gewicht von etwa zwei Centnern; auf der einen Seite steht eine Inschrift, aus welcher man ersieht, weshalb die Strafe verhängt wurde. Ein europäischer Reisender erzählt, er habe einst einen Mann gesehen, der den Halsblock trug; seine Familie verließ ihn nicht, die Frau steckte ihm Speise in den Mund, seine fünf noch unerwachsenen Kinder stemmten ihre Arme unter den Block, damit der Vater leichter an ihm trage. Reiche Leute werden nur selten zum Halsblock verurtheilt; der Kaiser, in seiner väterlichen Milde, verbannt sie gewöhnlich nach der Mongolei und sichert sich den Nießbrauch ihres Vermögens. Uebrigens hat Kanton auch Wohlthätigkeitsanstalten, zum Beispiel eine große Bettlerherberge, ein Findelhaus und ein Spital für Aussätzige.

Zu den ambulanten Personen gehören die Barbiere, deren es mindestens zehntausend giebt; sie sind wichtige Männer im Staate, denn ihnen ist die Pflege des Zopfes anvertraut, und der Zopf ist seit zweihundert Jahren das Symbol der Chinesen. Bis 1644 war diese edle Zier des Hauptes ihnen fremd; der erste Mandschu-Kaiser befahl die Nachahmung eines

tatarischen Brauches; daran wollte er die Unterwürfigen und Gehorsamen erkennen. Seitdem sind die Miao-tse die einzigen Chinesen, welche das Haupt nicht scheeren. Befreundet mit dem Barbier ist der Marktschreier, der Arzt, der unter freiem Himmel curirt und seine wunderthätigen Medicinen anpreist, durch deren Anwendung alle Krankheiten geheilt werden. Stets hat er einen aufmerksamen Kreis von Zuhörern, welchen er seine Siebensachen zeigt. Die Hauptrolle spielt ein Tigerskelet, das an einer hohen Stange baumelt; er zeigt einen Balsam aus Tigermark vor, dessen Heilkräfte er mit ungemeiner Zungenfertigkeit anpreist; derselbe heilt alle Wunden und verleiht den Muskeln des Menschen wahre Tigerstärke, wie das Beispiel zweier Haushähne unwiderruflich darthut. Jedem derselben war scheinbar eine Klaue abgeschnitten und durch einen Entenfuß ersetzt worden, mit dem Thiere ganz herrlich laufen konnten. Wodurch war ein so erstaunliches Wunder bewirkt worden? Lediglich durch den Tigermark-Balsam. Ein anderer „Doctor" zeigt einen gelehrten Vogel, der allen abgerichteten Hunden etwas aufzurathen giebt. Der Doctor nimmt ein Spiel Karten und reicht dasselbe einem Zuschauer hin; dieser zieht ein Blatt, besieht es und steckt es wieder in's ganze Spiel. Dann kommt der Vogel aus seinem Käfig, sucht eben jenes Blatt richtig heraus und erhält als Belohnung ein paar Hirsekörner. Auch weiße Mäuse geben ihre Kunststücke zum Besten; die eine klettert an einem Rade hinauf, das sich umdreht, eine andere tanzt wie ein Bär, und nachdem der Zuschauer sich daran satt gesehen, ergötzen ihn Wachtelkämpfe oder Heimchen, die einander im Kampfe tödten.

VIII.

Die Seidenzucht in China.

Ich hatte, erzählt R. Fortune, die östliche Grenze des großen Seidendistrikts von China erreicht — eines Distrikts, der in der Saison 1853—54 über 58,000 Ballen roher Seide ausführte. Man sah jetzt Maulbeerbäume an den Ufern des Kanals und in Gruppen überall in diesem Theile des Landes. Die Seen, welche ich passirt hatte, lagen jetzt hinter mir, und ein breiter schöner Kanal streckte sich weit nach Westen hin aus und führte zu den großen Seidenstädten Nan-tsin und Hoo-chow-foo. Das Land schien außerordentlich reich und fruchtbar, nach jeder Richtung hin stieß das Auge auf Pflanzungen von Maulbeerbäumen. — Abends kamen wir in Nan-tsin an, und da ich etwas von dieser berühmten Seidenstadt bei Tage zu sehen wünschte, beschloß ich einige Tage da zu bleiben. Früh war ich am folgenden Morgen auf und machte mich auf den Weg die Stadt zu besehen. Selbst um diese Stunde — 5 Uhr Morgens — waren die Straßen voller Leute, denn wie auch andere Nationen halten die Chinesen ihre Märkte Morgens. Was mir am meisten auffiel, war die große Masse roher Seide, die hier zum Verkauf ausgestellt war. Bald nach Tagesanbruch begann das Landvolk mit seinen kleinen Bündeln Seide, die es an die Kaufleute verkaufen wollte, anzulangen. Die Läden, wo man diesen Artikel kaufte, schienen in den Hauptstraßen sehr zahlreich zu sein. Hinter der Zahlbank in jedem Laden standen

sechs, acht und mitunter noch mehr reinliche, anständig aussehende Männer, die Inspektoren der Seide, deren Amt es war, die Qualität der zum Verkauf ausgebotenen Seide zu untersuchen und den Werth zu bestimmen. Es war belustigend die Ruhe dieser Leute mit den schreienden Haufen zu vergleichen, die mit ihrer Seide vor den Läden standen. Jeder ließ sich über die vorzügliche Qualität seiner Waare aus, so wie über das geringe Gebot, das ihm dafür geworden. Viele der Verkäufer waren Frauen und diese waren jederzeit die lautesten. Die Ladenbesitzer nahmen die Sache sehr ruhig und boten selten einen höhern Preis, nachdem sie einmal ein Gebot gemacht. Aber trotz all' des Lärms und der Aufregung schien Alles zur allgemeinen Zufriedenheit abzugehen und war das Geld ausbezahlt, so entfernten sich die Leute in bester Stimmung und waren offenbar mit ihren Verkäufen ganz zufrieden.

Nach den Beobachtungen, die ich damals auf den Pachthöfen und Märkten in diesem großen Seidendistrikte China's gemacht, scheint es, daß, wie groß auch die Gesammtproduktion sein mag, diese doch nicht durch große Landbesitzer oder ausgedehnte Fabriken, sondern durch Millionen von kleinen Leuten, von denen jeder nur einige wenige Acker Landes anbaut, hervorgebracht wird. Und dasselbe ist fast mit jedem Produkte im himmlischen Reiche der Fall. Nachdem die Seide so in kleinen Parthien von dem ursprünglichen Producenten gekauft worden, liegt es den einheimischen Inspektoren und Kaufleuten ob, sie zu sortiren und in Packen von derselben Qualität für den eignen Bedarf oder für den Export zu verpacken.

Ich brachte die nächsten Tage in der Umgegend von Nan-tsin zu und da dies als ein Mittelpunkt des großen

Seidendistrikts in China angesehen werden kann, so will ich jetzt versuchen eine Beschreibung des Anbaues und des Aussehens der Maulbeerbäume zu geben.

Der Boden in diesem ganzen Distrikt besteht aus einem schweren gelben Lehm, der stark mit vegetabilischen Stoffen versetzt ist. Die ganze Gegend, die in früherer Zeit fast völlig eben gewesen, ist jetzt aufgewühlt, indem man Dämme zur Anpflanzung der Maulbeerbäume aufgeworfen. Dieselben scheinen an und auf diesen Dämmen besser zu wachsen als auf ebener Erde. Die Niederungen, welche in Folge der Ausgrabung dieser Dämme bedeutend tiefer liegen als früher, benutzt man zum Anbau von Reis und sonstigen Feldfrüchten und Gemüsen; doch erscheint das Land, aus der Ferne gesehen, wie ein ungeheurer Maulbeerbaumgarten und hat ein sehr reiches Aussehen, wenn die Bäume ganz belaubt sind. Die in diesem Distrikte angebaute Art des Maulbeerbaums scheint durchaus verschieden von der in den südlichen Theilen China's und in den Seidendistrikten Indien's gepflanzten. Die Blätter sind viel größer, glänzender und besitzen mehr Festigkeit und Mark als irgend eine andere Art, die mir vorgekommen ist. Möglich, daß dies auf die bessere Qualität der hier producirten Seide Einfluß hat und verdient es von Seidenzüchtern in andern Theilen der Welt beachtet zu werden. Diese besondere Art wird nicht durch Samen fortgepflanzt und bestehen daher alle Anpflanzungen aus gepfropften Bäumen. Jede Pflanze wird ein oder zwei Fuß über der Erde, nur selten höher gepfropft. Man pflanzt die Bäume in Reihen fünf bis sechs Fuß von einander und läßt sie nur sechs bis zehn Fuß hoch werden, um die Blätter bequemer

sammeln zu können. Man zieht sie so, daß sie in der Mitte offen sind, und haben sie dabei meist eine kreisförmige Gestalt.

Die verschiedenen Methoden, die Blätter in diesen Distrikten einzusammeln, sind eigenthümlich und lehrreich und zeigen deutlich, daß die Leute die Gesetze der Pflanzenphysiologie genau verstehen. Man nimmt überhaupt keine Blätter von noch jungen Pflanzen, da dies ihrer späteren Produktivität schaden würde, in andern Fällen nimmt man nur wenige und läßt die übrigen an den Schößlingen sitzen, bis sie vollständig belaubt sind. Im letzten Falle läßt man die Blätter stets an den Enden der Schößlinge sitzen.

Sobald die Büsche vollständig belaubt sind, hackt man die jungen Schößlinge mit den Blättern dicht an den Stumpfen ab und trägt sie nach Hause, um sie zu pflücken und für die Würmer zurecht zu machen. Bei jungen Bäumen sammelt man die Blätter gewöhnlich mit der Hand ein, während man die Schößlinge bis zum Herbst wachsen läßt. Um diese Zeit geht man alle Pflanzungen sehr sorgfältig durch; die älteren Büsche schneidet man bis auf die Stumpfen ab, kappt die Schößlinge der jüngeren dagegen nur wenig, um sie die gewünschte Höhe erreichen zu lassen. Dann wird der Boden gedüngt und ordentlich umgegraben. In diesem Zustande bleibt er bis zum Frühjahr, wenn man nicht irgend ein Wintergemüse pflanzt. Das ist häufig der Fall und selbst in den Frühjahr- und Sommermonaten ist es nicht ungewöhnlich, Bohnen, Kohl u. s. w. unter den Maulbeerbäumen wachsen zu sehen. Während der Wintermonate sind die Bäume meist kahl und blätterlos. Denjenigen, welche in Ländern wohnen, wo die Winter kalt sind und wo die meisten Pflanzen

ihre Blätter verlieren, würde dieser Umstand nicht besonders auffallen. Aber der Anblick, den man hier in den Sommermonaten nach dem ersten Kappen der Schößlinge hat, ist eigenthümlich und auffällig. So weit das Auge reicht, sieht man nach allen Richtungen hin nur die hohlen Stumpfen. Es sieht aus, als ob ein giftiger Hauch über die Ebene dahin geweht und alle diese Bäume verdorrt habe. Dieser Brauch, die Bäume dicht bis auf die Stumpfen der alten Aeste abzukappen, giebt ihnen ein seltsames und entstelltes Aussehen. Die Enden der Aeste schwellen keulenförmig aus und sind oben viel dicker als unten.

Die Hallen und Außengebäude des Klosters, welches ich besuchte, schienen zeitweilig in ein Lokal für die Zucht von Seidenraupen umgewandelt zu sein. Millionen dieser kleinen Thiere fraßen in runden Sieben, die in offenen eigens zu diesem Zwecke gemachten Rahmen über einander standen. So groß war die Zahl dieser Raupen, daß jedes Sieb — es müssen viele Hunderte gewesen sein — über und über voll war. In einer großen Halle sah ich den Boden ganz mit Raupen bedeckt; ich werde das eigenthümliche Geräusch nicht vergessen, welches an mein Ohr drang, als ich die Thür dieser Halle öffnete. Es war früh Morgens, die Raupen waren gerade gefüttert und verschlangen nun gierig die frischen Maulbeerblätter. Hunderttausende von kleinen Mäulern kauten die Blätter und bei der ringsum herrschenden Stille klang dieses Geräusch höchst eigenthümlich.

Wenn es wegen der Menge der Raupen nöthig ist, sie auf den Fußböden von Zimmern und Hallen zu füttern, so breitet man stets eine Lage trocknes Stroh unter, um sie von dem feuchten Boden fern zu halten. Indessen zwingt nur

die Noth zu dieser Behandlungsweise, nicht freie Wahl und zieht man die oben erwähnten Siebe bedeutend vor. Mag man aber die Raupen auf Sieben oder auf dem Fußboden füttern, so werden sie regelmäßig jeden Morgen gereinigt. Alle Ueberreste der Stengel, der Unrath der Thiere, so wie sonstiger Schmutz werden fortgeschafft, ehe man ihnen die frischen Blätter giebt. Man legt darauf sehr viel Gewicht, da es dazu beiträgt, die Raupen rein und gesund zu erhalten. Auch sind die Chinesen sehr eigen in Bezug auf die Menge des Lichts, das sie zulassen während der Zeit, daß die Raupen fressen. Ich bemerkte stets, daß die Zimmer theilweise dunkel gemacht waren und daß man kein helles Licht eindringen ließ. In manchen Fällen öffneten die Eigenthümer nur ungern die Thür, aus Furcht, wie sie sagten, dieselben zu stören, und sie warnten mich regelmäßig, irgend unnöthigen Lärm zu machen, während ich sie besah.

Um diese Zeit war alle Arbeit in diesem Theile des Landes auf die Produktion des Seidenwurms gerichtet. Auf den Feldern sah man die Eingebornen in großer Zahl emsig beschäftigt, die Blätter einzusammeln; Böte auf den Flüssen waren damit befrachtet; in den Marktstädten waren sie in großen Massen zum Verkauf ausgestellt und Alles sprach dafür, daß es das Hauptprodukt des Landes sei. Andrerseits war jede Hütte, jedes Bauernhaus, jede Scheune und jeder Tempel mit seinen Tausenden von Raupen angefüllt, die mit der größten Sorgfalt gefüttert und gepflegt wurden.

Auf meinem Wege von Hoo-chow-foo nach Mei-che, etwa am 23. Juni, bemerkte ich, daß viele Raupen aufgehört hatten zu fressen und anfingen sich einzuspinnen. Dies zeigt sich zuerst daran, daß die Körper der kleinen Thiere klarer und

und fast durchsichtig werden. Sobald diese Veränderung vorgeht, werden sie Stück für Stück aus den Sieben ausgelesen und auf Strohbündel gelegt, um ihre Cocons zu bilden. Diese Strohbündel, die etwa zwei Fuß lang sind, werden in der Mitte fest zusammengebunden; die beiden Enden werden gerade abgeschnitten und dann wie ein Besen ausgebreitet, und in diese legt man die Raupen hinein, die sich sofort daran festmachen und anfangen sich einzuspinnen. Während dieses Prozesses bemerkte ich, daß die untere Seite des Rahmens, auf den man die Strohbündel legte, mit Baumwollenzeug umgeben sei, um den kalten Zug von den Raupen abzuhalten. In manchen Fällen zündete man Kohlenfeuer an und setzte sie unter den Rahmen innerhalb des Zeuges, um ihnen noch mehr Wärme zu geben. In einzelnen Häuschen ward das mit den sich einspinnenden Raupen bedeckte Stroh auf die Verandas vor den Häusern in die Sonne gelegt.

Wenige Tage nachdem man die Raupen auf das Stroh gelegt, waren sie in den Cocons verschwunden und hatten aufgehört sich einzuspinnen. Nun beginnt das Abhaspeln und erblickt man in jedem Häuschen die dazu erforderlichen Maschinen. Dieser Apparat besteht so zu sagen aus vier verschiedenen Theilen, wenigstens darf ich ihn so zerlegen, um ihn näher zu beschreiben. Da ist denn erstens der Topf mit heißem Wasser, in den man die Cocos hineinwirft; zweitens die kleinen Ringe oder Augen, durch welche die Fäden laufen; drittens eine Seiten- oder Horizontalbewegung, um die Seide in einem Zickzack über das Rad zu werfen, und endlich das Rad selbst, welches viereckig ist. Zwei Männer oder auch ein Mann und eine Frau sind gewöhnlich an einem Rade beschäftigt. Einer davon hat auf's Feuer zu passen und neue Cocons aufzulegen

sowie die alten abgewunden sind; der geschickteste Arbeiter setzt die Maschine mit dem Fuß in Bewegung und achtet auf die Fäden, wie sie durch die Ringe auf's Rad übergehen. Man nimmt acht, zehn, bisweilen auch zwölf Cocons zu einem Faden, und so wie der eine abgesponnen ist, nimmt man einen andern an seine Stelle. Drei und manchmal auch vier solcher Fäden gehen zu gleicher Zeit auf's Rad über. Die Seiten- und Zickzackbewegung der Maschine wirft die Fäden in derselben Weise auf's Rad, und ich glaube, man betrachtet dies als eine große Verbesserung der Kanton-Methode, wo die Fäden parallel auf dasselbe geworden werden. Das Wasser in dem Topfe, in den man die Cocons zuerst hineinwirft, darf nie ganz kochen, man läßt es aber gewöhnlich dem Kochpunkte ganz nahe sein. Ich versuchte es oft und fand es viel zu heiß, meine Finger darin zu lassen. Ebenso stellt man ein gelindes Kohlenfeuer unter das Rad; während die Seide abgewunden wird, soll dies Feuer die überflüssige Feuchtigkeit, welche die Cocons in dem Wasser eingezogen haben, abtrocknen.

So lange ich damals in dem Seidendistrikt war, besuchte ich beständig die Pachthöfe und Häuschen, wo das Abhaspeln der Seide vor sich ging. Da Seide ein sehr werthvolles Produkt ist, so wird sie mit mehr als gewöhnlicher Vorsicht abgesponnen, und bemerkte ich, daß fast in allen Fällen ein reinlicher, fleißiger und allem Anschein nach geschickter Arbeiter mit diesem Geschäft betraut war.

Zwischen dem 8. und 10. Juli hatte das Abspinnen der Cocons fast überall aufgehört und wenige Tage darauf war kaum noch eine Spur von dem Leben und Treiben zu bemerken, welches kurz zuvor überall geherrscht hatte. Das

Klappern der Maschinen, welches in allen Häuschen, Höfen und Tempeln vernommen zu werden pflegte, hatte nun aufgehört, die Feuerstübchen, Töpfe und Räder nebst all' den sonstigen zum Abhaspeln gebrauchten Apparaten, waren auf die Seite geschafft, und ein Fremder, der jetzt die Gegend besucht hätte, würde kaum haben glauben können, daß vor wenigen Tagen noch ein so lebhaftes Treiben daselbst geherrscht habe.

IX.

Ein Ausflug zur chinesischen Mauer.

Am 3. Juli 1858 hatten die Verträge von Tien-Tsing, durch welche „das Reich der Mitte“ den „Barbaren“ des Westens erschlossen wurde, die Ratifikation des Kaisers von China erhalten; die vier europäischen Bevollmächtigten, geschützt von den Truppen und den Kanonenbooten der alliirten Mächte, Frankreich und England, verließen sofort die Stadt, um sich wieder an Bord ihrer Schiffe zu begeben; ehe jedoch der Golf von Petscheli definitiv verlassen wurde, wollte der französische Gesandte, Baron Gros, die große chinesische Mauer besichtigen und sich mit eigenen Augen von der Wahrhaftigkeit jener Angabe überzeugen, der zufolge die Mauer schon unmittelbar an der Meeresküste an der Einfahrt in den Golf von Leo-Tung beginnt. Begleitet von seinen Sekretären und Attachés, schiffte sich daher Baron Gros am 11. Juli um

7 Uhr Morgens an Bord des zierlich gebauten Aviso-Dampfers „Prégent" ein, der kürzlich aus Frankreich eingetroffen war. Man glaubte annehmen zu dürfen, daß die Entfernung vom Ankerplatze der „Audacieuse" bis zur Mauer etwa 30 bis 40 Lieues betragen würde. Als jedoch gegen Abend der Himmel sich umzog und das Land am Horizont noch immer nicht erscheinen wollte, mußte man die Nacht über auf offener See bleiben. Am folgenden Morgen wurde die Fahrt fortgesetzt und auch bald die große Mauer wahrgenommen; sie stellte sich als eine Reihenfolge gleich hoher Bauwerke dar, die mit Zinnen versehen waren und die Ebene vom Meere angefangen bis an den Fuß der Bergkette absperrten, welche, eine Stunde weit vom Ufer entfernt, mit demselben in paralleler Richtung verläuft.

Eine Stunde später war die große Mauer mit ihren Zinnen, Strebepfeilern, Dämmen, die bis in das Meer reichten und der Pagode, die ihren Schlußpunkt am Meere bildet, fast bis in die kleinsten Details sichtbar und man genoß den malerischesten und schönsten Anblick, den es in China überhaupt giebt; längs des Meeres erstreckte sich die weite, mit üppiger Vegetation, Wiesen und zahlreichen von Bäumen umgebenen Dörfern bedeckte Ebene; weiter rückwärts erhoben sich hohe Berge, von denen einige steil und jäh abfallend, die anderen bis an den Gipfel bewaldet waren und ein Gesammtbild darstellten, das zwar an die europäische Alpenwelt erinnerte, dem aber die große, aus dem Meere aufsteigende, mit Pagoden und Basteien versehene, die höchsten steilsten Berggrathe erkletternde Mauer einen eigenthümlichen, selbst die trägste Phantasie erregenden Charakter verlieh.

Am Fuße der Mauer gewahrte man auf der chinesischen

Seite die weißen Zelte zweier tatarischen Lager; die zu denselben gehörenden Pferde weideten in voller Freiheit ringsumher. Die von der aufgehenden Sonne vergoldete Landschaft war ungemein reizend und ließ die arkadische Lebensweise der mongolischen Horden begreifen.

Von der chinesischen Seite aus gleicht die große Mauer einem immensen, mit Zinnen aus Ziegelsteinen besetzten, aber in sehr schadhaftem Zustand befindlichem Erdwerke, das an mehreren Stellen Breschen hat. Dagegen ist die Mauer auf der entgegengesetzten Seite, in der Mandschurei also, aus Ziegeln auf einer steinernen Basis aufgeführt. Damit ein Feind aller Orten zurückgewiesen werden könne, ist die Mauer auf je zwei Bogenschußweiten mit viereckigen Thürmen ihrer ganzen Länge nach versehen. In's Meer senkt sie sich mit zwei parallel verlaufenden Dämmen, deren Abfall so gering ist, daß man sie von den Böten aus leicht ersteigen kann. Schiffe von sehr bedeutendem Tiefgang können bis auf weniger als zwei Seemeilen Entfernung herankommen; es ist dies die eigentliche Stelle, von der aus künftighin Touristen landen sollten.

Uns (so schreibt ein Begleiter des Baron Gros) war dieser Umstand leider noch nicht bekannt und wir gingen also in den chinesischen Gewässern vor Anker. Die Küste ist dort ziemlich eben; der starke Wellenschlag ließ aber die Boote nicht herankommen; sie waren der Gefahr des Strandens ausgesetzt. Am Ufer standen die schaarenweise aus den benachbarten Dörfern herbeigeströmten Chinesen. Herr Marques, Dollmetsch der Mission, und Graf Ozery, Kommandant des „Prégent" waren zuerst gelandet, um sich mit den Behörden zu besprechen und zu überzeugen, ob man sich unserer Aus-

schiffung nicht entgegenstellen würde. Ein von zwei Reitern gefolgter, auf einem Schimmel sitzender Mandarin war in das Lager gekommen, um zu erfahren, was denn die aus unbekannten Ländern herbeigekommenen Männer eigentlich wollten; nachdem der Dollmetsch friedliche Versicherungen gegeben hatte, erklärte der Mandarin, es liege kein Hinderniß vor und wir könnten ohne Weiteres landen.

Die Ausschiffung war der nicht wenigst interessante Theil der Expedition. Die Boote konnten, wie bereits gesagt, nicht ganz an's Land herankommen. Baron Gros wurde von drei nackten Matrosen an's Ufer getragen. Seine Attachés und mehrere Offiziere der „Audacieuse“ und des „Prégent“ bedienten sich ähnlicher Transportmittel, die mitunter vom Wellenschlage umgeworfen wurden, so daß Träger und Getragene Salzwasser schlucken mußten. Nach einer Viertelstunde waren jedoch Alle auf dem Ufer beisammen; man brach unter Bedeckung von zwölf mit Musketen bewaffneten Marine-Soldaten auf und schlug die gerade nach der Mauer führende Richtung ein.

Man mußte zuerst mehrere kleine, in's Meer ausmündende Gewässer passiren und sich vom Ufer entfernen, um auf trockenem Boden fußen zu können. Je näher wir der Mauer kamen, je mehr sahen wir die Tataren sich in Bewegung setzen, ihre Pferde besteigen und durch Geberden und Evolutionen große Aufregung kund geben. Bald hatten sie sich in drei Korps gesondert; eines davon blieb zu Pferde im Lager und schnitt uns den zur Mauer führenden Weg ab; das zweite faßte uns links in der Flanke und stieg mitten in den hohen Gräsern ab; ein drittes, das in weißer goldverbrämter Tracht paradirte, ritt uns in kurzem Galopp entgegen. Sie

fragten uns, woher wir kämen, und wohin wir gingen, dann sagten sie, wir dürften in keiner Weise weiter vorwärts gehen; ihr Kommandant sei abwesend und sie könnten es nicht auf sich nehmen, uns näher an die Mauer herankommen zu lassen. Alle diese und noch andere Redensarten wurden vom Getöse der an einander geschlagenen Metallbecken begleitet. Man denke sich aber unser Erstaunen, als wir ermittelten, wie diese gewissermaßen in der Nähe der Hauptstadt kampirenden Soldaten keine Ahnung von dem Kriege ihres Landes mit Frankreich und England hatten. Die Eroberung Kanton's, die Beschießung Taku's, der zu Tien-Tsing abgeschlossene Friede, Alles das war ihnen völlig unbekannt.

Wir ließen uns auf abermalige Unterhandlungen ein, die ein glücklicheres Resultat herbeiführten; sie ließen uns wieder vorwärts gehen; 3—4000 Meter weiter kam eine andere Reiterschaar herbei und bat inständig, nicht mehr vorrücken zu wollen.

Mit unseren zwölf Marine-Soldaten und unseren Revolvers hätten wir leicht den 300 tatarischen Reitern Achtung einflößen und gegen ihren Willen die Mauer ersteigen können; der Gesandte wollte jedoch jeden Zwist vermeiden und seine Stellung nicht auf einem Ausfluge kompromittiren, den er blos seines Vergnügens halber aus Neugierde unternommen hatte. Man machte einige Abrisse, kaufte den Reitern einige Fächer ab und entzückte die Chinesen durch Vertheilung einiger Branntwein-Rationen und indem man sie unsere Uhren sehen und durch unsere Lorgnetten gucken ließ, worauf Baron Gros zu den Booten zurückkehrte.

Die tatarischen Reiter hatten weder Bogen noch Pfeile, wohl aber Flinten mit Luntenschlössern über die Schulter

gehängt. Ihr Pulver ist sehr grob, in ihren Patrontaschen hatten sie außer den Kugeln auch kleine Bleibarren. Ihre Pferde sind klein, großentheils Schimmel oder Schecken und von sehr ursprünglicher Race. In den großen Stiefeln tragen die Reiter ihre Pfeifen und Fächer.

Ehe wir diese Gewässer verließen, umschifften wir die große Mauer, um auch einen Blick auf die Ebenen der Mandschurei werfen zu können, die sich uns mit jenem glänzenden Grün präsentirten, dem man nur in Ländern begegnet, in denen der Schnee lange liegen bleibt. Die große Mauer mit ihrem schwarzen Unterbau hob sich scharf von dieser wundersamen Vegetation ab, um, auf ihre Strebepfeiler gestützt, 600 Stunden weit über Berge und Thäler halbwilde Länder bis an die Grenzen der Mongolei und bis Ku-ku-pur zu durchziehen.

Am folgenden Morgen trafen wir nach funfzehnstündiger Rückfahrt bei den Toki-Inseln ein, wo uns die „Audacieuse" erwartete.

X.

Die Hunde der tatarischen Nomaden.

Jedes Gehöfte in einem Tatarendorfe hat zwei Hunde. So wie ein Fremdling, er mag auch Tatar sein, sich dem Dorfe auf einige Entfernung nähert und nach seiner Annäherung Miene macht, in's Dorf zu gehen, kommen ihm schon einige Hunde bellend entgegen, und dies ist das Zeichen für alle im Dorfe anwesende Hunde, sich dahin zu begeben und dem Fremdling durch das ganze Dorf, bis eine Werst über dasselbe hinaus, das bellende und keifende Geleit zu geben. Ein Unbeholfener und Furchtsamer kann nicht von der Stelle, ein Kundschafter weiß sogleich die Anzahl der Gehöfte; ein mit dieser Erscheinung Vertrauter und Beherzter geht fort, indem er mittelst seines langen Stockes bald vorne, meist aber hinter sich, hin und her Bogenturen beschreibt und so die unmittelbare Annäherung der Hunde an seinen Körper, an seine Kleider kaltblütig abwehrt, dadurch aber die Hunde nicht reizt, sondern schneller ermüdet, so daß sie ihn gewöhnlich am Ausgange des Dorfes verlassen. Wehe dem, der einen Hund schlägt oder mittelst Steinwürfen abwehren will, indem er leidenschaftlich wird. Dadurch werden die Hunde so erbittert, daß sie ihn zerreißen möchten und ihn mit immer mehr steigender Erbitterung, auch wenn er dann nur passiven Widerstand leistet, weit über das Dorf hinaus verfolgen.

Kein Tatar kettet seinen Hund an; keiner ruft ihnen zu, ruhig zu sein. Sie sagen, durch das viele Zurechtweisen

würden die Hunde weniger wachsam und unschlüssig. Man sieht den Tataren auch das Widerstreben an, mit welchem sie Hunde zurechtweisen, wenn eine Person ihr Dorf heimsucht, die sie doch nicht auf diese Art bewillkommnen lassen wollen. Für mich (erzählt Professor Kolenati) war das immer sehr belustigend, aber auch oft gefährlich, besonders wenn ich zu Fuße allein und noch dazu mit Pflanzenpacketen oder anderen Geräthschaften belastet war oder gar einige Eßwaaren in der Tasche hatte. Mir leisteten viererlei Verfahren immer noch die besten Dienste. Im ersten Grade das Abnehmen der Kappe, Einkneifen derselben zwischen die Zähne, Glotzen mit den Augen und ein rasches Entgegenlaufen. Heulend flohen sie davon und erneuerten den Angriff erst dann wieder, wenn sie neuen Zuwachs bekamen. Die zweite Abwehr geschah dadurch, daß ich unterdessen Zeit gewann, Steinchen einzusammeln und die Taschen damit zu füllen. Diese Abwehr verscheuchte die Hunde nur auf Wurfweite und erbitterte sie. So wie sie merkten, daß der Steinvorrath zu Ende war, erneuerten sie ihren Angriff mit desto größerer Heftigkeit und Dreistigkeit. Mittlerweile waren denn doch die Bewohner, welche schon aus der Art des Bellens merkten, daß etwas nicht ganz Gewöhnliches vorging, aus ihren Hütten herausgekommen. Die dritte Abwehr war meine lange englische Parforcepeitsche. Die letzte Abwehr war, daß ich meine Pistolen in die Hand nahm und drohend den Tataren zurief, die Hunde zurückzurufen, sonst würde ich in die Hunde schießen. Dies wirkte immer bei mir; einem gewöhnlichen Tataren wäre dies jedoch übel bekommen. Sogleich lief einer zu den Hunden und beruhigte sie durch bloße Worte oder durch das einfache Mittel, daß er mir die Hand reichte. So wie den

Hunden gesagt wird, dies ist mein Verwandter, oder wie die Hunde irgend eine Freundschaftsbezeugung sehen, ist vollkommne Ruhe. Doch kann der Fremdling versichert sein, daß sie ihm die ersten drei Abwehren beim Abgehen nachtragen und dann kann er zusehen, wie er mit ihnen fertig wird, indem sich kein Dorfbewohner rührt. Da half für die Zukunft die zweimalige Realisirung der vierten Abwehr, und zwar bei der Gelegenheit, wo ich das Doppelgewehr mit Schrot geladen hatte, ein oder zwei Schuß in die Gesammtmasse der Hunde that, worauf sie heulend davon rannten oder fort hinkten. Die Methode konnte allerdings nur ich zur Anwendung bringen. Von Dorf zu Dorf verbreitete sich die Kunde, der kaiserliche Haküm baschi oder Haküm Effendi versteht keinen Spaß; für das nächste Mal beeilten sich die Tataren sogleich, die Hunde abzuwehren.

Auch einen fremden Hund, wie es bei meinem großen südrussischen Fanghunde der Fall war, fallen die Tatarenhunde an und reißen ihm aus seinem Leibe und Schwanze Haarbüschel heraus. Sehr oft mußte sich mein Hund, wenn wir zu Pferde waren, zwischen die Pferde flüchten. Nach den oben erwähnten verhängnißvollen zwei Schüssen hatten ich, mein Dolmetsch und mein Hund nichts mehr zu befürchten. Auch an die Reitpferde wagen sich die Tatarenhunde und machen die daran nicht gewöhnten Pferde durch Einkneifen in den Fuß wild. Ich bekam meinen südrussischen, weißen, zottigen Fanghund, der eine Höhe von zwei englischen Fuß hatte, vom Schulzen der deutschen Colonie Annenfeld. Er war immer in Annenfeld angekettet und riß sich einst während meiner Anwesenheit daselbst, als ich eine Krankenvisite machte, los. Niemand, auch der Schulze nicht, konnten ihn

bändigen, und er galt als der beherzteste Raufbold. Ich nahm meine Parforcepeitsche und ging in den Hof zum Erstaunen aller Hausleute. Den Hund fixirend ging ich auf ihn zu, rief ihn beim Namen und befahl ihm mit einer strengen Miene, zu mir zu kommen. Der Hund wüthete anfangs, doch, da ich nicht nachließ, kam er allmälig zu mir. So wie er bei mir war, nahm ich ihn beim Nacken, streichelte ihn, sprach zu ihm gute Worte, wurde aber dann vorwurfsvoll und prügelte ihn endlich so durch, daß er winselnd und heulend Reißaus nehmen wollte; er wurde aber nicht losgelassen. Endlich wurde ich wieder allmälig gütiger gegen ihn, bis ich ihn abermals streichelte. Streng, doch im Guten befahl ich ihm, mir zu folgen, und endlich lachte ich und fing an mit ihm zärtlich zu sein. Der Hund wedelte, sprang auf mich freundlich zu und ging mir in die Schulzenstube nach. Alle waren darüber erstaunt und der Hund von diesem Augenblicke an so anhänglich, daß er mir auf den Wink folgte. In Folge dieses Ereignisses in den Annalen der Annenfelder Colonie schenkte mir der Schulze den Hund, welcher oft in einsamen Augenblicken und auch bei gefahrvollen Ereignissen mein treuer und wachsamer Reisegefährte wurde. Als ich nach St. Petersburg abreisen sollte, hatte der Hund einen solchen Ruf erlangt, daß ihn ein grusinischer Fürst von mir kaufen wollte. Da jedoch der Hund nur deutsch und nicht grusinisch verstand, schenkte ich ihn dem Herrn Pastor Thomas in Elisabeththal und nahm rührenden Abschied von ihm und meinem Reitpferde. Ja ich kann es bekennen, ich küßte beide.

Dieser Hund war nach seiner Form und nach seinem Gebiß ein Wolf, nur sein links gekrümmter Schwanz trennte ihn vom Wolfe. Die Hunde der Nomaden sind in der Farbe,

Form und im Haarstrich dem Schakal auffallend ähnlich. Sie müssen sich oft selbst beköstigen, sie fressen Mäuse, Aas und im Herbste mästen sie sich, wie die Schakals, an Weintrauben. Die Tataren binden ihnen jedoch, da sie selbe nicht anketten wollen, um dies zu verhüten, einen Stock an das Halsband so an, daß er unter dem Halse quer zu liegen kommt und immer etwas länger ist, als die Entfernung der Rebstöcke von einander beträgt. Doch sah ich pfiffige Hunde trotz dieser Vorrichtung durch eine Seitenwendung des Halses oder dadurch, daß sie sich das eine Ende des Stockes mit der Pfote unter die Brust zwischen die Vorderbeine zu bringen suchten, die Weingärten durchstreichen und mit dem abermals in die unverdächtige Lage zurückgebrachten Stock wohlgesättigt zurückkehren. Den Nomadenhunden fällt nach dem Buttern immer die Buttermilch anheim, indem sie in eine festgestampfte Erdgrube ausgelassen wird; auch bekommen sie nur dann die Ueberreste von Speisen, wenn ein Christ bei den Nomaden zu Gaste war. Nur solche gefallene Rinder und Schafe so wie Pferde überlassen die Nomaden den Hunden, welche auch vom Fleische gefallen sind. Wenn dagegen das Thier schnell und bei gehörigem Fleische umsteht, genießen sie das Fleisch selbst.

XI.

Das Kameel.

Wer sich eine richtige Vorstellung von diesen zwei- oder einbuckeligen Lastträgern, von deren schönem Vorder- und häßlichen Hinterkörper aneignen wollte, müßte dieselben im Orient selbst gesehen haben; denn alle bis jetzt in Menagerien vorkommenden und in Naturalienkabineten ausgestopften Exemplare, so wie auch Abbildungen zeigen das Thier im abgezehrten, abgehärten Zustande ohne natürliche Haltung.

An das Leben dieses alle Entbehrungen geduldig ertragenden Wüstenthieres ist schon seit Jahrtausenden das patriarchalische Nomadenleben der Orientalen gebunden und auch dessen Abhängigkeit historisch festgestellt. So wie dem Aeltesten einer Familie oder Horde die Priorität in Familien- oder Horden-Angelegenheiten Niemand streitig macht, eben so läßt sich auch das älteste Kameel niemals das Vorrecht nehmen, die Karavane zu eröffnen. Auf den herkömmlichen gegenseitigen Gruß der sich begegnenden Nomaden kommen sogleich Fragen zum Vorschein, welche die Kameele betreffen. Wird dem Asiaten ein Kameel geboren, so äußert er eine gleiche Freude, als wenn ihm ein Knabe geboren wäre; er ruft: „Brüder, wir haben einen Freund mehr, oder, Brüder, unsre Familie ist um ein Glied reicher!“ Die Liebe der asiatischen Völker zu dem Kameele geht so weit und ist so alt, daß schon im Koran die Freuden des Paradieses auch die Kameele mit ausmachen helfen, daß bei einigen Stämmen der Araber, die

schon vor Mohamed an eine Auferstehung glaubten, dem Verstorbenen eins seiner Kameele auf dessen Grabe geschlachtet wird, damit es sich am Auferstehungstage mit seinem Herrn zugleich einfinde. Das Kameel war die Kanzel des Propheten und er verkündigte von ihm herab seine Gesetzgebung. Als Mohamed auf dem Berge Arafat von dem Kameele herab an das Volk die letzten Gebote über Ehe, Erbschaft, Speisegesetze mittheilte, brachen die Vorderfüße seines Thieres zusammen von dem Gewichte der verkündeten Offenbarung. Zum Andenken daran wird auch jährlich auf dem Arafat eine Predigt vom Kadhi an das versammelte Mosleminvolk vom Kameele herab gehalten. Auch ist noch jetzt das Kameel der Träger des Korans zur Kaaba. Wo das Kameel des Mohamed auf der Flucht nach Medina lagerte, ward die erste Moschee erbaut, und wo das Kameel mit Ali's Leiche in der Wüste stehen blieb, ward der berühmte Wallfahrtsort Medsched Ali erbaut. Blutrache ist auf die unbefugte Tödtung eines Kameels gesetzt, und schon die Beschimpfung des Kameels wird oft blutig vom Eigenthümer geahndet. Allein die Fesseln sind auch mächtig, welche den Orientalen in der Wüste an das Kameel binden. Es ist der Träger der ganzen Familie und des Hausbedarfs, der Kämpfer in der Schlacht, der Retter auf der Flucht, der Bekleider und Ernährer, der Erretter vor dem Verdursten, der tägliche Durststiller durch die ernährende Milch, der Entdecker der fernen Wasserquellen, der Vorhersager des Sturmes, der Warner vor dem Samum und vor fernen Raubthieren, der Beschatter im verzehrenden Sonnenbrande, der Leiter in der Wüste, der Sklave des Asiaten, dem es unbedingt auf's Wort folgt, der Freund desselben, mit dem er auf der faden Steppenreise redet, dem er seine Freude,

sein Leid, seine Geheimnisse anvertraut; es nimmt Antheil an seinem Gesange; die Verstärkung der Recitative, das Schwellen des Trillers beschleunigt des Kameels Schritte. Die Zärtlichkeit des Asiaten geht so weit, daß er ihm von seiner Race, Abstammung, von seinen Vorfahren, von den Wegen, die sie zurücklegten, erzählt und ihm, wenn es eben so brav sein wird, eine große Nachkommenschaft verheißt. Er lobt es ferner als sein bestes Kameel, bläst ihm zur Belohnung Tabakrauch in die Nüstern und verspricht ihm eine baldige Heirath. Aber auch das störrige Kameel straft er nie mit Prügeln, sondern nur mit Worten. Von Vorwürfen geht er allmälig zu Ermahnungen über. Zum Lenken bedient er sich blos eines Stabes, mit dem er, ihn bald rechts, bald links neben dem Kopfe des Kameels vorstreckend, die Richtung angiebt, die es einzuschlagen hat.

Das Kameel liebt weniger, daß ihm Futter gereicht werde, als daß ihm einige Stunden Freiheit vergönnt werden, in denen es sich zwischen dem Sand der dürren Salzsteppe die sparsamen Kräuter aufsucht, welche alle anderen Thiere mißachten. Ja es findet auch noch in den steinigen Dattelkernen hinreichende Nahrung. Vorzüglich liebt das Kameel die sogenannte Kameeldistel, welche Khar-Shuter oder Shuter-Khar (Kameelkraut) genannt wird und dem Kameele einen schaumigen, angenehm riechenden Speichelfluß verursacht. Die Höcker sind der Maaßstab des Wohllebens und auch der Zehrvorrath der Kameele; denn im Herbst, wo die Kameele gut genährt sind, stehen sie ganz straff aufrecht, im Frühjahr dagegen hängen sie schlaff herab. Es ist zu verwundern, wie die Kameele ohne Obdach, in der brennendsten Sonnenhitze, im Sturme, im Regen, oft von Sand oder Schnee bis an

den Hals verweht, ihr Leben fristen. Es wird den rastenden Kameelen alle 14 Tage bis drei Wochen einmal Futter gereicht. Halbgeschrotetes Mehl mit Wasser und Steppensalz angemacht, etwas Opium und Blätter von der Palmyra-Palme in große Brode geformt, reicht hin. Bei Reisen und beim Lasttragen erhalten sie dagegen täglich 15 Pfund Mehl, etwas Opium und einige Stunden freie Weide. Wenn man das Kameel belasten will, so ruft der Tatar Tschu, der Araber Anikoû, der Beduine Kzzi, der Kalmücke zieht am Leitseile, und es läßt sich auf die Knie nieder, giebt aber bei zu großer Belastung einen Unwillen kund. Ungemein vorsichtig und besonnen richtet es sich mit der Last empor, was immer eine Anstrengung verräth. Man wagt es nie, das belastete Kameel mit Gewalt zum Aufstehen zu zwingen, sondern spricht ihm nur zu und überläßt diesen schweren Akt seinem freien Willen.

Ein dreijähriges Kameel trägt 200, ein sechsjähriges 500—640, ein starkes 1000—1600 Pfund. Doch wenn es sich überlastet fühlt, so bricht es schon während der Ueberlastung in ein Jammergeschrei aus, und wenn man es dennoch nicht achtet, so bringt es Niemand zum Aufstehen; denn die Last, mit welcher das Kameel nicht aufstehen will, kann es auch nicht auf lange Zeit in gemessenem Schritte tragen. Deshalb wird es auch das schreiende Schiff, „Rechty Khouruch“, genannt. Beim Niederlassen mit der Last gebraucht das Kameel auch die Vorsicht, daß es nicht mit derselben zusammenbricht. Es biegt ein wenig erst das Kniee des einen Vorderbeines, dann das des andern und fällt so mit dem ganzen Gewicht auf die Gelenkschwielen nieder, wodurch die Last mehr auf die Schultern fällt; dann erst zieht es auch die Hinter-

beine so wie die Schenkel einwärts gegen die vorderen hin und senkt sich auf den Bauch. Die Kniegelenke pressen sich wie Scharniere zusammen. Erst nachdem es eine ruhige Position angenommen hat, werden die Ballen gelöst und das Thier erhebt sich zwischen denselben, um auf die Weide zu gehen.

Zum Aufbruch der Karavane läßt sich das Thier zwischen seinen Ballen auf derselben Stelle nieder zur neuen Belastung. So sind zwei Leute hinreichend, um 25 Kameele in einer Viertelstunde zu belasten und wieder zu entlasten. Das junge Kameel wird ein Jahr gesäugt. Man stillt es ab, indem man ihm einen hölzernen spitzigen Pflock in einem Nasenloche tragen läßt. Im sechsten Jahre ist das Kameel ausgewachsen. Die Kameele erreichen ein Alter von 40 bis 50 Jahren, bei weniger Strapatzen ein Menschenalter. Die Pferde, welche an den Anblick der Kameele nicht gewöhnt sind, werden scheu. Daher ist, wie Herodot erzählt, gegen Crösus die Kriegslist in Anwendung gebracht worden, die Kameele in die ersten Reihen zu stellen, worauf die Pferde vor ihren ungewohnten Gestalten so erschrocken sind, daß das Heer die Flucht ergriff. So mußten in Xerxes Heere die auf Kameelen sitzenden Araber in die hintersten Reihen der Schlachtordnung gestellt werden, damit die Pferde der übrigen Reiterei nicht scheu würden. Daher ist auch die schwedische Reiterei in der Schlacht bei Navara durch die in die erste Reihe gestellten Kameele, welche der Kalmücken-Chan dem russischen Kaiser zu Hülfe geschickt hatte, zerstreut worden.

Das Fleisch der jungen Kameele ist schmackhaft, wird aber nur von vornehmen Asiaten bei besonderen Feierlichkeiten oder einem hohen Gaste zu Ehren verspeist. Vor den

Pferden verdienen die Kameele in den Wüsten den Vorzug, weil sie mehr tragen, weniger Zehrkosten erfordern, einen gleichmässig abgemessenen, sicheren und ausgiebigeren Schritt haben, größere Strecken zurücklegen, keiner Leitung und besonderen Aufsicht bedürfen, vermöge ihres stoischen Gleichmuthes nicht so leicht erschrecken, vor den dahinrollenden Disteln oder dahinströmenden Winden nicht zurückprallen, niemals mit der Last an Bäume anstreifen, zum Durchgange durch reißende Gewässer besser taugen, mehr Durst ertragen und dem Wanderer Schatten geben. In Bikanir wird das Kameel auch zum Pflügen gebraucht. Sind die Wege im Winter oder bei nassem Wetter im lehmigen Boden schlüpfrig, so legen die Kalmücken und krim'schen Tataren vor den Höcker des Kameels ein Joch, spannen es an und lassen es ziehen. In einer steinigen Wüste oder im heißen Sande bekommen die Kameele Schuhe von Büffelleder. Ein langer Zug Kameele, die alle durch Stricke mit einander verbunden sind und auf einander folgen, heißt persisch und tatarisch: Khathar, arabisch: Katileh oder Ketar. Die kalmückischen Kameele haben alle die Nasenscheidewand durchbohrt und mit einem Strick durchzogen, der wegen eines Knopfes an der einen Seite nicht durchschlüpfen kann; die persischen haben blos ein Kopfgeschirr. Die Khetars verderben im Orient die Fahrwege, indem sie Grube an Grube austreten. Nähert sich ein Fremder einem Kameel, so sieht es ihn vorerst an; dann regurgitirt es eine ziemliche Menge eines grünen Magensaftes und spritzt den Fremden unter gellendem Geschrei an.

Die Perser packen ihre langen englischen Kanonen auf die Kameele, mit der Oeffnung nach hinten auf guten und festen Polstern, die dazu bestimmten Artilleristen sitzen neben

den Kanonen; auch werden die Kanonen entweden am stehenden oder knieenden Kameele gelöst. Ein Kameel kostet in der Krim 100—150 Papierrubel (100—150 Francs) im nördlichen Persien 160 Rupien, in Chorassan 80—100, in der Bocharei bis 200 Rupien (3¼ Pfd. Sterl.), in Arabien 100 bis 140 Rupien. Das zweibucklige Kameel oder der Baktrian legt 8—9, unbeladen 11—12 Meilen im Tage zurück. Das einbucklige Kameel oder der Dromedar legt unbelastet oft an 37 deutsche Meilen den Tag zurück und ist daher der beste Schnellläufer; doch trägt es in der Regel geringere Lasten.

Die langen Haare am unteren Halse werden sehr geschätzt und zu verschiedenen Stoffen verarbeitet. Die Haltung des Kameeles ist bei der Ruhe eine edle, sanfte, gemessene, mit feierlichen Bewegungen, mit wenig gebogenen, mehr senkrecht aufgelegten Beinen, erhobenem Leibe, gesenktem Schwanze, nach vorne abwärts gebogenem und unter einem schönen Bogen plötzlich nach aufwärts hoch aufgerichtetem Halse, mit etwas über die horizontale Linie nach abwärts geneigtem Kopfe, mit nach der Umgebung gerichtetem, mildem, fast empfindungsvollem Blicke von strahlender Güte und Klugheit, worin allemal die hart einwirkenden Entbehrungen eine Art von Schwermuth hinterlassen haben. Dagegen ist die Haltung in der Leidenschaft und Angst eine schaudererregende, voll ängstlicher Hast, mit unruhigen, ungemessenen raschen Bewegungen, mit mehr gebogenen und mehr horizontal ausgespreizten Beinen, gesenktem Leibe, erhobenem Schwanze, mit nach vorn fast horizontal vorgestrecktem Halse, mit horizontal und mehr zu Boden gesenktem Kopfe, mit nach der weitesten Ferne gerichtetem, stierem, wildem, Todesangst verrathendem, verzweiflungsvollem Blicke von verzehrender Sucht nach der

Ferne, welcher alle Spuren der Folgsamkeit aus dem Auge verwischt und auch alle Fesseln zu sprengen vermag. Diese letztere Haltung nimmt das Thier an, wenn es die Durstzeit von 10—25 Tagen ausgestanden hat, wenn ein Sturm oder verderbender Wind oder ein reißendes Thier von ihm gewittert wird. In diesem Falle nur werfen die Kameele oft die Last ab und rennen entweder zurück, wenn sie einen verderbenden Wind oder Tiger oder Löwen wittern, oder sie rennen nach der Gegend, von der ihnen der Dunst der Wasserquellen zuströmt. Im letztern Falle halten sie auch oft plötzlich stille und zeigen durch ein anhaltendes Schnauben und Wittern dem Gebieter die Richtung, welche einzuschlagen ist, und wenn er nicht nachgiebt, so werden sie störrig. Die Khims oder überstandene Durstzeit kann sich in Arabien auf fünf Tage, in Syrien und Persien auf zehn, in den nördlichen Steppen Kleinasien's sogar noch etwas länger erstrecken. Wenn aber die innere Quelle ganz versiegt ist, dann bekommt das Kameel Angst vor dem Verdursten, und das erfahrene Kameel Angst vor dem Abschlachten.

Die Naturgrenzen des Aufenthaltes des Kameeles sind gegen Ost- und Süd-Ost-Asien das tropisch-schwüle und maritime Klima des Elephantenlandes und der Regenzone der Kokoswaldung, gegen Norden die Rennthierzone am obern Jenisei, Irtysch, Baikal bis zum 55. und 56. Gr. n. Br., gegen Nordwest die Ackerwirthschaftzone, somit der Don und Bessarabien, gegen Süden in Afrika ebenfalls die Zone des tropischen Regenniederschlages, dem Senegal, Niger und Bahr el Abiad entlang. Allerdings muß man in dieser großen Verbreitungszone die Wald- und Alpenregionen wieder ausnehmen. Als Inselbewohner findet man das Kameel nur

auf den canarischen Inseln Teneriffa, Lancerota und Fortaventura. Das Kameel hält als Zwischenthier die Mitte zwischen der üppigen Phanerogamen-Vegetation und dem schwülfeuchten Klima, dessen die Elephanten bedürfen und der armen Cryptogamen-Vegetation, dem naßkalten Klima, welches die Rennthiere erfordern. Das Kameel ist auf die wasser- und vegetationsarmen, salzkräuterreichen, warmen oder auch gemäßigten Steppengebiete Vorderasien's und Nordafrika's angewiesen; es schließt sich innig an die Zone der Dattelpalme an, reicht aber gegen Norden weit über dieselbe hinaus und steigt aus dem heißen Tiefland weit über dasselbe in das absolut hoch gelegene Plateauland hinauf, alle eigentlichen Alpenländer vermeidend.

XII.

Das Rennthier und die Narta.*)

Russische Erinnerungen aus Sibirien.

Wir hatten heute (5. November) hier in Beresov 30 Grad Kälte. Bei dieser angenehmen Temperatur fuhr einer unserer Freunde mit seiner Narta vor dem Hause vor und lud uns zu einem kleinen Ausfluge per Rennthier ein, und die Sache war zu neu, zu originell, um sie von der Hand zu weisen. Um gegen den grimmigen Frost einigermaßen geschützt zu sein, hüllten wir uns in ein ganzes Magazin von Kleidern und Pelzen, und überließen uns schwache Wesen, so herausgeputzt, unserem muthigen, geschickten Führer.

*) Der sibirische Schlitten.

Die eingespannten Rennthiere hatten die Größe eines zweijährigen Rindes und waren diesem auch an Schnauze und Klauen ähnlich, hatten einen langen Ziegenbart und kurzen Schwanz, und erinnerten, besonders von hinten aus gesehen, etwas an das Reh, nur daß dieses schmucker ist und auch dünnere, höhere Beine hat. Was den Thieren ein besonders imposantes Ansehn gab, das war das ungeheure, ästige Geweih, welches sie jährlich abwerfen, und das durch ein um ein Ende vermehrtes neues ersetzt wird; von Farbe waren sie weiß; doch giebt es auch kastanienbraune und solche, deren Fell ein Gemisch von beiden zeigt.

Die Narta oder der Rennthierschlitten ist von dem Schlitten, dessen man sich in Europa bedient, was Form und Leichtigkeit betrifft, sehr verschieden. Sie ist weit länger als unser Schlitten, besonders der zum Gütertransport bestimmte russische, und die Kufe, so wie das, was sie verbindet, sehr dünn, damit das Thier, welches nicht gerade große Kräfte besitzt, beim Ziehen nicht nöthig hat, sich sehr anzustrengen. Die Schlittenkufen stehen, um das Umwerfen zu vermeiden, sehr schräg und weit auseinander, und auf das dieselben zusammenhaltende Gestell sind Bretter festgenagelt. Die Oberfläche gleicht demzufolge vollkommen einer Tischplatte, und von einer Einbiegung, in welcher man die Füße oder kleine Reisebedürfnisse bergen könnte, ist keine Rede. Beim Fahren sitzt man seitwärts auf dem Bretterboden und läßt die Füße, die ebenso wenig eine Stütze haben, wie im Falle des Schwankens oder Umwerfens die Hand einen Anhalt, herunterhängen. Der Reisende ist im strengsten Sinne des Wortes auf seine eigene Geschicklichkeit im Festhalten des Gleichgewichts und auf die Geschmeidigkeit seiner Glieder angewiesen. Giebt es Ladung,

so wird diese auf die Bretter gelegt, mit Rennthierfellen bedeckt und mit Stricken festgeschnürt. Auf diese Art ist sie vor dem Verlorengehen oder Herunterfallen sicher, wenn die Narta unterweges auch so und so viel Male das Untere nach oben kehrt. Ein Deichsel an der Narta anzubringen, scheint man für überflüssig zu halten; den Thieren, von welchen gewöhnlich drei vorgespannt werden, und von denen man nur dem in der Mitte eine Art Zügel an das Geweih befestigt, schnallt man einen Gurt um den Bauch und hakt daran den Schlitten vermittelst eines langen Riemens. Ist zur Abfahrt Alles bereit, so setzt sich der Fuhrmann, gleich wie die Anderen, von der Seite auf die Bretter-Unterlage und bewaffnet sich mit einem einige Arschinen langen, dünnen, doch festen und an einem Ende mit Eisen beschlagenen Stocke. Dieser dient dazu, die Thiere im Laufe aufzuhalten, indem er in den Schnee gebohrt und dann der Zügel darum gewunden wird.

Die Rennthiere sind so leicht, daß sie sich auf der Oberfläche des Schnee's erhalten, und daher vorzugsweise zum Reisen in Ländern geeignet, wo es nicht nur keine gebahnten Wege giebt, sondern man sich oft seine Straße erst bilden muß. Sie laufen mit Windesschnelle und lassen sich durch keinerlei Hindernisse aufhalten. Bergab jagen sie, daß Einem Hören und Sehen vergeht; freilich sind sie dazu auch gezwungen, denn wollten sie im Laufe im Geringsten nachlassen, so käme ihnen der schnell gleitende, durch keine Deichsel zurückgehaltene Schlitten auf den Leib und ihre dünnen Beinchen gingen in Stücken. Seine Thiere so zu regieren, wie wir unsere Pferde, das ist der Fuhrmann nicht im Stande, vielleicht versteht er es auch nicht. Kommt irgend eine gefährliche Stelle, oder stürzt der Schlitten gar um, so macht das weiter keinen Un-

terschied; die Thiere rennen wie rasend, und Alles, was der Führer vermag, ist, sie zum Stehen zu bringen. Geringere oder größere Schnelligkeit im Laufe liegt außer dem Bereiche seiner Macht.

Das Gefühl, welches ich empfand, als ich neben meinen Gefährtinnen auf der Narta Platz genommen und das Gespann sich in Bewegung gesetzt hatte, war ein nichts weniger als angenehmes; ich glaubte auf einer Schaukel zu sitzen und fühlte auch bedeutenden Schwindel. Die Thiere schossen wie ein Pfeil dahin, was mir vielleicht gefallen haben würde, wäre nicht die Angst dazu gekommen, vollständig in der Gewalt von Thieren zu sein, über welche der menschliche Wille keinerlei Kraft auszuüben verstand. Je länger wir jedoch fuhren, desto mehr schwand meine Furcht, obgleich der Schlitten tüchtig hin- und hergeworfen wurde und stellenweise wahre halsbrechende Sprünge machte; zuletzt setzte mich selbst eine umgeworfene Narta, an welcher wir vorbeisausten, nicht mehr in Unruhe. Wenn das fatale Umwerfen weniger häufig vorkommt, als man es bei dem tollen Jagen wohl vermuthen sollte, so liegt die Ursache vornämlich im Bau des Fuhrwerks. Die Narta ist ungewöhnlich lang, sehr breit, und zwar oben eben so sehr, wie unten; kippt sie einmal um, so hat sie noch überdies die gute Eigenschaft, von selbst wieder auf die Beine, oder richtiger gesagt, auf die Kufen zu kommen, und der darauf Sitzende hat, wenn ihm das Unglück begegnet ist, herunter zu fallen, nichts weiter zu thun, als seine ganze Geschicklichkeit anzuwenden, um schnell hinauf zu kommen, bevor sich die Thiere wieder in Bewegung setzen. Gelingt ihm dies nicht, so bleibt dem Armen nichts weiter übrig, als zu Fuße dahin zu wan-

dern, wo gefüttert oder umgespannt wird, denn an ein Einholen ist auch nicht im entferntesten zu denken.

Die Rennthiere nähren sich von einem dem isländischen ähnlichen Moose und sind nicht so anspruchsvoll, von dem Menschen zu verlangen, daß er ihnen für den Winter das nothwendige Futter aufspeichere. Die Rennthierheerden halten sich in dieser Jahreszeit in den Wäldern auf, wo sie hinreichende Nahrung finden, und die Eigenthümer betrachten es als vollkommen hinreichend, der Aufsicht wegen einen Hirten mitzugeben, der sein Zeltchen auf dem Platze aufstellt, welchen sich die Thiere zur Weide gewählt haben, und nachrückt, wenn diese weiter ziehen.

Die Rennthiere haben einen wunderbaren Instinkt, diejenigen Orte herauszufinden, welche reich an Moos sind. Mag der Schnee noch so hoch liegen, so wittern sie genau das Futter heraus und legen es mit ihren Klauen blos. Sie bleiben so lange an einer und derselben Stelle, bis sie ganz abgeweidet ist, und ziehen dann, immer die Spur des Mooses verfolgend, Schritt für Schritt weiter. Trifft sich einmal eine kahle Stelle (was jedoch selten der Fall ist, da das Moos in den Wäldern fast überall wächst), so begiebt sich die ganze Heerde auf die Wanderung zur Auffindung eines neuen Weideplatzes. Sind Thiere zum Einspannen nöthig, so werden sie aus dem Walde geholt und nach gethaner Arbeit wieder dorthin zurückgetrieben; sie, wie unsere Pferde oder Ochsen, im Stalle zu erhalten, ist ein Ding der Unmöglichkeit.

Das Rennthier nimmt sein Futter nie aus der Hand des Menschen oder frißt aus einer Krippe; selbst auf Reisen ist dies nicht der Fall. Merkt der Fuhrmann, daß seine Thiere hungrig sind, so spannt er sie los und läßt sie sich ihr Futter

suchen, gebraucht jedoch dabei die Vorsicht, sie alle an eine Stange zu binden, damit sie nicht aus einander laufen. Das Geschäft des Fressens ist bei den Rennthieren jedoch nicht so schnell abgemacht, wie bei unserem Zugvieh; es gehört dazu oft ein halber Tag, und hat der Reisende nicht Zeit genug, um dies abzuwarten, so muß er in gewissen Entfernungen frische Thiere zum Wechseln in Bereitschaft halten und also mit Relais fahren. Kann der Reisende nicht über die nöthige Anzahl eigener Thiere verfügen, so miethet er welche von Ort zu Ort. Die Rennthiere sind, wenn es gilt, Hunger und Anstrengung zu ertragen, ungemein ausdauernd und laufen in einem Zuge fünfundzwanzig bis dreißig Werst (bis über vier Meilen). Sind sie sehr ermüdet, und der Fuhrmann treibt sie dennoch weiter an, so werfen sie sich, um auszuruhen, auf den Schnee, und die ärgsten Mißhandlungen sind nicht im Stande, sie eher zum Aufstehen zu bringen, bis sie sich wieder gehörig bei Kräften fühlen. Bis es nöthig ist, zu füttern, kann man wohl hundert Werst fahren; wer jedoch seine Thiere schonen will, muthet ihnen höchstens die Hälfte zu.

Das Rennthier ist recht eigentlich das Thier des hohen Nordens und kann keinerlei Wärme vertragen. Treten mit Ende April oder Anfangs Mai die ersten Zeichen der milderen Jahreszeit ein und der Schnee fängt an zu schmelzen, so hält der Eigenthümer Heerschau über Alt und Jung seines Corps, zeichnet jedes einzelne Stück und schickt die ganze Heerde nach dem nördlichen Ural, wo der Schnee nie schmilzt und wohin sich auch die den Thieren so unausstehlichen Mücken nie verirren. Dort bleibt sie einer süßen Muße überlassen, bis es zu Hause wieder tüchtig friert und eine dicke Schneeschicht die

Erde bedeckt. Mit dieser traurigen Zeit tritt für das Rennthier diejenige der Arbeit ein.

Das Rennthier ist aber auch noch außerdem der Wohlthäter derjenigen Gegenden, in welchen es heimisch ist, denn es liefert den Bewohnern derselben fast Alles, was sie bedürfen: Wäsche, Kleidung, Bett und Nahrung. Die Felle der jungen Thiere, in der Handelssprache „Pjeschki" genannt, haben weiches, glänzendes Haar und dienen zum leichteren, mehr ausgesuchten Anzuge; man füttert damit gleichfalls die langen Röcke und die Hauskleider der Frauen, und die Männer verarbeiten sie zu Mützen, sowie auch zu den „Triuschki" genannten Ueberwürfen. Die unter dem Namen der „Nepluje" bekannten Felle der einjährigen Thiere haben kurzes, schimmerndes Haar und werden, wenn sie von kastanienbrauner Farbe sind, zu den „Jagi" oder Oberkleidern benutzt, bei welchen das Haar nach außen gewendet, die Fleischseite dagegen mit einem anderen Pelze oder mit Flanell gefüttert wird und die als Handels-Artikel bis nach Tobolsk und Irbit gehen. Die Nepluje sowohl, als auch die Pjeschki, stehen um so höher im Preise, je dunkler sie von Farbe sind; die weißen und bunten sind kein Handels-Artikel, sondern werden meist am Orte selbst verbraucht.

Das Fleisch des Rennthieres hat, besonders wenn es nicht mager ist, einen ganz angenehmen Geschmack, der an Reh- und entfernt auch an Elennfleisch erinnert. Die Russen mögen es nicht, und wenn sie es essen müssen, so sprechen sie nicht gern davon, weil es das Lieblingsgericht der Ostjaken ist, gegen welche sie die größte Verachtung zeigen und es geradezu für Schande halten, mit diesem unterworfenen Stamme in irgend welche Berührung zu treten. Die Rennthierzungen aber sind

ein solcher Leckerbissen, daß sie selbst in Moskau und Petersburg bei großen Tafeln nicht fehlen dürfen.

Das Rennthier ist dem Ostjaken und Samojeden so unentbehrlich, wie die Glieder seines Leibes; mit ihm ist er rasch, frei und muthig und durchfliegt ohne Mühe und Furcht Tausende von Werst seiner Eisflächen; ohne dasselbe steht er kraft- und stützlos da, es fehlen ihm Arme und Füße. Ist die Jagd oder der Fischfang unglücklich ausgefallen, so muß wiederum das Rennthier herhalten, um vor Hunger zu schützen. Der in Sibirien ansässige Russe versorgt sich seiner Zeit mit Mehl und anderen Lebensmitteln, welche ihm auf der Wasserstraße zugeführt werden. Den armen Ureinwohnern dagegen, denen dies Alles nur schwer zugänglich ist, bleibt in der Zeit der Noth nichts, als ihr unzertrennlicher Gefährte, das Rennthier; es muß sein Leben opfern, um dasjenige des Menschen zu fristen.

Um wieder auf unsere Spazierfahrt zurückzukommen, so hatte ich mich, wie schon bemerkt, allerdings in ein wahres Magazin von Kleidungsstücken eingehüllt und auch die Füße gut verwahrt, doch schützte mich dies Alles nur wenig gegen den grimmigen Frost. Am schlimmsten kamen Beine und Füße weg, da sie an der Narta herunterhingen und auf diese Art dem vollen Einfluß der eisigen Luft ausgesetzt waren. Ich war bei der Rückkehr fest überzeugt, sie erfroren zu haben, und steckte sie sofort in kaltes Wasser; doch ich hatte mich geirrt, denn sie waren in der Kälte nur gefühllos geworden.

Wer eine weite Reise zu machen hat und gegen den Frost sehr empfindlich ist, umgiebt die Narta auf beiden Seiten mit Brettern, die dann eine Art Kiste bilden, und spannt über sie eine Leinewanddecke, in der sich eine mit einem Vorhang

versehene Oeffnung zum Einsteigen befindet. Das Innere wird mit Betten und Kissen angefüllt, in welche sich der Reisende einwühlt und mit einer Pelzhülle zudeckt. Diese Art zu reisen, nämlich die liegende, ist eine in Sibirien so allgemeine, daß man dort nicht begreift, wie eine andere möglich ist.

Afrika.

I.

Der Regenmacher bei den Betschuanen.

Die Zauberei hat sehr zahlreiche Anhänger unter den Betschuanen, welche auf die Worte und Vorschriften der Zauberer das höchste Vertrauen setzen. Namentlich gilt dies von der Klasse der Hexenmeister, die sich mit dem Regenmachen abgeben.

Der Regenmacher genießt bei diesem Volke größeres Ansehen, als selbst der König, denn auch dieser muß sich den Geboten und Befehlen dieses wichtigen Mannes fügen. Im Allgemeinen sind diese Regenmacher Leute von natürlichen Talenten und viel Schlauheit, welche, ihrer Ueberlegenheit sich wohl bewußt, es prächtig verstehen, mit ihrer in geheimnißvolles Dunkel gehüllten Kunst das übrige Volk zu beherrschen. Sie sind außerdem gewöhnlich Ausländer und prahlen mit den wunderbaren Thaten, die sie in ihrem Heimathlande verrichtet

haben. Jeder Stamm hat einen, manchmal mehrere Regenmacher. Die Zauberer sind gleichfalls Aerzte, übernehmen auch die Arbeit der Todtengräber und wachen über die Beerdigung der Verstorbenen; denn es ist ein allgemeiner Glaube, daß die Ceremonien, welche sie dabei vornehmen, viel Einfluß auf die Wolken und das in denselben befindliche Wasser haben. Es geschieht nicht selten, daß der Regenmacher die gewöhnliche Beerdigung der Todten verbietet und befiehlt, man solle den Leichnam hinaus auf's Feld schaffen und von den Raubthieren verzehren lassen.

In Moffat's Missionary Labours and Scenes in Southern Africa findet sich eine ausführliche und sehr lebendige Darstellung von solchen Regenmachern, welche hinlänglich den ungeheuren Einfluß beweist, den sie über die unkundige und abergläubische Masse ausüben, sowie die Schlauheit und List, die sie anwenden, um ihren Zweck zu erreichen. Wir entnehmen dieser Darstellung Folgendes:

Die Betschuanen in Kuruman, welche mehrere Jahre hindurch von schlimmer Trockenheit heimgesucht waren, hatten sich versammelt, um gemeinsam zu berathen, wie dem Uebel am besten abzuhelfen sei. Nach reiflicher Ueberlegung beschlossen sie einen berühmten Regenmacher holen zu lassen, der zu dieser Zeit in Bahurutsi, zweihundert englische Meilen nordöstlich von der Station, lebte. Es gingen Boten dahin mit der bestimmten Weisung, nicht ohne den Mann zurückzukommen, obwohl sie nicht besondere Hoffnung hegten, daß ihr Auftrag nach Wunsch besorgt werden würde. Durch glänzende Versprechungen erreichten sie jedoch mehr, als sie erwartet hatten.

Während der Abwesenheit der Boten war der Himmel wie Erz und Eisen, und kaum einmal verdunkelte eine vor-

überziehende Wolke die Sonne, deren blendende Strahlen die Erde versengten. Aber denselben Tag, an welchem man die Nähe des Regenmachers verkündete, sammelten sich merkwürdigerweise dichte Wolken, Blitze leuchteten, Donner rollten, und zugleich fielen einige Regentropfen. Die getäuschte Menge war außer sich vor Entzücken, Freudenrufe ertönten überall, daß die Luft erzitterte und die Berge widerhallten. Ehe der Regenmacher die Stadt betrat, ließ er an alle Einwohner derselben den Befehl ergehen, ihre Füße zu waschen. Kaum war dieser Befehl bekannt gemacht worden, als Jedermann, jung und alt, vornehm und gering, nach dem nahgelegenen Flusse eilte, um dem Manne zu gehorchen, der, wie man glaubte, allen Regen des Himmels in seiner Gewalt habe.

Der Betrüger verkündigte nun mit lauter Stimme, daß in diesem Jahre die Frauen ihre Gärten auf den Bergen und nicht in den Thälern anlegen sollten, da die letzteren überschwemmt werden würden. Die entzückten Häuptlinge sahen im Geiste schon, wie ihre Ackerfelder im Winde wogten und ihre Heerden mit strotzenden Eutern von der fetten Weide heimkehrten. Der Zauberer erzählte ihnen, wie er in seinem Zorn die Städte verwüstet habe, welche von Feinden seines Volkes bewohnt würden, wie er seine Hand ausstreckte und den Wolken befahl sich über sie zu ergießen; er erzählte, wie er ein zahlreiches Heer auf seinem Zuge dadurch aufgehalten habe, daß er einen Wolkenbruch herabbeschwur, der einen mächtigen Strom bildete, und ihren Marsch hemmte. Diese und manche andere mit Prahlerei mitgetheilten Beispiele seiner Macht nahm man als unzweifelhafte Wahrheit auf, und der Häuptling und seine Vornehmen betrachteten den Wunderthäter mit stummem Erstaunen. Das Gerücht von seinen

Thaten verbreitete sich wie ein Lauffeuer, und die Häuptlinge der benachbarten Stämme fanden sich ein, um ihm ihre Huldigungen darzubringen.

Er spielte seine betrügerische Rolle weiter, und wenn Wolken am Himmel erschienen, befahl er den Frauen weder zu pflanzen noch zu säen, da der Regen die Aussaat hinwegschwemmen würde. Er befahl ihnen ferner, sie sollten auf das Feld hinausgehen und gewisse Wurzeln und Kräuter einsammeln, deren er bedürfe, um das mystische Feuer anzuzünden. In froher Hoffnung zogen sie in Schaaren aus auf die Höhen und in die Thäler, sammelten die Kräuter, kehrten singend nach der Stadt zurück und legten, was sie eingesammelt, vor die Füße des Zauberers nieder. Er begab sich nun mit diesen Kräutern auf gewisse Berge und zündete sie an, so daß der Rauch zum Himmel emporstieg; er würde auch gern den Wind heraufbeschworen haben, wenn er er es vermocht, da er wohl wußte, daß dieser oft ein Vorläufer des Regens ist. Bei Neu- und Vollmond nahm er die Beschwörungen am liebsten vor, da mit diesen Mondphasen oft Veränderungen der Atmosphäre zusammentreffen. Aber der Regenmacher fand, daß die Wolken hier zu Lande schwerer zu regieren seien, als im Bahurutsi-Lande, aus welchem er kam.

Eines Tages, da er in tiefem Schlafe lag, fiel ein Regenguß, und einer der Vornehmsten begab sich in seine Hütte, um ihm zu dem frohen Ereignisse Glück zu wünschen, fand aber zu seiner Verwunderung den Zauberer ohne alle Kenntniß dessen, was sich zugetragen hatte. Hela ka rare! (Ach! bei meinem Vater!)" sagte der Eintretende, „ich glaubte, daß Du den Regen machtest." Da erwachte der Zauberer aus seinem Schlafe und sah seine Frau am Boden sitzen und einen

Sack mit Milch schütteln, um Butter zu gewinnen und damit ihr Haar zu bestreichen; sogleich besann sich der Regenmacher und antwortete: „Siehst Du nicht, daß meine Frau Regen buttert, so schnell sie kann?“ Diese schlaue Antwort diente zu allgemeiner Befriedigung und schnell verbreitete sich das Gerücht durch die ganze Stadt, daß der Regenmacher den Regen aus einem Milchsacke buttere.

Die Feuchtigkeit, welche durch diese Regenschauer entstand, vertrocknete jedoch bald, und wochenlanlang zeigte sich kein Wölkchen. Die Weiber hatten weitausgedehnte Felder bebaut, aber die Aussaat lag noch so in der Erde, wie man sie ihr anvertraut hatte; das Vieh starb aus Mangel an Weide, und Hunderte von abgemagerten Leuten gingen hinaus auf die Felder, suchten sich ungesunde Wurzeln und ekelhafte Thiere, während Andere vor Hunger umkamen.

Alles dies machte dem Regenmacher großen Aerger und er klagte darüber, daß heimliche Feinde seinen Befehlen nicht gehorchten. Als man ihn aufforderte, neue Versuche anzustellen, antwortete er: „Ihr bringt mir nur Schaafe und Ziegen zum Schlachten, daher kann ich nur Ziegenregen machen, gebt mir einen fetten Schlachtochsen, so sollt ihr auch einen Ochsenregen bekommen.

In einer Nacht zog eine kleine Wolke über die Gegend und ein einziger Blitz, begleitet von einem heftigen Donnerschlage traf einen in der Stadt stehenden Baum. Am folgenden Tage versammelten sich der Regenmacher und eine Anzahl Leute, um die in solchem Falle üblichen Ceremonien zu vollziehen. Man kletterte auf den vom Blitze getroffenen Baum und band Wurzeln und Grasseile um verschiedene Theile seines Stammes. Als dies geschehen war, trat der Beschwörer mit

verschiedenen Geheimmitteln herbei, ließ Wasser holen und goß es mit großer Feierlichkeit über den beschädigten Baum, während die versammelte Menge rief: „pula! pula!“ Hierauf wurde der Baum umgehauen, vor die Stadt hinaus geschleppt und zu Asche verbrannt. Bald darauf ließ der Regenmacher sich große, mit Wasser gefüllte Schaalen geben und that einen Aufguß von einem Zwiebelgewächs hinzu. Die Leute mußten nun alle an ihm vorüberziehen und mit einem in das Wasser getauchten Zebraschwanze sprengte er einige Tropfen auf Jeden.

Da auch dies die gehörige Wirkung noch immer nicht hatte, so nahm der Betrüger seine Zuflucht zu andern Mitteln. Er wußte nur zu gut, wie schwer es sei, in den Bergesklüften und gähnenden Abgründen Paviane zu fangen. Außerdem durfte auch nicht ein Haar am Körper des Thieres fehlen, sondern der Pavian mußte frei von jeglichem Fehler und Mangel sein. Nach einer langen und gefährlichen Jagd, wobei sich Mancher verletzte und ritzte, war eine Schaar auserwählter Leute so glücklich, einen Pavian zu fangen, den man im Triumph zu ihm brachte. Als der Hexenmeister dieses Thier sah, nahm sein Gesicht den Ausdruck tiefster Betrübniß an, und er rief aus: „Mein Herz ist bis zum Tode betrübt! — Ich verstumme vor Schmerz!“ Dabei zeigte er auf das Ohr des Pavian, das einen kleinen Fehler hatte und auf den Schwanz, in welchem einige Haare fehlten, und fügte hinzu: „Ich sagte euch ja, daß ich keinen Regen machen kann, wenn ein einziges Haar fehlt.“

Er hatte oft gesagt, wenn man ihm das Herz eines Löwen bringe, so wolle er ihnen zeigen, wie er soviel Regen machen könne, daß Jeder ein Obdach suchen würde, denn es würde so viel Regen fallen, daß ganze Städte fortgeschwemmt würden.

Er hatte entdeckt, daß die Wolken kräftig wirkende Mittel verlangen, und das Herz eines Löwen ausrichten würde, was er wünschte. Er wußte aber auch, daß ein solches nicht so leicht zu schaffen sei. Nun begab sich's eines Tages, daß sich die Nachricht verbreitete, wie ein Löwe einen Viehkraal nicht weit von der Stadt angegriffen hatte und man begab sich dahin in der doppelten Absicht, ein Mittel zu bekommen, das die Fenster des Himmels eröffnete, und einen gefährlichen Feind zu erlegen. Die Ausziehenden hatten bestimmten Befehl, „den Löwen zu tödten, unter welchen Umständen dies auch möglich sei," und ein Mann, der eine Flinte hatte, erlegte ihn glücklich. Froh über die gelungene That, kehrten die Jäger mit ihrer Beute zurück und sangen im vollen Chor Siegeslieder. Der Regenmacher begann sogleich seine Vorbereitungen, zündete sein Feuer an, ging auf die Spitze eines Berges, streckte die Hände aus, winkte den Wolken näher zu kommen, schwang seinen Speer hierhin und dorthin, und drohte ihnen mit seinem Zorne, wenn sie seinem Befehle nicht gehorchten. Die Leute aber, welche an seine Macht glaubten, sahen zu ihrem großen Schmerze, daß kein Regen kommen wollte.

Da erfuhr er, daß ein Leichnam, den man vor einigen Wochen beerdigt, nicht Wasser genug mit in's Grab bekommen habe, und da er den Abscheu der Betschuanen vor Todten kannte, befahl er den Leichnam wieder auszugraben, zu waschen und auf's Neue zu begraben. Gegen alles Erwarten und so ekelhaft der Vorgang auch war, gehorchte man doch seinen Worten. Aber der Himmel blieb unbeweglich.

Jetzt hatte der Betrüger allen seinen Scharfsinn erschöpft, und wußte nicht, wie er noch einen Umstand auffinden sollte, dem er die Schuld des mißglückten Versuches zuschreiben könnte.

Wie alle Leute seines Gleichen war er ein geriebener Bursche, besaß Menschenkenntniß, war ein scharfer Beobachter, konnte sehr würdevoll thun und sich sehr freundlich und umgänglich zeigen, obgleich er einen hohen Grad von Selbstvertrauen und Uebermuth nicht verbergen konnte. Er hatte sich bis jetzt absichtlich gehütet, den Missionaren Grund zur Unzufriedenheit zu geben, da er fand, daß es friedfertige Leute waren, die sich in keinen Streit einließen. Er ließ sich oft herab, sie zu besuchen, und stimmte selbst manchmal mit ihren Ansichten über die Quelle des Elements ein, über welches er unumschränkte Macht und Gewalt zu haben behauptete. Da er aber fand, daß alle seine Kunst nicht hinreiche, um das gewünschte Resultat zu erzielen, da vergaß er alle Beweise von Wohlwollen, die er von Seiten der Missionare erfahren hatte, und gab selbst zu verstehen, daß Niemand weiter als sie die Ursache der Hartnäckigkeit der Wolken seien. Er entdeckte eines Tages, daß der Regen dadurch zurückgehalten worden war, daß Moffat von einer Reise nach der Griqua-Stadt einen Sack voll Salz mitgebracht habe. Bei der Untersuchung ergab sich jedoch, daß das fragliche Salz nur weißer Ton und Kreide war, und selbst die Eingeborenen konnten sich nicht enthalten, über ihre Leichtgläubigkeit herzlich zu lachen.

Von versteckten Hindeutungen ging er oft zu offnen Anklagen über. Nachdem er sich volle vierzehn Tage eingeschlossen hatte, trat er eines Tages öffentlich auf und erklärte, daß er nun endlich den wahren Grund der anhaltenden Dürre gefunden habe. Um die Leute recht neugierig zu machen, schwieg er eine Weile, dann aber rief er plötzlich aus: „Seht ihr denn nicht, daß, wenn Wolken über uns schweben, Hamilton und Moffat ihre Blicke auf sie richten? Ihre weißen Angesichter

verscheuchen die Wolken, und wir können keinen Regen erwarten, so lange sie im Lande sind." Das war ein schlimmes Wort. Die Leute wurden ungeduldig und ergossen sich in Verwünschungen gegen die armen Missionare als Urheber aller ihrer Noth. Man glaubte, daß die Glocken, mit welchen man zum Gottesdienst läutete, die Dünste vertrieben; selbst ihren Gebeten schrieb man dieselbe Wirkung zu. Der Häuptling sagte eines Tages im Aerger zu Moffat: „Du fällst ja auf die Knie in Deinem Hause und betest und sprichst mit bösen Geistern unter der Erde!"

Das Ende der Geschichte war folgendes: „Er setzte die Missionare durch seine heimlichen und offnen Anschuldigungen mancher Unannehmlichkeit und Gefahr aus; aber zuletzt wandte sich alles zu ihrem Vortheil. Man faßte Verdacht gegen den Regenmacher selbst; seine groben Betrügereien wurden aufgedeckt und er hätte fast mit dem Leben dafür büßen müssen — und dies wäre ein gerechter Lohn für seine Gemeinheit gewesen — wenn nicht Moffat sich edelmüthig in's Mittel schlug und durch seine Geistesgegenwart und Menschlichkeit dem das Leben rettete, der so oft das seine bedroht hatte, und sich gewiß nicht gescheut haben würde, es ihm zu nehmen, wenn er damit seinen Zweck hätte erreichen können. Der Tod überraschte ihn jedoch bald, denn er wurde kurz darauf unter den Bauangketsis ermordet.

Moffat schließt seine Angabe über diesen berüchtigten Regenmacher mit folgenden Worten:

„Es ist sehr eigenthümlich, daß ein Regenmacher nie eines natürlichen Todes stirbt. Ich habe viele gekannt, und von noch mehreren gehört, die auf eine oder die andere Weise als ein Opfer der gereizten Wuth der getäuschten Masse fielen.

Man findet keinen einzigen Stamm, der nicht seine Hände mit dem Blute eines solchen Betrügers besudelt hätte, die sie erst herbeirufen, dann verfluchen und endlich tödten."

II.

Thierleben auf dem Liambye.

Wenn wir unter den überhängenden Bäumen an den Ufern des Liambye vorüberwandelten, sahen wir oft die hübschen Turteltauben friedlich auf ihren Nestern über dem brausenden Strome sitzen. Ein Ibisweibchen hatte ihr Heimwesen auf einem Baumstumpf aufgeschlagen. Ihr lautes, heiseres Wa-wa-wa-Geschrei und das Pfeifen des Fischgeiers sind Töne, die derjenige, welcher einmal die Flüsse nördlich des 20. Grades südlicher Breite befuhr, nie vergessen kann. Wenn wir an der Küste dahinschreiten, so folgt uns der Charadrius caruncula, eine Regenpfeifer-Species, und ein höchst lästiges, um die Sicherheit der Thierwelt aber sehr besorgtes Geschöpf; er fliegt über unsere Köpfe dahin, und ist unermüdlich in seinen Versuchen, allen im Bereiche seiner Stimme befindlichen Thieren Warnungsrufe zu geben, und sie zur Flucht vor der nahenden Gefahr aufzufordern.

Der Allarmruf „Tinc-tinc-tinc" einer anderen Varietät derselben Familie hat einen so metallischen Klang, daß man diesen Vogel Setula-tsipi oder Hämmereisen nennt. Er ist mit einem scharfen Sporn an seiner Schulter ausgestattet, der

viel Aehnlichkeit mit einem Hahnenfuß hat, aber kaum einen Zoll lang ist. Seiner Macht sich bewußt, kann man sehen, wie er den weißhalsigen Raben mit Wuth verfolgt, und diesem vergleichsweise großen Vogel selbst Angstrufe erpreßt. Dieser Vogel ist es auch, der unter dem Namen Sikſak, seiner Freundschaft zu dem Nilkrokodil halber, weit bekannt ist, und den Herr St. John wirklich die Rolle eines Zahnstochers bei diesem häßlichen Reptil spielen sah. Man sieht diese Vögel häufig auf einer und derselben Sandbank mit dem Alligator, und oft hat es für einen Vorübergehenden den Anschein, als säßen sie dem Krokodil auf dem Rücken. Ich habe jedoch, erzählt Livingstone, nie das Glück gehabt, Augenzeuge der nicht blos von St. John und Geoffroy St. Hilaire, sondern auch von Herodot geschilderten Operation zu sein. Sei dem indeß wie ihm wolle; was keiner dieser Schriftsteller wußte, das sagte mir, den Rachen anhaltend, mein Oberbootsmann Maschauana, nämlich, daß die Wasser-Turteltaube, welche zur Ablegung ihrer Eier ein steiles Ufer hatte hinansteigen wollen, aber auf ihren Rücken heruntergestürzt war, und uns so in den Stand gesetzt hatte, sie zu fangen, ein unfehlbares glückverheißendes Vorzeichen für unsere Reise sei.

Unter den Waldbäumen, mit denen die Ufer der felsigen Theile des Liambye besetzt sind, wurden mehrere bisher noch unbekannte Vögel beobachtet. Einige sind musikalisch und ihr Gesang ist, im Gegensatz zu der heisern Stimme der kleinen grünen, an den Schultern gelbbefiederten Papageien dieses Landstrichs, sehr angenehm. Auch giebt es hier viele pechschwarze Webervögel mit gelblich braunem Band an den Schultern. Wir sahen hier zum erstenmal einen hübschen kleinen — mit Ausnahme der Flügel und des Schwanzes, welche

chocoladenfarbig waren — dunkelblau gefärbten Vögel. Am Schwanze reichen zwei Federn sechs Zoll über die andern hervor. Auch andere kleine, weiß und schwarz gefärbte, ungemein lebhafte, stets in Gruppen von sechs oder acht beisammen lebende Vögel trifft man hier. Aus Mangel an Hülfsbüchern konnte ich aber nicht bestimmen, ob sie für die Wissenschaft wirklich neue Arten bilden. Hasel- und Perlhühner giebt es längs der Ufer in Menge, und an jedem abgestandenen Baume und Felsstück kann man ein oder zwei Arten des mit Schwimmfüßen versehenen Plotus, des Pfeilschützen oder Schlangengenvogels, sehen. Sie sitzen den Tag über meist in der Sonne über dem Strome, stehen auch zuweilen aufrecht da mit ausgebreiteten Flügeln; hin und wieder sieht man sie durch Untertauchen selbst mit Fischfang beschäftigt, und während sie herumschwimmen, ist ihr Körper so tief in's Wasser eingesenkt, daß über der Oberfläche kaum mehr als ihr Hals sichtbar ist. Ihre Hauptfutterzeit ist die Nacht, und wenn die Sonne sich zum Untergange neigt, kann man sie von ihren Ruheplätzen heerdenweise nach den Fischgründen fliegen sehen. Dieser Vogel ist sehr schwer zu fangen. Er ist im Tauchen außerordentlich gewandt — er geht so geschickt hinab, und kommt, an Stellen wo man es am wenigsten erwartet hatte, so rasch wieder zum Vorschein, daß selbst die erfahrensten Bootsleute nur selten seiner habhaft werden können. Der Rumpf des Schlangenvogels ist bemerkenswerth in die Länge gezogen, und so biegungsfähig, daß er ihm nicht nur als Ruder beim Schwimmen, sondern auch als Hebel dient, um hoch genug über das Wasser emporzusteigen und seinen Flügeln freien Spielraum zu gewähren. Er kann sich mittelst dieser Eigenthümlichkeit willkührlich aus dem Wasser erheben.

Auch den schönen Fischgeier mit weißem Kopf und Hals und röthlich chocoladenfarbigem Körper, sieht man häufig auf den Bäumen sich niederlassen, und oft findet man todte Fische, welche seinen Krallen zum Opfer gefallen sind. Einer derjenigen, die man am häufigsten in dieser Lage sieht, ist selbst wieder ein Fischtödter. Es ist dies ein starker, etwa funfzehn oder achtzehn Zoll langer, hellgelber und mit Streifen und Flecken bunt verzierter Fisch. Er hat außerhalb der Lippen eine höchst achtunggebietende Reihe scharfer, konischer Zähne, welche von den Fischern, da er sie wirksam zu gebrauchen versteht, sehr gefürchtet werden. Ein todt von uns aufgefundener hatte sich durch Verschlingung eines andern Fisches selbst getödtet, indem er ihn, der für seinen Magen und seine Kehle zu groß war, nicht wieder auszuwerfen vermochte.

Dieser Fischgeier tödtet gewöhnlich mehr Fische, als er verzehren kann. Er frißt einen Theil des Rückens derselben, und überläßt den Rest den Barotse, welche, wenn sie einen so verlassenen Bissen auf den gegenüberliegenden Sandbänken liegen sahen, oft ein wahres Wettrennen über den Fluß hinüber anstellten. Der Fischgeier ist indeß nicht immer so hochherzig, denn er plündert zuweilen, wie ich am Zouga mit eigenen Augen sehen konnte, den Beutel des Pelikans. Hoch über ihm schwebend und diesen großen dummen Vogel unter sich fischen sehend, wartet er aufmerksamen Auges, bis ein schöner Fisch in des Pelikans Tasche ist; dann steigt er, nicht sehr rasch, aber mit beträchtlichem Flügelgeräusch herab; der Pelikan schaut um sich, um zu sehen, was es giebt, und da er, wenn der Geier sich ihm nähert, sein Leben gefährdet glaubt, so schreit er mörderlich. Die Oeffnung seines Maules setzt den Geier dann in den Stand, den Fisch aus der Tasche

herauszuziehen, worauf der Pelikan nicht etwa wegfliegt, sondern ruhig wieder zu fischen anfängt; wahrscheinlich hatte er vor Furcht vergessen, daß er etwas in seinem Kropfe gehabt.

Ein Fisch, Moscheba genannt, ungefähr von der Größe einer Elritze, streift oft mehrere Ellen weit über der Oberfläche dahin, um den Rachen auszuweichen. Er gebraucht dazu die Brustflossen, wie die fliegenden Fische, kommt aber nie in einen eigentlichen Flug. Seine Bewegung ist mehr eine mittelst der Seitenflossen bewirkte Reihenfolge von Sprüngen längs der Oberfläche. Er wird nie groß.

Eine Menge Iguanas (Mpulu, Kammeidechsen) sitzen in der Sonne auf den überhängenden Zweigen der Bäume, und stürzen sich bei unserer Annäherung in's Wasser. Man schätzt sie als Nahrungsartikel sehr hoch, da sie ein zartes gallertartiges Fleisch haben. Der Hauptbootsmann, welcher auf dem Schiffsschnabel sitzt, hat daher stets einen leichten Wurfspieß in der Hand, um sie anzuspießen, wenn sie sich nicht schnell aus dem Staube machen. Diese Eidechsen und große Alligatoren, welche, sobald wir um eine plötzliche Krümmung des Stroms herumbogen, vom Ufer aus mit einem schweren Plump in's Wasser glitten, trafen wir zu jeder Stunde, die wir auf dem Flusse zubrachten.

Die Stromschnellen in dem zwischen Katima-Molelo und Nameta liegenden Theile des Flusses, werden durch mehrere, funfzehn oder zwanzig (englische) Meilen lange Strecken stillen tiefen Wassers gemildert. Man sieht darin sehr zahlreiche Heerden von Flußpferden, und die tiefen Furchen, welche sie beim Ersteigen der Ufer machen, wenn sie Nachts zur Weide gehen, sind überall sichtbar. Sie werden durch ihren Geruchssinn zum Wasser zurückgeleitet; ein langanhaltender Gußregen

aber macht es ihnen unmöglich, mittelst dieses Organs wahrzunehmen, in welcher Richtung der Fluß liegt, und man findet sie dann verirrt auf dem Lande umherstehen. Die Jäger ziehen bei solchen Gelegenheiten aus der Hülflosigkeit der Thiere Vortheil, um sie zu tödten.

Wie zahlreich die einzelnen Heerden sind, läßt sich mit Bestimmtheit nicht angeben, denn sie verbergen sich meist unter dem Wasser; allein da sie immer nach ein paar Minuten heraufkommen müssen, um zu athmen, und dann eine ganze Reihenfolge von Köpfen sichtbar wird, so läßt sich annehmen, daß jede dieser Heerde sehr zahlreich ist. Sie lieben ruhig fließende Stellen des Flusses, da sie in den schnelleren Theilen desselben so rasch abwärts getrieben werden, daß große Anstrengung erforderlich ist, wenn sie, was sie häufig thun, wieder an ihre frühere Stelle hinaufgelangen wollen — eine solche Anstrengung aber stört sie in ihrer Ruhe. Sie bleiben den Tag über lieber in einem schlafwachenden Zustande, und achten, obgleich ihre Augen offen sind, nur wenig auf das, was in einiger Entfernung von ihnen vorgeht. Die Töne, welche die Männchen ausstoßen, sind ein so lautes schnarchendes Grunzen, daß man es meilenweit hören kann. Als das Boot, in dem ich mich befand, über ein verwundetes Flußpferd hinfuhr, drang ein deutliches Grunzen herauf, obgleich das Thier ganz unter dem Wasser lag.

So lange die Jungen noch sehr klein sind, setzen sie sich auf den Hals der Alten, und der über dem großen sich erhebende kleine Kopf kommt jeden Augenblick an die Oberfläche. Die Alte, das dringendere Bedürfniß des Jungen kennend, taucht, so lange sie es in ihrer Obhut hat, häufiger empor. In den Flüssen von Londa dagegen, wo sie vielfach in Ge-

fahr sind, geschossen zu werden, wird selbst das Flußpferd durch Erfahrung gewitzigt; denn während die im Zambesi ihre Köpfe zum Athmen offen emporstrecken, halten letztere ihre Nasen unter Wasserpflanzen, und athmen so ruhig, daß, ohne die Fußtapfen an den Ufern, Niemand sich von ihrem Dasein im Flusse etwas träumen ließe.

III.

Die rothen, schwarzen und weißen Ameisen in Südafrika.

Während meines Aufenthalts in Tala Mungongo, erzählt Livingstone, wurden wir auf eine Species rother Ameisen aufmerksam, welche verschiedene Theile dieses Landes belästigen. Sie lieben vor Allem animalische Kost. Als der Commandant des Dorfes einen Ochsen geschlachtet hatte, mußten die Sclaven die ganze Nacht munter bleiben und Feuer bei dem Fleische erhalten, damit die Ameisen nicht den größten Theil wegfraßen.

Man trifft sie in großer Menge wie kleine Armeen. Aus geringer Entfernung sehen sie wie ein braunrothes, zwei bis drei Zoll breites Band aus, das über den Weg gelegt ist, indem alle emsig dieselbe Richtung verfolgen. Wenn man zufällig auf sie tritt, so laufen sie an den Beinen in die Höhe und beißen außerordentlich heftig. Ich traf diesen durchaus nicht zu verachtenden Feind zum ersten Mal in Cassange. Indem ich mit Aufmerksamkeit die ferne Landschaft betrachtete,

trat ich zufällig auf eins ihrer Nester Es verging kaum ein Augenblick, als gleichzeitig auf verschiedene Theile meines Leibes ein Angriff gemacht wurde, sie liefen an den Hosen herauf und bissen mich in Hals und Brust. Ihre Bisse waren wie Feuerfunken und es gab keine Möglichkeit zu entkommen. Ich sprang mehrere Minuten hin und her, warf inzwischen die Kleider von mir, und zerdrückte und zerquetschte eine nach der andern, so schnell es gehen wollte. Ach! sie würden den schlaftrunkensten Menschen lebendig machen. Glücklicherweise bemerkte Niemand dieses Zusammentreffen, sonst hätte man im ganzen Dorfe gesagt, ich sei toll geworden.

Auf ähnliche Weise wurde ich einmal angegriffen, als ich in meinem Zelte im besten Schlafe lag, und ich konnte sie nicht anders los werden, als indem ich die Decke über's Feuer hielt. Es ist wirklich erstaunlich, wie so kleine Thiere so böse sein können. Sie beißen nicht blos, sondern drehen sich nach dem Bisse hin und her, und verursachen dadurch heftigeren Schmerz, als die bloße Wunde im Stande wäre. Oft wenn man auf dem Ochsen ist und dieser zufällig auf einen Trupp Ameisen tritt, laufen sie ihm an den Beinen in die Höhe und lassen es den Reiter fühlen, daß er ihren Weg zerstört hat. Sie fürchten sich nicht und greifen mit größter Wuth die größten wie die kleinsten Thiere an. Wenn man über sie hinwegspringt, so verlassen sie Reih und Glied, und laufen längs des Weges hin als befürchteten sie einen Kampf. Sie nützen namentlich dadurch, daß sie das Land vom Aase reinigen, und wenn sie eine menschliche Wohnung besuchen, so säubern sie dieselbe von den zerstörenden weißen Ameisen und anderm Ungeziefer. Sie vernichten viele schädliche Insekten und Reptilien. Die Heftigkeit ihres Angriffs steigert sich noch

durch die Masse, und Ratten, Mäuse, Eidechsen, selbst der Python natalensis, wenn er sich vollgefressen hat, fällt ihrem wilden Angriff zum Opfer. Diese Ameisen bauen keine solche Wohnungen wie die weißen. Ihre Nester finden sich nur wenig unter dem Boden. Manchmal bauen sie Gänge über den Weg zu den Zellen der weißen Ameisen, um sich während ihrer Raubzüge vor der Sonnenhitze zu schützen.

In Kolobeng hatte ich Gelegenheit die schwarzen Ameisen genau zu beobachten. Als wir dem Walde zugingen, sah ich viele Schaaren derselben, die von ihren Raubzügen zurückkehrten. Die schwarze Farbe dieser Ameisen spielt in's Grünliche; sie sind etwa einen halben Zoll lang; auf dem Marsche gehen sie zu vieren; wenn sie gestört werden lassen sie einen zischenden Laut hören. Sie folgen ihren Anführern, welche nie etwas tragen, wie es scheint, nach dem Geruch, denn als ich einmal hinter einem Busche, wo ich mich ankleidete, ein Becken ausgoß und das Wasser auf den Weg traf, den kurz vorher eine Schaar Ameisen passirt hatte, so waren sie bei ihrer Rückkehr in der größten Verlegenheit, und suchten wohl eine halbe Stunde vergeblich nach dem Wege. Erst nachdem eine Ameise rund um den nassen Fleck herumgegangen war, wußten sie wohin. Aus dem Geruch erklärt sich wohl auch, daß sie immer in ein und derselben Richtung gehen. Wenn man eine Hand voll Erde auf den Weg mitten unter sie wirft, mögen sie nun von Hause kommen oder dahin zurückkehren, so wissen die hintersten nicht, wohin sie sich wenden sollen, bis endlich eine den Weg um das Hinderniß herum findet, worauf die übrigen alle ihr folgen. Wenn sie einen Angriff auf die Wohnungen der weißen Ameisen machen wollen, so sieht man die letztern in der größten Bestürzung umherlaufen. Die

schwarzen Anführer, welche größer als die übrigen sind, packen die weißen Ameisen eine nach der andern und bringen ihnen einen Stich bei, der ihnen wie es scheint eine Flüssigkeit einspritzt, welche in ihrer Wirkung dem Chloroform ähnlich ist; denn sie werden dadurch bewußtlos, aber nicht todt, und können nur die Vorderbeine bewegen. Während die Anführer sie auf die Seite werfen, packen sie die übrigen und schleppen sie fort.

Eines Morgens sah ich eine Anzahl schwarzer Ameisen, die so zu sagen auf die Sclavenjagd gingen. Sie kamen zu einem Stocke, der in einem Baue der weißen Ameisen steckte und von einer Unmasse dieser Thiere besetzt war; aber die Schwarzen gingen sonderbarer Weise vorüber, ohne ihn anzurühren. Da hob ich den Stock in die Höhe, brach ein Stück von dem Baue ab und warf es quer über den Weg, mitten unter die schwarzen Ameisen. Als die Weißen bemerkten, daß sie entdeckt seieu, stürzten sie eiligst hervor und verbargen sich unter die Blätter; aber die Schwarzen beachteten sie kaum, bis einer der Anführer sie packte und stach, und im Augenblick lagen sie wie schlaftrunken auf der Seite; dann ergriffen die übrigen sie schnell und liefen mit ihnen davon.

Als ich dieses Insekt zum ersten Mal in Kolobeng sah, glaubte ich, sie nähmen die Weißen zu Sclaven; aber als ich eine Anzahl befreite und ruhig hinlegte, so fand ich, daß sie sich nie wieder aus jenem bewußtlosen Zustande erholten. Wahrscheinlich haben die Schwarzen sie zu fest am Halse gepackt, denn auf diese Weise werden sie fortgeschleppt. Aber auch die Puppen, die ich den Schwarzen wegnahm, entwickelten sich nicht, obwohl ich sie in die passende Temperatur brachte. Wenn man ferner die Ausgänge an den Bauen der Schwarzen

betrachtet, so sieht man Köpfe und Beine der Weißen aufgeschichtet. Die Schwarzen stehen also noch tiefer als diejenigen, welche Sclaven stehlen, sie sind wahre Cannibalen. Anderwärts sah ich, wie sie ihre Eier von einer Stelle wegschaffen, welche wahrscheinlich zur Regenzeit überfluthet worden wäre; ich zählte etwa 1260 Stück. Sie schafften die Eier eine Strecke weit, und legten sie dann nieder, dann kamen andere und transportirten sie weiter. Jede Ameise, die zu dem Baue gehörte, schien dabei beschäftigt zu sein; doch bemerkte ich keine Weißen unter ihnen. An einem kalten Morgen sah ich einen Trupp schwarzer Ameisen von einer anderen Art, die jede mit einem Gefangenen heimkehrte; da konnte man an ihrer cannibalischen Neigung nicht mehr zweifeln, denn sie hatten die Weißen bereits der Beine beraubt. Die Flüssigkeit im Stachel dieser Species hat einen stark-sauren Geschmack.

Ich habe oft die Betäubung bemerkt, welche die Einspritzung solcher Flüssigkeit aus dem Stachel gewisser Insekten hervorbringt. Namentlich ist hier ein Hautflügler zu erwähnen, der sogenannte Maurer oder Tüncher (Pelopaeus Eckloni). Er ist ungefähr einen und einen Viertel Zoll lang und kohlschwarz; man sieht ihn in die Häuser kommen mit einem Mörtelkügelchen von der Größe einer Erbse in den Vorderfüßen. Wenn er einen passenden Ort für seine Wohnung gefunden hat, so baut er eine Zelle von der Länge seines Körpers und tüncht die Wände, so daß sie ganz dünn und von innen glatt werden. Wenn alles fertig und nur ein rundes Loch gelassen ist, so bringt er sieben bis acht Raupen oder Spinnen, die er sämmtlich durch die Flüssigkeit aus seinem Stachel bewußtlos gemacht, aber nicht getödtet hat. Er legt sie in seiner Zelle nieder und eine von seinen eigenen Larven

dazu, welche, wenn sie wächst, frische Nahrung findet. Die Insekten sind in schlaftrunkenem Zustande, aber ihre Lebenskraft verhindert die Fäulniß oder die Vertrocknung, die sonst in diesem Klima stattfinden müßte. Wenn das junge Insekt ausgewachsen und seine Flügel vollständig entwickelt sind, ist auch die Fütterung vollendet. Dann durchbricht es die Wand der Zelle an der vorderen Oeffnung oder an der zuletzt von dem alten Insekt zugemachten Stelle, fliegt fort und beginnt ein Leben für sich selbst. Der Pelopäus ist ein sehr nützliches Insekt, da er die unmäßige Vermehrung der Raupen und Spinnen hindert. Oft sieht man ihn mit einer Raupe oder selbst einer Grille, die viel größer ist als er selbst; aber diese liegen ganz still, nachdem er ihnen das Chloroform eingespritzt hat, und der Pelopäus schleppt sie fort, indem er Beine und Flügel in Bewegung setzt. Die Flüssigkeit ist jedenfalls bestimmt das Bewußtsein zu benehmen und die Fäulniß zu verhüten, wobei der Tod schmerzlos vor sich geht.

Ohne die schwarzen Ameisen würde das Land von den weißen förmlich überschwemmt werden; sie vermehren sich außerordentlich, und nichts geht über die Energie, mit welcher sie arbeiten. Sie nehmen eine sehr wichtige Stelle im Haushalte der Natur ein, denn sie vergraben vegetabilische Substanzen unter den Boden mit eben so großer Schnelligkeit, als es die bösen rothen Ameisen mit animalischen Substanzen thun. Die weißen Ameisen entziehen sich in der Regel den Blicken und verweilen unter Gallerien, die sie des Nachts erbauen, um sie vor der Beobachtung der Vögel zu schützen. Auf ein gegebenes Zeichen, das ich indeß nicht näher angeben kann, eilen sie zu Hunderten hervor, und wenn sie das Gras mit ihren Kinnladen der Länge nach zertheilen, so ist es, als

hörte man einen leichten Wind durch die Blätter der Bäume säuseln. Sie schleppen die Stücke nach der Oeffnung ihrer Baue, nach einigen Stunden ist ihre Arbeit vollbracht, und man sieht dann viele kleine Häufchen Gras vor ihrer Wohnung liegen. Wohl einen Monat lang lassen sie sich nicht sehen, aber sie sind nie unthätig. Man machte mir einmal ein Lager aus einem Bündel Gras zurecht an einer Stelle, die ganz kahl und unbewachsen war. Auf einmal ließen die Ameisen ihr Signal hören. Die ganze Nacht hindurch hörte ich sie nagen und fortschleppen, sie setzten ihre Arbeit den ganzen nächsten Tag und die darauf folgende Nacht mit Unermüdlichkeit fort. Sechsunddreißig Stunden hatten sie sonach gearbeitet und schienen ebenso frisch und munter wie zuvor. Anderemale, wenn wir einen Tag ruhten, fraßen sie das Gras unter meiner Matte weg, und würden auch diese nicht unangerührt gelassen haben, wenn wir nicht mehr Gras hingelegt hätten. Bei gewissen Arbeiten schlagen sie auf merkwürdige Weise den Takt. Hunderte sind damit beschäftigt, einen langen Tunnel zu bauen, der glatt werden soll. Auf ein gegebenes Zeichen schlagen alle drei- bis viermal kräftig darauf los. Es klingt dies, wie wenn Regentropfen von einem Strauche fallen, wenn man daran rüttelt. Diese Insekten sind sehr wichtig für die Fruchtbarkeit des Bodens. Ohne ihre Thätigkeit würden die tropischen Wälder, so schlecht sie jetzt schon in Folge der abgestorbenen Bäume sind, noch bedeutend schlechter sein. Sie wären rein unzugänglich wegen der Masse todter Pflanzenreste, welche den Boden bedecken, und würden schlechtere Dünste ausströmen lassen, als es jetzt bei verhältnißmäßig geringen Ueberresten der Fall ist.

IV.

Eine Station bei den Kik-Negern in Centralafrika.

(Aus dem Schreiben eines österreichischen Missionars.)

Endlich nahte der 10. Mai 1857, vierter Sonntag nach Ostern, ein Tag heftiger Regengüsse und stürmischen Wetters; das Schiff durchschnitt die Wellen, wie schon lange nicht mehr; die Hoffnung stärkte sich daher, heute noch den ersehnten Zielpunkt zu erreichen. Und wirklich um 4 Uhr Nachmittags zeigten uns die Schiffsleute die Gegend von Heil. Kreuz, kenntlich durch hohe, schattenreiche Bäume, und da wir voll Erwartung die Gegend musterten, sahen wir drei gekleidete Personen nahen, hier eine Seltenheit, weil Alles mit dem Kleide der Natur zufrieden ist: es war der Herr Vicar von Heil. Kreuz, hochw. Mosgan, das Missionsmitglied Klangsnig und ein Zögling der Mission. Während des Nachtmahls, das unterdessen bereitet wurde, fuhren wir unter Nacht und Regen durch den Canal in Heil. Kreuz an. Also war ich, da mich der hochw. Provicar für diese Station bestimmt hatte, angelangt in meiner neuen Heimath.

Heil. Kreuz ist ein Dörflein von 17 Gebäuden, welches aber lauter Tokul sind. In der Form von Heuschober, aus Schilfrohr gebaut, von Innen, und wenn's nobel sein soll auch von Außen, mit Koth bestrichen, ein paar Löcher als Fenster und ein großes als Thür angebracht und ein spitziges Strohdach darauf, sind die wohlfeilsten Wohnungen. Neben diesen Hütten stehen einige buschige Bäume; in einiger Ent-

fernung zieht sich ein Zaun von Dornen — Seriba — herum, als Schutzwehr, und das ist Heil. Kreuz. Außer der Umzäunung gewahrt man einen kleinen Erdhügel mit dem Zeichen der Erlösung prangend — das Grab des sel. Alois Pircher.

Wie armselig ist das Ganze! und doch nennen die Eingeborenen dieses armselige Dörflein Pan nom — Haupt des Landes!

Heil. Kreuz liegt nicht am Nil, sondern an einem großen Canal desselben. Fahren wir auf unseren Schifflein, welche wie die der Eingeborenen ausgehöhlte Baumstämme sind, eine Viertelstunde zurück gegen Nordwest, so gelangen wir an den Nil und nach der Ueberfahrt zu vier andern Tokuls — zur Meierei von Heil. Kreuz. Sie besteht aus einem sehr reich bestellten Garten und einem großen Stück Neurauth, bereits mit herrlicher Dura und Mais bepflanzt. Der kluge und erfahrene hochw. Herr Mosgan sah nämlich wohl ein, daß die Erwerbung von Eigenthum, Grund und Boden u. s. w. nothwendig sei für die Mission, damit sie erstens bald auf auf eigenen Füßen stehen könne und zweitens die Zöglinge durch fortwährende Beschäftigung an Arbeit gewöhnt werden und dieselbe gleichfalls lieb gewinnen möchten. Grund und Boden kostet hier ja keinen Pfennig und wahrlich, es lohnt sich auch der Mühe, denn die Ueppigkeit, mit der alles gedeiht, im Garten und auf dem Acker, geht über alle Beschreibung.

Die Bewohnerschaft von Heil. Kreuz besteht gegenwärtig aus zwei Priestern, einem europäischen Arbeiter, 14 männlichen und 12 weiblichen Personen, die zum Theil schon getauft, zum Theil Katechumenen sind, und endlich aus 10 Wilden, Eingeborenen, die das Vieh weiden und arbeiten helfen sollen. Das Haupt dieser Station, Herr Mosgan, befindet sich bereits

sechs Jahre in der Mission, und ist an Erfahrungen und Kenntnisse dieser Völkerstämme sicherlich der reichste. Das erste Jahr war er in Chartum, fast immer kränklich. Dann kam er als Generalvicar nach Gondokoro. Ein Jahr brachte er dort zu, Herrn Trabant und den seligen Doviak an seiner Seite. Er hatte aber von Seite der Bari so viel zu leiden, daß er, wie er sagt, in einem Jahr um zehn Jahre älter geworden, und daß es ihm klar wurde, selbiges Volk, durch und durch verwöhnt, suche bei der Mission nur Kost und Perlen, nicht das Christenthum, so daß, wenn keine Perlen oder Dura mehr da waren, es auch von den Missionaren nichts mehr wissen wolle. Er schüttelte darum den Staub von den Füßen, nachdem Doviak dort eine Beute des Todes geworden und Herr Trabant krank nach Chartum zurück wollte, fuhr auf dem weißen Nil aufwärts, um einen andern Platz zu suchen, wo der Boden für die Aufpflanzung des Kreuzes geeigneter wäre, und kam so in's Land der Kik. Niemand hatte er bei sich, außer einige arabische Diener. Das erste Jahr lebte er in einem Fischerdorfe. Die gutmüthigen Fischer gewannen ihn bald sehr lieb, und dieses harmlose Völklein, welches eine eigene Zunft bildet, ist seither der Station immer sehr zugethan. Schiffe und Leute leihen sie uns, so oft wir nur wollen. Während aber die wilden Fischer Mosgan's Freunde wurden, bereiteten ihm dagegen seine arabischen Diener Leiden ohne Zahl, sie bestahlen ihn, verfolgten ihn auf alle Weise und bedrohten sogar sein Leben. Nach einem Jahre übersiedelte er nach Heil. Kreuz, welches obengenanntem Fischerorte ganz nahe liegt. Da war aber außer ein paar verlassenen Fischerhütten nichts als Wald und Gras; es mußte gereinigt, gebaut werden. Unter seiner thätigen Fürsorge erstanden wohnliche Tokuls, Vieh kam

in seinen Besitz, jenseits des Nils, wo der Boden fruchtbarer ist, ward ein kleines Gärtchen angelegt. So wohnte er zwei Jahre allein, umgeben von den treulosen arabischen Dienern; denn ein europäisches Missionsmitglied konnte er trotz wiederholten Bitten von Chartum nicht erhalten. Wohl aber erwarb er theils durch Kauf, theils als Geschenk von gutgesinnten Kaufleuten mehrere Kinder, die er christlich erzog und zur Arbeit antrieb. Erst verwichenes Jahr kam ihm ein Gehülfe, der hochw. Pircher; aber ach, wie schnell rief ihn Gott zu sich! Der Plackereien von Seite der arabischen Diener satt, verjagte er sie endlich alle, und nahm an ihrer Statt einige Wilde an, die mit der Kost zufrieden und nicht so böswillig sind. „Wie ein Erlöster aus dem Fegfeuer bin ich nun," so schrieb er in einem Brief nach Chartum, „jetzt, da ich nur noch mit Kindern und Wilden zu thun habe."

Das Land um Heil. Kreuz ist eine unabsehbare Ebene. Schaue ich aus meinen drei Fensterlöchern in das Weite, so erblicke ich gegen Westen und Süden Wald; gegen Osten und Norden Schilf und Ambatsch (ein Holz leicht und weich wie Kork) längs des Flusses. Der Wald gegen Süden und Westen dehnt sich unendlich weit aus. Er giebt uns das Holz in Menge umsonst, und zwar das kostbarste schwarze Ebenholz, so daß wir die gemeinsten Hausgeräthe aus demselben uns verfertigen. Mimosen, die den kostbaren Gummi schwitzen, stehen dicht aneinander; weiter landeinwärts, den Kik-Wohnungen zu, sind Bäume mit kostbaren Früchten, und die Weinrebe wild wachsend.

Dieser Wald ist auch ein wahrer Thiergarten, wo man die seltensten Thiere sehen kann. Elephanten durchstreifen ihn in zahlreichen Heerden; erst vor kurzem sahen wir eine Heerde

von nahezu hundert. Dieses Ungethüm tritt in den zur Regenzeit weichen Boden knietiefe Gruben, so daß man zu Fuß fast nicht weiter kommt; ist ihm ein Mimosenbaum im Wege, so knickt es ihn mit seinem Rüssel weg; findet es eine Kothlache, wälzt es sich in derselben und drückt eine ansehnliche Grube ein. Die Giraffe kann ich von meinem Zimmer aus vorbeipassiren sehen, ihren Kopf über die Mimosen hinausstreckend. Herrlich ist das Schauspiel, wenn eine große Heerde derselbe, durch irgend etwas aufgeschreckt, im Galopp vorbeihüpft. Gleich den hochgehenden Wellen des Meeres erscheint die tactmäßige Bewegung ihrer Köpfe. Dann giebt's Heerden von Büffeln, Antilopen, an Größe und Gestalt unserem Hirsch ähnlich, abgerechnet die Hörner, welche denen des Steinbockes gleichen; endlich viele Gazellen, wovon besonders die gestreifte das wunderlieblichste Thierchen ist.

Unter den reißenden Thieren hausen hier Löwen, der gewöhnliche und ein viel größerer, mit kurzem Schweif und prachtvoll gestreiftem Felle. Die Eingeborenen nennen ihn Menschenfresser, und haben großen Respect vor ihm. Plagt ihn der Hunger und die Lust nach Menschenfleisch, so steigt er durch's Dach in ihre Tokul und holt sich seine Beute. Häufig sind die Tiger, Leoparden und Hyänen. Besonders letztere ist der unverschämteste Gast. Dreimal schon, so lang ich hier bin, besuchte sie Nachts unsern Hof, holte sich einmal ein einfältiges Schaf, die andernmale ausgeschoppte Antilopenhäute. Unsere zwei großen Wachthunde aber verderben ihr meistens die Geschäfte.

Das Vogelreich ist hier sehr zahlreich und mannigfaltig vertreten; und die Natur scheint alles aufgeboten zu haben, um diese lustige Zunft recht prächtig zu kleiden; denn die

Farbenpracht fast aller hiesigen Vögel hat ihres Gleichen nicht. Selbst die liederlichen Spatzen, die auch hier zu finden sind, diese Proletarier der Vögel, erscheinen hier in einem Staat, gelb, purpurroth, schwarz u. s. w., daß der Spatz in Europa wahrlich ein schmutziger Wegelagerer dagegen ist!

Wahrlich, reich ist dieses Land von Natur aus; und was würde aus ihm werden, wenn Menschenfleiß dreingreifen würde!

Dieses Land nun bewohnen verschiedene Zweige des großen Dinka-Stammes, und zwar von der Station aus gerechnet: am Flusse die Fischer, gegen Norden die Thuits und ein Theil der Nuerr; gegen Osten die Bohr, gegen Süden die Kik und Heliab, gegen Westen die Arol und ein Theil der Nuerr. Mehr oder minder leiden all' diese Stämme Noth; aber die ärgsten Hungerleider sind unsere nächsten Nachbarn, die Kik. Die Reisenden heißen sie die „Tscham Tscham" (Esser), weil sie kein Wort öfter gebrauchen als dieses. Woher diese Noth in einem solchen Lande? Weil Gott den Menschen zur Arbeit verurtheilte und er im Schweiße seines Angesichts sein Brod essen soll. Bewohnte er auch das reichste Land, müßte er ohne Arbeit Hunger leiden. Dieses Volk will aber nicht arbeiten, darum Hunger, Blöße, Noth aller Art. Nur etwas Dura zu bauen, bequemen sich die Besseren; ist sie reif, dann wird in Saus und Braus das Wenige aufgegessen und dann geht's Hungern an auf drei viertel Jahr. Und würden nicht die Bäume ihnen wild wachsende Früchte, und genießbare Pflanzen etwas Nahrung geben, die Tscham Tscham gingen sicher darauf. Da liegt dann dieses Volk mit angefeuchteter Asche eingeschmiert, den ganzen Tag herum, zu faul und zu schwach zum Reden. Ich habe ein paarmal Hungersgestalten gesehen, wie in Tyrol sicherlich nie gesehen worden sind und

nie gesehen werden, so Gott will. Weil aber die Ursache ihrer Noth Faulheit ist, so mag man einstimmen in das was Herr Mosgan sagt: die leiblichen Werke der Barmherzigkeit: die Hungerigen speisen und die Nackten bekleiden, seien hier kein Verdienst, vielmehr Sünde! — Wahrlich ein armseliges Volk! armselig noch viel mehr, wenn man es der Seele nach betrachtet. Sie kennen keinen Gott, Wenige ausgenommen, die so etwas von einem höhern Wesen, Den did myal — großen Regen droben — träumen, aber um selbes sich nicht im mindesten kümmern. Vor dem Tode haben sie gewaltig Furcht. Sehen sie zum Erstenmal einen Spiegel, hören sie die Töne einer Harmonika oder den Schlag der Uhr, so fragen sie entsetzt: bringt mich das wohl nicht um? Das Streben des Missionars wird daher hier wohl vor Allem dahin gehen müssen, aus diesem Geschlechte zuerst Menschen zu bilden, dann Christen. Im Uebrigen scheinen die Kik mit den Sitten und Gebräuchen der übrigen benachbarten Stämme übereinzustimmen. Der Mann kauft seine Frau um 20, 30 Ochsen, sie bringt nichts mit in's Haus; die Tochter eines Schech kostet oft 100 bis 200 Ochsen. Die verschiedenen Stämme leben untereinander wie Hund und Katze; ersieht Einer eine Gelegenheit zum Raub von Vieh, dann benutzt er sie — und dann giebt's Krieg. Schon jetzt sagen die Thuits und Bohr im Osten: Heuer werden wir Krieg führen, weil bis jetzt in der Regenzeit so wenig Regen gefallen, die vom Westen werden für ihre Heerden in der trocknen Zeit (von Ende Oktober bis Anfang April) keine Weide finden und hierher kommen wollen.

Das Verhältniß der Nachbarstämme zu uns aber ist ein ganz anderes als das der Bari zu der Mission. Sie fürchten und achten uns. Herrn Mosgan nennen sie den Bayn did

— das große Oberhaupt. Häufig ward er von ihnen zum Schiedsrichter gewählt und seinem Ausspruche fügten sie sich. In Krankheiten und Leiden kommen sie weit her nach dem Pan nom; sie sind überzeugt, daß wir zu ihrem Nutzen da seien. Hat Jemand von ihnen gegen die Station etwas verbrochen, z. B. gestohlen, so kommen sie her, den Schaden gut zu machen. Einmal ward eine Kuh entwendet, Tags darauf kam der Schech des Orts, wo der Dieb war, mit der Kuh und vier Ochsen als Schadenersatz mit dem Bemerken: mit dem Bayn did will ich in Frieden bleiben.

Landesplagen sind hier vor allen die weißen Ameisen und Gelsen. Erstere stellen unsern Sachen, letztere unserer Haut nach. Was nicht von Metall, Glas und schwarz Ebenholz ist, ist für sie genießbar und bei der größten Sorgfalt ist man kaum im Stande, die Sachen vor ihrer Gefräßigkeit sicher zu stellen. Letztere sind hier in solcher Anzahl, daß ihre wahre Heimath hier zu sein scheint. Unter den Krankheiten sind auch hier Fieber und Ruhr am häufigsten, allein lange nicht so bösartig wie im Süden. Das Klima ist sehr mild, die Hitze erträglich; besonders in der Regenzeit, die von April bis October dauert, ist's manchmal wie in Europa, kühl und angenehm, und Morgens und Abends allemal.

Australien.

I.

Land und Leute in Neu-Seeland.

Am 22. Dezember 1858 traf die österreichische Fregatte Novara auf ihrer Erdumsegelung in Neu-Seeland ein. Patuone, ein auf der anderen Seite des Hafens wohnender Häuptling, hatte zu Weihnachten alle in der Nähe wohnenden befreundeten Stämme zu einem Feste eingeladen und der „Novara" gleichfalls eine Einladung zugesandt, welche bereitwilligst angenommen wurde.

Als wir, erzählt Herr Julius Hanf,*) an der Küste landeten, wo sich das Maori-Lager befand, sahen wir auf der Anhöhe mit der englischen Flagge und vielen anderen Fahnen geschmückt, verschiedene lange Zelte aufgeschlagen; um dieselben

*) Ein Deutscher, der seinen Aufenthalt in Neu-Seeland genommen hat, um das Land in statistischer und national-ökonomischer Hinsicht zu untersuchen.

wogte eine bunte Menschenmenge, die sich, als wir am Fuße des kleinen Hügels anlangten, auf dem Plateau vor den Zelten versammelte und eine dichte Masse bildete. Plötzlich erklang die Luft von einem monotonen, raschen Gesang in Daktylen, wobei Alle bei der ersten Sylbenlänge mit den Füßen stampften; die aus dem Meré (Grünstein) angefertigten Streitkolben der Häuptlinge, das Zeichen ihrer Würde, wurden dabei in die Höhe gehalten; wer von den Maoris einen Stock hatte, schwang ihn drohend in der Luft, während die Uebrigen die Enden ihrer Decken in die Höhe hielten. Es war ein schauerlich schönes Bild, und als wir nun näher kamen, der Gesang an Heftigkeit und Schnelle zunahm, wir die unsinnigen Sprünge der Eingebornen, das Verdrehen der Augen, wobei sie die Zunge herausstreckten, genauer ansehen konnten und dabei den Boden unter dieser zwei- bis dreihundert Mann zählenden Schaar erdröhnen fühlten, konnten wir uns eines unwillkürlichen Schauders nicht erwehren.

Herr Backer, ein Regierungssekretär in der Abtheilung der Eingebornen und der Expedition als Dolmetsch beigegeben, theilte nun mit, daß die Maoris, um ihren Besuchern ein Bild der alten Sitten zu geben, den Kriegstanz aufführten, und daß dieses Schauspiel zu sehen, in den jetzigen Zeiten einem Europäer selten zu Theil würde. Als wir die Anhöhe erstiegen hatten, theilten sich plötzlich auf das Kommandowort des Häuptlings Paul von der Coromandelküste, welcher als Ceremonienmeister für den alten Häuptling Patuone handelte, die dichten Haufen und bildeten ein drei Mann hohes Spalier auf beiden Seiten des Weges. Der wilde Gesang hörte auf und es ertönte eine etwas ruhigere Melodie, ebenfalls in Daktylen und einstimmig, wobei sich auch die Frauen betheiligten.

Während diese Reihen durchschritten wurden, ertönte stets derselbe Gesang, aus nur sich wiederholenden Takten bestehend, wobei die Eingebornen die rechte Hand über dem Kopfe hielten, damit eine eigenthümlich zitternde Bewegung machend, während die Linke auf der Brust lag. Der Dolmetsch berichtete, daß dies das Willkommen der Maoris sei. Die beiden Linien wurden durch den Häuptling Patuone geschlossen; zu seiner Rechten und Linken standen die Häuptlinge Hori Haupapa und Apihai Te Kawan, alle Drei mit ihren berühmten Merés in der Hand. Sie reichten den fremden Besuchern nach englischer Sitte die Rechte, baten sie, den früher von ihnen innegehabten Platz einzunehmen, und schritten nun durch den offenen Gang zurück, um dieselben nach ihrer Weise auf Neu-Seeland zu bewillkommnen.

Bei den nun folgenden Reden der Häuptlinge gaben die Eingebornen, welche auf beiden Seiten standen, auf beredte Weise mit Kopf und Händen ihre Zustimmung. Die Art, wie die Maoris bei solchen feierlichen Gelegenheiten sprechen, ist sehr eigenthümlich. Der Redner steht ungefähr zehn Schritte von den Angeredeten und geht sprechend bis auf drei Schritte auf dieselben zu; schweigend geht er dann zurück und fängt, auf seinem früheren Standpunkt angekommen, wieder von Neuem zu reden an. Diese Sitte hat viel Gutes, denn nicht allein hat der Redner Muße, sich wieder zu sammeln, sondern er läßt auch den Zuhörern Zeit, tiefer in das von ihm Gesagte einzudringen.

Würdevoll und ruhig theilen die Maoris ihre Ansicht mit, dabei wird nur an einzelnen, besonders wichtigen Stellen der Rede die rechte Hand erhoben, während sich in der gesenkten linken Hand die Merékeule befindet, ohne welche ein

Häuptling nie spricht. — Wir hatten inzwischen die uns umgebenden Figuren betrachtet. Der größte Theil derselben war in europäischem Anzuge, die Häuptlinge meistens in schwarzer Kleidung und mit einer goldbordirten Mütze, die Anderen in allen nur erdenklichen Kostümen, wie Laune oder Zufall dieselben hatte wählen lassen. Die alten Männer waren je nach ihrem Range mehr oder minder tätowirt, was mit der europäischen Kleidung nicht wohl zusammenpassen wollte; die älteren Frauen, meistens in europäischer, oft eleganter Kleidung hatten ebenfalls die Lippen und das Kinn tätowirt, während die jungen Leute beiderlei Geschlechtes diese Sitte nicht mehr lieben und ohne diese Zeichen ihres früheren niedrigen Kulturzustandes ihre natürlichen, oftmals sehr schönen Gesichtszüge zeigen. Es giebt inzwischen einen kleinen Theil der Eingeborenen beiderlei Geschlechtes, welche sich noch nicht an die europäische Kleidung gewöhnen können, und die entweder eine gewöhnliche wollene Decke umgeschlagen haben oder die Kakahu, eine große, oftmals doppelte Decke, tragen, welche die Frauen aus den Fasern des neuseeländischen Schilfflachses auf eine sehr kunstreiche Weise anfertigen. Dieser letztere Anzug ist besonders malerisch. Manche dieser schönen Gestalten in die Maori-Manteldecke eingewickelt und den einen Zipfel über die Schultern geworfen, erinnerte unwillkürlich an die Toga der alten Römer. Aber alle tragen mit großer Vorliebe Ohrschmuck, meistens aus einem ovalgeschliffenen Grünstein oder einem großen Haifischzahne bestehend, welcher in dem durch das Ohrläppchen gestochenen Loche mit einem schwarzen Bande befestigt ist.

Wir näherten uns den Zelten und sahen darin lange, gegen zwei Fuß hohe Tische aufgeschlagen, welche mit kleinen zierlichen, aus dem Blatte des neuseeländischen Flachses ge-

flochtenen Körbchen bedeckt waren und in welchen sich gekochte Kartoffeln, Schweinefleisch und Fische befanden. Die Gäste saßen auf hingestreuten frischen Farrenkräutern auf der Erde, entweder mit untergeschlagenen Beinen oder auf den Fersen hockend, und ließen sich das Mahl vortrefflich munden, wobei natürlich mit den Fingern zugelangt wurde, denn zu dem Gebrauche des Messers und der Gabel hat sich der Maori noch nicht verstiegen. Junge Leute mit großen Kesseln rannten umher und schenkten den Essenden Thee ein, welcher ein Bedürfniß der Neuseeländer geworden. Alle waren guter Dinge und überall herrschte Frohsinn und Lebendigkeit. Die Eingeborenen, welche bereits gegessen hatten, saßen in kleinen Kreisen auf der Erde, rauchend und scherzend ihre Zeit verbringend.

Rauchen ist bei beiden Geschlechtern zur Leidenschaft geworden und sieht man Kinder auf dem Arme die Pfeife aus dem Munde der Mutter nehmen und weiter rauchen. Die irdene Pfeife, so kurz abgebrochen, daß nur so viel Stiel da ist, um sie zwischen den Zähnen festzuhalten, wird allen anderen vorgezogen. Als wir so zwischen den einzelnen Gruppen durchgingen und die oftmals prachtvollen Gestalten bewunderten, fielen uns zwei Leute auf, welche ihre Köpfe unter einer Decke verborgen hatten und bitterlich weinten. Auf die Frage nach der Ursache hörten wir, daß es zwei Freunde oder Verwandte seien, welche sich lange nicht gesehen und auf diese Weise ihr Wiedersehen feierten. Kuß und Händedruck waren dem Maori unbekannt und wurden erst in den letzten Jahren im Verkehr mit den Europäern angenommen. Unter sich ist aber die alte Sitte des Nasenreibens oder vielmehr Nasendrückens noch stets vorherrschend und dauert dies je nach dem Grade der Freundschaft oder Hochachtung länger oder kürzer.

Freunde und Verwandte aber drücken ihre Freude beim Wiedersehen dadurch aus, daß sie sich und oftmals stundenlang zusammensetzen und ihre Nasen aneinanderlegen, dabei bitterlich weinend und schluchzend. Sind sie ungesehen, so geschieht es, ohne sich den Kopf zu bedecken, im anderen Falle aber werfen sie eine Decke über sich. Es fiel allgemein auf, daß Formen, Farben und Haare der versammelten Eingebornen so merklich verschieden waren und waren unsere deutschen Gäste gleich den englischen Gelehrten der Ansicht, daß der Maori-Stamm ein vollständig gemischter wäre, in welchem der Südsee-Insulaner, der Malaye, der Neger, der Chineser und selbst der Jude Alle in gleichem Grade vertreten sind.

Da in der letzten Zeit in der nächsten Nähe Auckland's außer anderen mineralischen Schätzen ausgedehnte Kohlenlager entdeckt worden waren, so suchte der Gouverneur Gore Brown bei dem Commodore von Wüllerstorf um die Erlaubniß nach, dieselben durch Dr. Hochstetter, den Geologen der Expedition genauer untersuchen zu lassen. Nachdem dieselbe bereitwilligst ertheilt worden war, wurde von der Regierung eine Expedition ausgerüstet, und um zu gleicher Zeit den Gelehrten der „Novara" Gelegenheit zu geben, auch mehr das Innere des Landes zu sehen, wurde dieselbe nicht allein auf die Kohlenlager beschränkt, sondern es ward beschlossen, den zwischen Auckland und dem Waikato, dem größten Flusse der nördlichen Insel sich hinziehenden neun bis funfzehn Meilen breiten Urwald zu durchschneiden, und die Ufer dieses prachtvollen Flusses und einige daran gelegene Dörfer der Eingebornen zu besuchen.

Die Expedition wurde von dem Hauptmann Drummond-Nay, Adjutanten des Gouverneurs und Distrikts-Kommissar (politischer Agent bei den Eingebornen) des südlichen Theiles

der Provinz Auckland, und Herrn Heaphy, Chef-Ingenieur der Provinz Auckland, angeführt. Am 28. December Morgens reisten wir in fünf Wagen von Auckland ab. Trotzdem, daß wir uns mitten im Sommer befanden und keine Wolke den dunkelblauen Himmel bedeckte, wurde doch die Hitze durch die stets wehenden Land- und Seewinde gemildert und konnten unsere deutschen Gäste nicht genug Worte zum Lobe des herrlichen neuseeländischen Klimas finden. Es ist wahr, wir hatten während der ganzen Zeit des Aufenthalts der „Novara“ 70 bis 76 Grad Fahrenheit im Schatten, was mit 18 bis 20 Grad Reaumur übereinstimmt.

So fuhren wir zwischen den vulkanischen Kegeln, alle ausgebrannte Krater, einher, auf welchen in früheren Jahren die Eingeborenen ihren Kriegspaß hatten, weßhalb auch dieselben meistens in Terrassen von 4 bis 8 Fuß Höhe, welche regelmäßig übereinander liegen, eingeschnitten sind, was diesen Bergen ein eigenthümliches Ansehen giebt. Die an dem Wege oder dem Fuße der Hügel gelegenen Villen, Farmen, oftmals in der Mitte üppiger Blumengärten gelegen, bildeten einen angenehmen Kontrast zu den sich nach verschiedenen Richtungen hinziehenden mit Farrenkräuter und sonstigen Gesträuchen überwachsenen alten Lavaströmen. Hie und da tummelten sich Pferde auf den üppigen grünen Wiesen, oder kräftige Rindvieh- und Schafsheerden, grasten friedlich auf denselben und zeigten deutlich den rasch aufblühenden Wohlstand dieser jüngsten aller englischen Kolonien.

Nach einer Fahrt von anderthalb Stunden kamen wir an dem Fuße des Richmondberges an, von den Eingebornen Otahuher genannt, welcher dem in der Nähe liegenden Dorfe seinen Namen gegeben. Dieser höchst interessante, ausgebrannte

Kraterkegel wurde bestiegen, und Geologe, Zoologe und Botaniker fanden werthvolle Sachen für ihre Sammlung.

Zur Rechten Onehunga, ein rasch aufblühendes Hafenstädtchen, liegen lassend, rollten wir nun durch eine gesegnete Ebene, auf welcher weitausgedehnte Kartoffelfelder in voller Blüthe standen und üppige Waizen- und Gerstenfelder ihre wallenden Flächen zeigten, wobei an anderen Stellen hölzerne Einfriedungen oder lebende Hecken, prachtvolle Wiesen mit stattlichem Vieh einschlossen, Otahuhu zu, wo ein Frühstück die ganze Gesellschaft erwartete. Fahnen flatterten auf verschiedenen Häusern und die wohlgekleideten Bewohner kamen von allen Seiten heran, um die deutschen Männer zu begrüßen, welche sich mit den natürlichen Reichthümern des Bodens bekannt machen sollten.

Nach eingenommener Stärkung setzten wir uns wieder ein und verfolgten unseren Weg durch die Ebene Papakura (rothe Fläche). Nach einer Stunde erreichten wir Tamaki, ein aus mehreren zwischen Feldern, Gärten und Wiesen freundlich gelegenen Häusern bestehendes Dorf, und endlich gegen 1 Uhr gelangten wir in Drury an, einer 29 Meilen von Auckland entfernten größeren Niederlassung. Drury liegt in einer hügeligen, fruchtbaren Ebene, nach allen Seiten hin ist das Land eingefriedigt, Felder und Wiesen wechseln in bunter Reihe ab, und das behäbige, gesunde Aussehen der Bewohner, die vielen rothbackigen Kinder und das kräftige, schöne Vieh zeigten, daß die Gegend nicht allein fruchtbar, sondern auch sehr gesund sein muß.

Nach kurzer Pause gingen wir den eine Meile von Drury entfernten Hügeln zu und traten nun zum ersten Male in den Urwald ein. Die Pracht desselben machte auf Jeden den

größten Eindruck. Die niedliche Arekapalme mit ihrem Blüthen- und Fruchtkranze unter der Blattkrone, die verschiedenartigen zierlichen Farrenbäume mit ihren ausgezackten Blättern, der majestätische Kauribaum, der König der neuseeländischen Wälder, der Rata, dieser Baumtödter, welcher die Waldriesen zuerst als zarte Schlingpflanze umschlingt, nach und nach seine Stütze mit immer stärker werdenden Armen umfaßt, bis er sie erstickt hat und dann, selbst zum starken Baume werdend, deren Stelle einnimmt, fielen zuerst in das Auge. Alle sind mit Schlingpflanzen und Lianen jeglicher Art umwachsen, sie nach allen Seiten hin verbindend, wodurch dem Eindringlinge ein beinahe unbesiegliches Hinderniß in den Weg gelegt wird.

Ueberall, wo sich an den Bäumen nur eine freie Stelle zeigt, haben sich Schmarotzerpflanzen festgesetzt, welche sie im Verein mit den Schlinggewächsen in solcher Weise bedecken, daß man oft nicht im Stande ist, ihr eigenes Laub zu sehen und oft bis in die höchsten Spitzen darnach suchen muß. Dazwischen ist der Boden mit Farrenkräutern von jeder Größe und Gestalt bedeckt, welche durch ihre zierlichen Formen und ihr frisches Grün dem Auge wohlthun. Die umgestürzten Baumstämme sind mit Moos und Flechten in mannigfachen Formen umwachsen oder bieten den Schmarotzerpflanzen ein fruchtbares Feld zur Ernährung dar. Ueberall wuchert frei und ungestört emsig die üppig grüne Pflanzenwelt, während das an vielen Stellen geschlossene Laubdach den Sonnenstrahlen kaum einen flüchtigen Einlaß gewährt.

Die Gesellschaft trennte sich nun in zwei Abtheilungen. Die eine mit Dr. Hochstetter an der Spitze ging weiter, um an verschiedenen anderen Stellen die Kohlen- und Kalkformationen zu untersuchen, während die andere in den Wald eindrang,

um zu sammeln. Wir folgten dem Laufe eines Bächleins, welcher uns zu einem hübschen Wasserfalle führte, und halfen nach allen Kräften dem Zoologen Frauenfeld und dem Botaniker Jellinek Beute machen. Mit großer Befriedigung wurde von unseren deutschen Freunden hervorgehoben, daß das Sammeln in den hiesigen Wäldern doppelt angenehm sei, weil man weder den Biß oder den Stich eines giftigen Amphibiums oder Insekts zu fürchten habe, noch sich wegen wilder Thiere ängstigen müsse. Es ist in der That eigenthümlich, daß sich in diesem schon sonst so reich von der Natur gesegneten Lande keine giftigen oder schädlichen Thiere vorfinden. Von vierfüßigen Thieren ist nur eine kleine Ratte einheimisch, welche dabei jedes Jahr seltener wird, Schlangen, Kröten und Frösche kommen ebenfalls nicht vor und nur sehr zierliche und ungefährliche kleine Eidechsen, unseren deutschen in der Gestalt nicht unähnlich, beleben den steinigten Boden.

Obgleich uns in dem Walde selbst zahlreiche Moskitos umschwärmten und uns in Hände und Gesicht stachen, so waren deren Stiche doch nicht schlimmer als die unserer deutschen Waldmücken. Diese Plage schwindet aber bald, wie das Land urbar gemacht wird, und außer diesen kleinen Waldteufeln hat Neu-Seeland kein Insekt aufzuweisen, dessen Stich so schmerzlich wie der unserer Hornisse ist. Man kann sich daher unbesorgt in dem Walde überall hinlegen und ruhig am Tage und bei Nacht die müden Glieder ausruhen. Reich beladen mit erbeuteten Schätzen kehrten wir bei einbrechender Dunkelheit nach Drury zurück.

Den andern Morgen ging der geologische Theil der Expedition unter der Leitung des Herrn Heaphy weiter, um die umliegenden in geologischer Beziehung so interessanten Thäler

zu erforschen, während der andere Theil unter Führung des Kapitäns Drummond-Hay sich in einem Kanoe, von den Maoris Waka genannt, auf dem Te Taheke, einem kleinen in den Manukanhafen mündenden Flüßchen einschiffte, um ein an demselben gelegenes Dorf der Eingebornen zu besuchen. Unser Waka war gegen 25 Fuß lang und an 2½ Fuß im Durchmesser und bestand aus einem Stamme des Kahika, einem weißen Nutzholz. Ein solches Waka wird von den Eingebornen mit fünf Pfund Sterling bezahlt und dauert zwanzig bis dreißig Jahre, während ein gleiches Kanoe aus dem rothen Holze des Totara ausgehöhlt, gegen 30 Pfd. Sterl. werth ist und oftmals noch nach hundert Jahren vollkommen brauchbar befunden wird. Es giebt Wakas aus diesen Waldriesen angefertigt, welche 70 Fuß lang sind, fünf bis sechs Fuß Oeffnung haben und zu den früheren Kriegszügen benutzt wurden, da ein solches Fahrzeug bequem 100 Mann fassen konnte.

Unser Waka war an den beiden Enden mit frischem Farrenkraute bedeckt und mit vier Rudern versehen, von welchen das eine von dem uns begleitenden Maori benutzt wurde, während wir Anderen gleich ihm auf den Fersen sitzend, oder mit ausgestreckten Beinen halb liegend, uns bald mit dem Gebrauche derselben vertraut machten. Diese Ruder laufen am unteren Ende spitz zu und wird damit das Wasser, indem sie perpendicular eingesetzt werden, so zu sagen fortgeschaufelt.

Die Fluth, welche bis zu dem Punkte unserer Einschiffung reichte, war bereits gefallen, so daß wir nur mit großer Mühe offenes Fahrwasser finden konnten. Indessen trotz aller unserer Bestrebungen saßen wir bald auf einer Sandbank, bald auf einem Felsenriffe fest; aber wir machten es den Eingebornen nach, hatten bald die Fußbekleidung abgelegt und sprangen in's

Wasser, um mit ihm vereint das Waka wieder flott zu machen oder über das Hinderniß zu schaffen; dann wurde eine Flußschnelle passirt, wobei wir das Kanoe über den das Wasser durchziehenden Grat heben mußten. Rings um uns herrschte Todesstille, nur manchmal durch das Auffliegen einer wilden Ente oder eines anderen Vogels unterbrochen. Leider konnten wir nicht schießen, da sieben Personen in dem Waka waren, wodurch es ziemlich tief ging und daher das größte Gleichgewicht gehalten werden mußte, um nicht umzuschlagen.

Gegen Mittag ward das Wasser höher, der Strom breiter und wir fuhren nun schneller unserem Bestimmungsorte entgegen. Die Aussicht dehnte sich aus, die Hügel waren mit Strauchwerk, hie und da durch eine Nikaupalme überragt, dicht bewachsen, welches sich bis zum Wasserrande hinunterzog. Braune und gelbe Schattirungen geben dem Ganzen das Ansehen einer deutschen Herbstlandschaft Zuweilen zeigte ein auf einem Felsen oder einer Sandbank liegender Baumstamm, daß manchmal Regenfluthen von den Bergen herunterstürzen und in jähem Falle die Bewohner des Urwaldes mit sich fortreißen. Wir fuhren bald in einen Arm des Maukau-Hafens ein, welcher nach allen Seiten hin seine Buchten in das Land hineinzwängt, aber wir konnten das Dorf noch immer nicht entdecken. Endlich sahen wir einen Maori, welcher mit seiner einfachen Angel dem Fischfange obliegend auf einem Felsblock saß; wir ruderten auf ihn zu und hörten, daß das Dorf noch zwei Stunden entfernt sei, falls wir zu Fuße dahin gingen, während der Weg zu Wasser eine noch längere Zeit erforderte. Auf die Frage, ob er uns als Führer dienen wolle, gab er zur Antwort, daß er hieher gekommen sei, um zu fischen und wolle er daher seine Arbeit nicht verlassen. Bereitwillig gab

er indeß zu Ehren des fremden Cawanas (der Kommandant v. Poeck war mit uns), seine drei Fische her. Wir stiegen an's Land um Kriegsrath zu halten und es ward beschlossen, den Besuch des Dorfes aufzugeben und nur die Umgegend zu durchsuchen.

Ein froher Ausruf Frauenfeld's, welcher am Strande suchend einige Schritte weitergegangen, brachte uns alle in lebhafte Bewegung, und jetzt sahen wir ihn an einer Austernbank stehen und dieselbe mit mehr als naturwissenschaftlichen Augen betrachten. Redlich halfen wir ihm mit großem Eifer bei dem Sammeln dieser Meeresschätze; bald waren über hundert Stück losgeschlagen, ein lustiges Feuer brannte, der größere Fisch ward von erfahrenen Händen entschuppt, ausgenommen und an einem als Spieß dienenden Stock über das Feuer gehängt und gebraten.

Der Maori hatte mit großer Aufmerksamkeit dem Kommandanten zugesehen, wie er mit ruhiger Geschäftigkeit zum allgemeinen Besten den Fisch entschuppte und die Austern öffnete; seine gutmüthigen Züge verzogen sich zu einem Lächeln, wobei sein breiter Mund zwei Reihen schöner weißer Zähne sehen ließ, dabei sagend: Kawanas goodman, was aus dem Maorischen Ideengange in's Deutsche übersetzt, genau sagen will: Der Gouverneur ist ein ganzer Mann. Gouverneur nennen die Maoris jeden hochstehenden Militär, da sie von den höheren Rangstufen sich keinen Begriff machen können. Nach einer halben Stunde war unser Mahl fertig, ein Bogen Fließpapier diente als Schüssel für unsern Braten und rundumher saßen wir auf frischen weichen Farrenkräutern und langten mit den Fingern zu. Unser Durst wurde an den kleinen, den Felsen herabrieselnden Quellchen gestillt, und zwar, weil

wir nichts zum Schöpfen bei uns hatten, auf die Weise der Eingeborenen, indem wir den Mund mit dem Wasser in direkte Berührung brachten. Dann ging es an's Sammeln, Pflanzen und Algen wurden eingelegt, Schnecken, Muscheln und Insekten erbeutet, und da die Fluth gegen 4 Uhr wieder stieg, ruderten wir nach unserem Abfahrtspunkt ohne Unfall zurück. In Drury angelangt, trafen wir wiederum mit dem anderen Theile der Expedition zusammen und begaben uns bald zur Ruhe, da der morgige, durch den Urwald führende Weg uns ziemliche Anstrengungen voraussehen ließ.

Der Lärm in den Höfen ließ uns nach Sonnenaufgang nicht mehr schlafen; schnell waren wir in den Kleidern und zur Weiterreise fertig. Es war ein prachtvoller Sommermorgen, und ein rosiger Duft lag über der ganzen Landschaft ausgebreitet. Der über die Anhöhen sich schlängelnde Weg fängt hier an, für Wagen unpassirbar zu werden, obgleich noch Karren denselben viele Meilen weit befahren können. Während einer Stunde ritten wir durch wiesenreiche, wellige Gelände, meistens eingehegt und mit kräftigem Vieh belebt; von Zeit zu Zeit erschien ein stattliches Haus mit Blumen und Schmucksträuchen umgeben, und that uns dar, daß dessen Bewohner die ersten harten Zeiten hinter sich hatte, wo er in einem rasch aufgebauten Wharé (Eingebornenhütte) wohnen und das Wald- oder Buschland urbar machen mußte.

Wir ritten endlich in den uns von dem Waikato-Flusse trennenden Wald ein; je tiefer wir hineinkamen, desto dichter wurden die Gesträuche, desto majestätischer die Formen der Bäume. Bäume von 150 Fuß Höhe waren nichts Seltenes, Palmen und Farrenbäume von 25 Fuß Höhe unter denselben stehend, ziemlich gewöhnlich. Schling- und Schmarozerpflanzen

machten sich überall mehr geltend und bedeckten die Riesenbäume bis in die höchsten Spitzen mit ihren Lianen und saftigen Blättern. Dazwischen flogen die seltsamen Vögel Neu-Seeland's, von dem ungewöhnlichen Geräusche der vielen Pferde aufgeschreckt, nach allen Richtungen hin oder sie erfreuten den Horchenden mit ihrem melodischen Gesange. Der häufigste Waldbewohner ist der Tui, von Kapitän Cook der Pfarrer genannt, weil er zwei auffallend weiße Federn an dem Halse hat. Er gleicht sehr unserem deutschen Eisvogel an Farbe und Gestalt. Lustig und unermüdet hüpft er von Zweig zu Zweig, und läßt weithin seinen melodischen Gesang erschallen. Außer diesem Vogel werden die Wälder durch den Kakariki, einen kleinen grünen Papagei, belebt, welcher sich im schattigen Laubgewölbe wiegend, einen schrillen Laut ausstößt und dadurch wiederum an die tropischen Gegenden der Erde erinnert. Auch ein neuseeländischer Kukuk, von den Eingebornen Koekoea genannt, ward erlegt und mit Freude als ein seltenes Exemplar begrüßt. Wir hatten heute Gelegenheit, das Talent und die Geschicklichkeit des Kapitän Drummond-Hay zu bewundern und es begreiflich zu finden, daß ein Mann, welcher jahrelang, oft ohne einen Europäer während dieser ganzen Zeit zu sehen, unter den Eingebornen in einem Zelte lebt, nach und nach nicht nur deren Gewohnheiten annimmt, sondern auch mit eben so scharfen Augen und mit gleich sicherer Hand begabt wird. Gleich einer Schlange wand er sich lautlos mit dem Gewehr in der Hand durch das dichte Gesträuch, um die scheuen Vögel zu erschleichen, dabei nie sein Ziel verfehlend, und als wir gegen Mittag an einem Bache ausruhten, einen kleinen Vogel von der Größe einer Kohlmeise auf einem Baumzweige sitzen sahen und bedauerten, daß die dicken Schrote in

den Gewehren nicht erlaubten, denselben zu schießen, hob er leise einen kleinen Stein auf, zielte und warf das Vöglein mit Sicherheit von seinem Zweige herunter. Da er in's Wasser fiel, so stieg eben so ruhig Herr Heaphy, der Chef-Ingenieur ohne Schuhe und Strümpfe auszuziehen, in den ihm bis an die Kniee reichenden Bach, um den Vogel aufzuheben.

Drummond-Hay erzählte uns, daß er sich vor zwei Jahren, nur mit einem großen Messer versehen, in dem, das ganze Innere bedeckenden Walde verirrt habe; in den drei ersten Tagen habe er theils von den mit Steinen von den Bäumen heruntergeworfenen Vögeln, theils von dem Marke der Anekapalme gelebt; dann sei er aber schwachsinnig geworden, und anstatt dem Laufe der Flüsse zu folgen, welche ihn sicher zu einem Lagerplatze der Eingebornen gebracht haben würden, sei er von nun an stets umhergeirrt, mechanisch nach der Anekapalme suchend und sich von ihrem Marke ernährend. Endlich nach 14 Tagen habe er Schüsse und Menschenstimmen gehört und sich bald darauf unter einer, auf einem lichten Waldhügel gelagerten Gesellschaft von Europäern befunden, welche, mit der Jagd der wilden (verwilderten) Schweine beschäftigt, hier ausgeruht. Natürlich habe man ihm Brot und Thee angeboten, welche er abgeschlagen und sich instinktmäßig stets nach der Anekapalme umgesehen, bis man ihn zum Essen und Trinken gezwungen. Er sei dann schnell zu sich gekommen und habe sein Abenteuer ruhig erzählen können. Uebrigens, sagte er lächelnd, als wir ihm unser Bedauern ausdrückten, ist das Mahl nicht so schlecht. Rasch ergriff er sein Waldbeil, halb Beil, halb Messer, und ging in den Wald. Wir hörten ein paar Axtschläge und alsbald kam er mit dem Marke zurück,

um es uns zu kosten zu geben. Der Geschmack ist in der That nicht schlecht und gleicht dem unserer deutschen weißen Rübe.

Nach einem Ritte von einer halben Stunde kamen wir nach Rama Rama, einer vor drei Monaten von einem reichen englischen Kolonisten begonnenen Niederlassung. Gegen 70 englische Morgen waren bereits urbar gemacht und standen Erbsen, Rüben, Bohnen, Kartoffeln und andere Küchengewächse, für den eigenen Gebrauch angebaut, schon in Ueppigkeit auf einigen Morgen dieser der Urwildniß entrissenen Kulturfläche. Der Eigenthümer, Herr Martin, führte uns umher und machte uns mit der Art und Weise des Urbarmachens bekannt. Zwei kleine Hütten aus den dicht nebeneinander eingerammten Stämmen des Farrenbaumes bestehend und mit Schilfflachs gedeckt, dienten ihm und seinen Arbeitern als provisorische Küche und Schlafstätte, während man an einer erhöhten Stelle bereits mit der Errichtung eines stattlichen Holzhauses beschäftigt war. Zahlreich sind die Waldbäche und Flüßchen, welche dieses ganze Hügelland durchziehen und so hatte auch er eine Stelle gewählt, welche durch einen klaren, kühlen und unversiegenden Waldbach bewässert wird. Wir versuchten das Wasser und fanden dessen Geschmack kühl und angenehm. Das ganze Land von Auckland bis zum Waikato ist meistens in festen Händen, theils von Spekulanten, theils von Leuten, welche in späteren Jahren darauf selbst eine Niederlassung gründen wollen, zu dem Preise von zehn Schillingen per englischen Morgen angekauft. Herr Martin hatte hier 1000 englische Morgen zu dem Preise von zwei Pfund Sterling für den Morgen gekauft, welche vor zwei Jahren zu dem festen Preise von zehn Schillingen von der Regierung übernommen worden waren.

An vielen Stellen des Weges war man beschäftigt eine Chaussee herzustellen und obgleich die Arbeiter, welche damit vertraut sind, zwischen zehn Schillingen bis ein Pfund per Tag verdienen, so geht es doch langsam damit vorwärts, weil die Arbeitskräfte noch immer selten sind und die Arbeiter die Nähe Aucklands vorziehen, wo sie, verpflegt, sechs bis acht Schillinge und Zimmerleute zehn bis zwölf Schillinge für acht Arbeitsstunden erhalten können.

Der sich nun verengende Weg wurde immer schlechter, über den Boden hinlaufende Wurzeln, zwischen welchen Schmutzpfützen den Pferden einen so sehr unsicheren Tritt gestatteten, daß wir nur mit der größten Vorsicht weiter reiten konnten, nahmen überhand. Riesige, über den Pfad gefallene Baumstämme mußten überklettert werden, wobei wir natürlich absaßen und die Packpferde abluden, das Gepäck hinüberreichend. Einzelne der Pferde, an diese Art Reisen gewöhnt, kletterten behend hinüber, während wir für andere störrige Thiere Brücken bauen mußten, um sie über die Hindernisse zu bringen, was oftmals beschwerlich ward. Die Brücken über die Bäche und Flüßchen bestanden aus zwei größeren querüberliegenden Bäumen, über welche Farren- oder Palmenstämme entweder lose lagen oder manchmal mit Lianen zusammengebunden waren, um unter den Füßen der Pferde nicht hin- und herzurollen; nichtsdestoweniger brachen ein paar Pferde durch und steckten bis unter dem Bauche zwischen denselben, aber stets gelang es uns sie wieder herauszuschaffen und weiterzubringen. An einzelnen Thalstellen, wo die gegenüberliegende Bergwand unseren Blicken sichtbar war, blieben wir mit Entzücken stehen und konnten nicht aufhören, die üppige Pracht und das kräftige Grün dieser herrlichen Wälder zu bewundern, welche, wie sonst

nirgendwo in einem gemäßigten Klima, die Größe und Majestät der Vegetation der tropischen Zone entfalten.

Gegen Abend ward der Wald lichter und bald traten wir auf eine mit Farrenkraut bewachsene wellenförmige Ebene hinaus. Links von uns streckte ein schön geformter Berg sein Felsenhaupt über den Wald hinaus und die am Fuße desselben vielfach aufsteigenden Rauchsäulen zeigten, daß sich dort ein Dorf der Eingebornen befinde. Vor uns hatten wir ein Flußthal, durch welches der Manga tawhiri fließt, zwei Stunden weiter in den Waikato einmündend, dessen Lauf uns die schönen den Horizont abschließenden Gebirgslinien verriethen. Alle Strapazen waren vergessen, und rasch ritten wir dem unter uns liegenden Maori-Dorfe Manga tawhiri zu. Ein eiliges Zusammenlaufen der Eingebornen zeigte uns, daß unser Besuch nicht wenig Aufregung und Neugierde verursache, bald waren wir zwischen ihren Hütten und hier war Kapitän Drummond-Hay in seinem Elemente. Er begrüßte die Maoris in ihrer eigenen Sprache, die er mit Fertigkeit spricht, und wir wurden darauf mit allen Zeichen der Freundschaft von ihnen empfangen. Schnell war die neueste Wharé ausgesucht, deren Bewohner in einer anderen Hütte ihr Lager aufschlugen; die beiden Maori-Diener reinigten sie, brachten frisches Farrenkraut herbei, welches, auf dem Boden ausgebreitet, uns als Stuhl, Tisch und Bett zu dienen hatte, und wenige Minuten später lagen wir darauf, um uns in kurzer Rast von den Mühseligkeiten der Waldreise zu erholen. Das Wharé, so nennen die Neuseeländer ihre Hütte, bildet ein längliches Viereck, gegen 20 Fuß lang und 14 Fuß breit und ist aus den Stämmen der Palmen, welche dicht zusammengerammt sind, gebaut.

Das in der Mitte gegen 15 Fuß hohe Dach, welches

gegen die gewöhnlich acht Fuß hohen Seitenwände abfällt, ist aus dünnen Stämmen, die meistens gespalten sind, gebildet und mit einem dichten Geflecht des Schilfflachses gedeckt, welches so zusammengelegt ist, daß das Wasser nicht eindringen kann, sondern ablaufen muß. Dasselbe wird von einem in der Mitte stehenden Stamme mitgetragen; oft befinden sich drei solcher Stützen zu größerer Befestigung in dem Innern der Hütte. Die Seitenwände sind oftmals mit groben, ebenfalls aus dem Schilfflachs geflochtenen Matten bedeckt. In der Mitte der breiten Seiten befinden sich zwei gegenüberstehende Thüren, während zwei flache Holzstücke an beiden Seiten, von den Thüren im Innern von der einen zur anderen hinlaufend, einen etwas niedriger gelegenen Gang zwischen ihnen bilden, wodurch die Hütte in zwei Abtheilungen getrennt wird. Gewöhnlich befindet sich für schlechtes Wetter die einfache Küche in einer daneben gelegenen kleinen Wharé, während bei schöner Witterung die Eingebornen vor der Hütte im Freien kochen.

Nachdem wir eine halbe Stunde ausgeruht, traten wir vor die Thür und trafen den größeren Theil der Dorfbewohner versammelt, welche uns mit freundlicher Geberde begrüßten, manche der Geräthschaften betrachteten und besonders die Jagdrequisiten mit Kenneraugen prüften und dabei ein Mal über das andere Mal Kapai (sehr gut) ausriefen. Das Dorf bestand aus ungefähr funfzehn zerstreut liegenden Hütten, zwischen welchen ein Theil der Einwohner beiderlei Geschlechtes in europäischer Kleidung, oder in Decken gewickelt auf der Erde aß, lag oder knieend auf den Fersen hockte. In gemüthlicher Vertraulichkeit trieben sich zwischen ihnen ganz und halbnackte Kinder, schwarze Schweine und Hunde aller nur bekannten Racen herum, welche mit ihnen in herzlichem Einvernehmen

zu sein schienen. Unsere Wharé war die reinlichste im ganzen Dorfe uns es dünkte uns, als ob sonst Unrath und Unreinlichkeit überall vorherrschten. Wir gingen nun zwischen die Hütten hin und suchten mit dem Einen oder Andern zu sprechen oder uns sonst verständlich zu machen; die Meisten reichten uns die Hände und bezeigten uns ihre Freude, uns zwischen ihnen wohnen zu sehen, mit herzlichem Drucke. Auch hier mußten wir wieder die Bemerkung machen, daß sich kaum zwei Maoris in Farbe, Haar und Gestalt glichen, einzelne prächtige Männergestalten erregten allgemeine Aufmerksamkeit, obgleich die Frauen und Mädchen, unter welchen zwar einige Ausnahmen zu finden waren, nicht in demselben Grade schön erschienen. Ein hübsches Mädchen fiel uns auf, welches ein kleines Milchschweinchen, mit einem Halsband verziert, auf den Armen mit sich herumtrug und es mit allen den Liebkosungen überschüttete, womit unsere europäischen Damen ihre niedlichen Schooßhündchen verwöhnen. Uebrigens war das quickende Milchschweinchen ganz allerliebst. — An einem der Häuser wurde ein Maori-Ofen mit dem fertigen Mittagsmahle aufgedeckt, und nachdem Erde und Decken entfernt, sahen wir auf reinen Kohlblättern liegend duftende Kartoffeln mit Flußalen umgeben. Inzwischen waren die Frauen und Mädchen beschäftigt, aus dem Schilfflachse in ein paar Minuten niedliche Körbchen zu flechten, in welche die Kartoffeln gelegt und mit ein paar Aalen bedeckt wurden. Auch uns brachte man ein volles Körbchen und zwang uns mit freundlicher Geberde zum Essen. Die Kartoffeln waren vortrefflich, doch wollten sie uns ohne Salz, welches den Eingebornen unbekannt ist, nicht schmecken. Viele der Nachbarn kamen herbei mit ihren frischen Körbchen in der Hand, denn ein solches Geflecht wird nur

einmal benutzt und dann fortgeworfen, und langten ungebeten zu. Es wird immer so viel gekocht, daß ein Jeder der Nachbarn oder zufällig durch den Ort kommende Reisende mitessen können, denn der Maori ist gastfrei.

Der Besitzer des Hauses war verschwunden und beschäftigte sich, wie wir durch die offenstehende Thür sehen konnten, damit, seine Haare durchzukämmen, und nachdem dies geschehen, Gesicht, Haar, Hals und Arme mit Aalfett einzuschmieren. Er warf dann, nachdem seine Toilette beendigt, eine reine Decke um und erschien in seiner ganzen glänzenden Herrlichkeit, um uns in einer sehr eigenthümlichen und wohl nur dem Neuseeländer eigenen Weise zu begrüßen. Er schnellte den Kopf in die Höh' und zwinkerte dabei auf eine sonderbare, nicht zu beschreibende Weise mit den Augen. — Während wir uns so mit den Sitten und Gewohnheiten der Dorfbewohner bekannt machten, sahen wir auf dem Bergkamme, über welchen wir gekommen, sechs Reiter mit vollem halsbrechenden Galopp heransprengen, und als sie näher kamen, erkannten wir mit nicht geringer Verwunderung sechs junge Maoris auf prächtigen Pferden, welche von einem Stammgenossen, der uns im Walde gesehen, gehört hatten, daß Pakehas (weiße Männer) zum Besuche gekommen, und die uns gleichfalls begrüßen wollten. Sie waren Alle in europäischer Kleidung, hatten gute englische Sättel und verstanden es vortrefflich, ihre Pferde herumzutummeln. Von unseren Reisemarschällen hörten wir, daß es einzelne Familien gäbe, welche 50 bis 60 Pferde, viele Ochsen, Kühe und Schweine besäßen und dabei mehrere tausend Pfund Sterlinge in der Bank liegen hätten. Als wir nach der Hütte zurückgekommen, sahen wir die Herren Drummond-Hay und Heaphy mit den beiden Maoris beschäftigt, unser Abendmahl

nach der Weise der Eingebornen herzurichten. Der Hangimaori (Kochofen) besteht aus einem in die Erde gegrabenen Loche, 3 Fuß lang und breit und anderthalb Fuß tief. In demselben wird ein mächtiges Feuer von dürrem Holze angemacht und mit Steinen bedeckt, welche durch dasselbe nach einiger Zeit durch und durch glühend werden. Ist das Holz zu Asche verbrannt, so wird letztere so viel als möglich entfernt, über die Steine wird eine etwas angefeuchtete Decke von Schilfflachs gelegt, und dann folgt eine Lage Kohlblätter. Nachdem dies geschehen, ward von unseren englischen Freunden die Hälfte eines jungen Schweines, welches sogleich nach unserer Ankunft geschlachtet worden war, mit der offenen Seite nach unten auf die Kohlblätter gelegt, dann folgten wiederum eine Lage Kohlblätter und zwei Decken von Schilfflachs. Ueber dies Ganze ward die ausgegrabene Erde geschaufelt und fest zusammengeschlagen, so daß sie dem sich entwickelnden Dampfe keinen Durchgang gestattete. Drang an der einen oder anderen Stelle Dampf durch, so war dieselbe nochmals erhöht und mit einem flachen Holze so lange geschlagen, bis sie vollständig verstopft war. — Hat man keine Kohlblätter, so werden die Blätter des Tuakura, eines an feuchten Stellen häufig wachsenden Farrenbaumes, genommen. Sie haben die gute Eigenschaft, daß sie dem Fleische einen angenehmen Geschmack mittheilen, während alle anderen Pflanzen eine umgekehrte Wirkung ausüben.

Während zwei Stunden blieb der Ofen zugedeckt, und eine halbe Stunde vor seiner Oeffnung ward noch ein anderer kleinerer hergerichtet und mit Kartoffeln gefüllt, welche in 20 Minuten gar waren. Da das durchtröpfelnde Schweinefett die Steine stets zu größerer Hitzentwickelung bringt, so ist es

nicht nöthig, die Decken, welche das Fleisch umgeben, sehr naß zu machen, während dies bei den Kartoffeln nothwendig ist, da sie keine Feuchtigkeit abgeben. Unser Mahl ward nun auf frisch geflochtenen Decken von Schilfflachs aufgetragen und wir alle ließen es uns, theils mit untergeschlagenen Beinen, theils auf den Fersen hockend, vortrefflich munden. Während des Essens erzählt uns einer der englischen Begleiter, daß die Eingebornen früher auf die nämliche Art Menschenfleisch gekocht hätten. Nach und nach stellten sich mehrere unserer Maori-Freunde ein, welche mit großer Verwunderung zusahen, wie wir unser Mahl mit Messer und Gabel einnahmen. — Wir saßen nachher noch lange im Freien unter dem glitzernden Sternenhimmel unsere Cigarren rauchend; herrlich schliefen wir dann auf dem weichen Farrenkraute, in die mitgenommenen Decken eingewickelt, und erwachten mit der Sonne neugestärkt, um das alte Jahr an dem Waikato-Flusse zu beschließen.

Ein großes, auf 8 Stämmen ruhendes und nach allen Seiten offenes Dach vertritt die Stelle der Kirche. Die Maoris sind nämlich alle Christen. Sie bekennen sich meist zur englischen Hochkirche und deren Sekten, doch sind auch Viele katholisch, wie eben die Missionare der verschiedenen Konfessionen zuerst bei ihnen anlangten. Ihr Gottesdienst wird entweder von den im Lande zerstreut lebenden Missionaren oder von eigends dazu bestimmten umherreisenden Geistlichen abgehalten, was oft im Innern des Landes mit den größten Anstrengungen und Entbehrungen verknüpft ist. Viele Eingeborene, bei den Missionaren erzogen und als Prediger oder Vorbeter reisend, erfreuen sich im Allgemeinen eines großen Einflusses bei ihren Stammgenossen.

Die das Dorf umgebenden Felder mit Weizen, Kartoffeln,

Hafer, Mais, Zwiebeln und Kohl bepflanzt, fanden wir im besten Zustande; als wir aber an den Fluß kamen, waren wir nicht wenig erstaunt, eine Mühle nach der neuesten englischen Konstruktion zu erblicken, welche beinahe fertig ist und von einem Engländer für Rechnung des ganzen Stammes mit einem Kostenaufwande von 500 Pf. St. angelegt wird. Man sieht daraus deutlich, daß die Maoris durch und durch Kaufleute sind, welche recht wohl wissen, was ihnen Geld einbringt, denn obgleich sie das Mehl, welches sie mahlen werden, nicht selbst benutzen, so bringt ihnen dasselbe, nach Auckland geschafft, viel Geld ein. Gegen Mittag brachen wir in drei Kanoes auf und fuhren den Manga tawhiri hinab, der an den meisten Stellen so eng war, daß die schmalen Fahrzeuge kaum weiter konnten. Nach einer Stunde traten die Berge mehr zurück, der Fluß erweiterte sich und bildete an beiden Seiten eine morastige Ebene, mit dem Schilfflachse und anderen schönen und hohen Wassergewächsen dicht geschlossen, während uns in kleiner Entfernung prächtige Bäume den höher gelegenen fruchtbaren Boden ankündigten. Enten und andere Wasservögel, von dem Ruderschlage aufgestört, flogen auf oder suchten unterzutauchen, was ihnen aber bei dem dichten durchwachsenen Gesträuche nicht immer gelang und einem unserer Maoris Gelegenheit gab, seine Geschicklichkeit zu zeigen. Mit seinen scharfen Augen hatte er bemerkt, daß eine Ente sich zu verstecken suchte, aber wegen der überwuchernden Gewächse und dem dichten Wurzelwerke nicht vollständig untertauchen konnte. Ohne seine Lage zu ändern, schleuderte er in einer Entfernung von wenigstens funfzehn Schritten mit so sicherer Hand sein Ruder, daß dessen Spitze den Vogel traf und augenblicklich tödtete. Der Fluß verengte sich bald wieder mehr, und die

Hügelreihen traten dichter heran mit prachtvollem Urwalde bekleidet, welcher bis dicht an den Wasserrand reichte und oftmals ein Laubdach von unbeschreiblicher Schönheit über uns bildete. Endlich wand sich das Flüßchen, das bis jetzt westlich geflossen, nach Süden und wir fuhren in den Waikato ein. — Ausrufe des Entzückens wurden von allen Seiten hörbar, Vergleiche mit dem Rhein und der Donau angestellt, welchen dieser majestätische Strom, durch von der Hand des Menschen unentweihte Urwälder und zwischen schön geformten dichtbewachsenen Bergen dahinfließend, wenig an Breite nachgiebt. Eine heilige Ruhe war über seinen braunen Gewässern ausgebreitet, nur hie und da von dem Auffliegen eines Vogels unterbrochen, welcher hier in selten gestörter Einsamkeit sein Leben verbringt. — Zuweilen flogen grüne Papageien durch die Wipfel oder eine Waldtaube girrte ihr Liebesweh unter dem schattigen Laubdache, auch der Kukuk ließ sich manchmal vernehmen, sonst aber war alles still. Nachmittags wurde es schwüler, die Sonne fing an stark zu brennen und ferner Donner sagte uns, daß ein kühlender Regen bald die gewünschte Labung bringen werde. Als das Gewitter endlich herangekommen, suchten wir unter den Bäumen sicheren Schutz und ließen es vorüberziehen. Laute Donner fanden in den Bergen ein hundertfaches Echo.

Nach einer halben Stunde war es vorüber, der Himmel klärte sich wieder auf; bald war das Wasser aus den Kanoes geschöpft, frische, trockene Farrenkräuter wieder hineingelegt, und ein kräftiger Ruderschlag brachte uns nach einer Stunde nach den Vorhäusern von Tuakau, einem größeren Maori-Dorfe.

Ein lieblicher Pfad schlängelte sich von hier durch hügelige, meistens angebaute Gelände nach dem zwanzig Minuten

entfernten Hauptdorfe, in welchem wir die freundlichste Aufnahme fanden und bald in der besten Wharé behaglich eingerichtet, ausruhen konnten. Ein Jeder machte sich bald von Neuem an's Werk. Ein junger Eingeborner erbot sich, Vögel zu schießen und ging mit dem ihm anvertrauten Gewehre dem Walde zu; nach kurzer Zeit hörten wir zwei Schüsse und bald darauf erschien er mit zwei Vögeln, einem seltenen Papagei und einer Eule. Die Maoris sind vortreffliche Schützen und die Handhabung der Flinte ist ihre Lieblingsbeschäftigung. Dieselbe befindet sich indeß nur in wenigen Fällen in der Hand einzelner, besonders von der Regierung begünstigter Häuptlinge, denn ohne die Erlaubniß der ersteren darf kein Eingeborner eine Schußwaffe besitzen.

Wir sahen mehrere Frauen mit dem Kneten der korinthenähnlichen Beere des Tutu oder Tupakihi-Strauches beschäftigt und ihre Hände waren von dem Safte derselben dunkelroth gefärbt. Man bot uns eine Schale dieses trübrothen Saftes an und wir fanden den Geschmack dem Most der blauen Traube nicht unähnlich. Die Eingebornen trinken denselben sogleich nach der Zubereitung und wissen noch nicht, daß sie durch den Gährungsprozeß ein vielleicht dem Weine ähnliches Getränke zubereiten können. Während man diesen Saft ungestraft trinken kann, sind die Kerne dieser Beeren giftig und verursachen manchmal den Tod der davon naschenden Kinder, weshalb auch bei dem Auspressen besonders darauf geachtet wird, daß keine Kerne mit hineinfallen. — Tabakssaft soll sich als vortreffliches Gegengift bewähren und wird in den meisten Fällen mit Erfolg angewendet.

Auch dem Vieh sind die Blätter dieses Waldstrauches, die es leidenschaftlich liebt, gefährlich, wenn sie Morgens mit leerem

Magen gefressen werden. Geschieht dies aber während des Tages und mit Gras vermischt, so sind sie nahrhaft wie frischer Klee.

Das Abendessen wurde wiederum auf gleiche Weise à la cannibale zubereitet und mit gutem Appetite verzehrt. Es war Sylvesterabend und wir nahmen uns vor, denselben auf gewohnte Weise zu verbringen und das neue Jahr bei den Antipoden nach guter deutscher Sitte zu begrüßen. Ein eiserner Kessel diente als Punschbowle, zwei auf leere Flaschen aufgesteckte Lichter bildeten die Beleuchtung und bald war aus den mitgebrachten Flaschen ein dem Punsche ähnliches Getränke zubereitet.

So saßen wir, die Mitternachtsstunde erwartend, in trautem Gespräche und erinnerten uns der fernen Heimath und der theuern Freunde, welche in jenem Augenblicke erst mit den Berufsarbeiten des letzten Jahrestages begonnen, da wir bekanntlich in Neuseeland an zwölf Stunden in der Zeit voraus sind. Und als das feurige Getränk seinen belebenden Einfluß zeigte, erklangen im Rundgesange deutsche Studenten- und Volkslieder, englische und irische Weisen, und auch die beiden Maori-Diener wurden aufgefordert, ihre melancholischen Liebeslieder zu singen, welche aus acht bis zehn Takten einer oft aus Viertelstönen gebildeten einförmigen Melodie bestehen und mit einem, aus herausgepreßten Gutturaltönen gebildeten Schlusse enden.

Die meisten von uns hatten ihre Uhren als ein überflüssiges Möbel zu Hause gelassen und die wenigen vorhandenen gingen so verschieden, daß man nicht genau bestimmen konnte, wenn das alte Jahr zu Grabe getragen würde. Da erhob sich Kapitän Drummond-Hay, öffnete die nach Süden gelegene

Thür der Wharé und sprach: Es ist wahr, wir haben keine Nachtwächter, welche uns genau bestimmen, wann der richtige Augenblick des Jahreswechsels eintritt. Dafür hat uns aber die Vorsehung eine andere Uhr an dieses flimmernde südliche Firmament hingestellt — das südliche Kreuz! In wie vielen schlaflosen Nächten in den Wäldern oder den Farren-Ebenen Neuseeland's habe ich hinaufgeschaut nach dieser nie versagenden Himmelsuhr. Seht, es neigt sich nach Westen, jetzt ist es 12 Uhr. Einem Jeden ein glückliches neues Jahr! —

Das Tagewerk begann wiederum mit einer allgemeinen Wäsche in dem das Dorf durchziehenden Flüßchen, und alsbald waren Geologe, Zoologe, Botaniker und Maler beschäftigt, diesen letzten Morgen noch so nutzbringend als nur möglich zu machen. Alt und Jung brachte Insekten, Käfer und Eidechsen herbei in Erwartung der Sekapennies (so nennen sie das kleine englische Silbergeld), welche ihnen auch in einzelnen Fällen zu Theil wurden. Auch zwei englische Zimmerleute stellten sich ein, um uns zu begrüßen. Dieselben standen im Begriff mit Hülfe der Eingebornen und mit einem Kostenaufwande von 400 Pf. St. eine hölzerne Kirche aufzurichten; denn obgleich die Eingebornen fortfahren in ihren früheren Hütten zu wohnen, so setzen sie doch einen Stolz darein, eine Kapelle zu besitzen, in welcher ihre in der Nähe wohnenden oder auf der Reise begriffenen europäischen Mitbrüder den Sonntag auf gewohnte Weise feiern können. Ein Zwischenfall, welcher uns sehr belustigte, lieferte den Beweis, daß die Maoris, wenn sie etwas wünschen, das Geld nicht scheuen. Ein junger hübscher Mann, der Sohn des Häuptlings, hatte an dem Pulverhorne des Lieutenants Kronowetter besonders Vergnügen, er nahm es in die Hand, rief oftmals beim Be-

trachten und Untersuchen Kapai (sehr gut) aus und sagte endlich: „Maori, poor man give me.“ Unser Nimrod aber suchte ihm mit Zeichen auseinanderzusetzen, daß er es hier selbst gebrauche, es ihm aber, falls er nach Auckland kommen wolle, gern schenken würde, und drückte sich dabei in lakonischer Kürze auf folgende Weise aus: „here, pummpumm, no. Auckland yes.“ Trotz dieser gewiß deutlichen Auseinandersetzung wollte ihn der Maori-Jüngling nicht verstehen, zog eine Guinea aus der Tasche und sie gegen das Pulverhorn darbietend, sagte er: „take.“ Als er nun sah, daß auch dieses verweigert wurde, ging er traurig fort, noch einen letzten Blick auf den so sehnlichst gewünschten Gegenstand werfend, und dabei zwischen den Zähnen murmelnd: „Pakeha (Weißer) no good man.“

Der Charakter der Eingebornen hat in den letzten zwanzig Jahren eine große Umwandlung erlitten. An die Stelle der früheren unbezwinglichen Kampflust ist ein gieriges Verlangen nach Geld getreten und hat aus dem faulen Eingebornen einen wenigstens zeitweise fleißigen Ackerbauer und Viehzüchter gemacht. Sie sind dabei tüchtige Seefahrer und ihnen gehört die Hälfte der Küstenfahrzeuge Auckland's. Der Besitzer eines derselben hat seinem Kutter aus Ironie den Namen „der Menschenfresser“ gegeben, wie sie sich denn überhaupt gern über ihren früheren Zustand lustig machen. Dabei sind sie gute Handelsleute, welche sich bestens auf alle Pfiffe und Kniffe verstehen und stundenlang schachern und feilschen, ehe sie sich zu Kauf oder Verkauf entschließen können. Heuchelei und Verstellung sind zwei noch immer bei ihnen vorherrschende Untugenden; doch sind sie gastfrei und ehrlich und man kann alle noch so kostbaren Gegenstände und selbst baares Geld ruhig liegen lassen, ohne einen Diebstahl fürchten zu müssen.

Die Sitten der unverheiratheten jungen Leute beiderlei Geschlechts sind ziemlich lose; nach der Verheirathung aber wird streng auf eheliche Treue gesehen. Alle können lesen und schreiben, haben eine Bibel oder ein Gebetbuch in ihrer Sprache geschrieben im Hause und stehen überhaupt in geistiger Beziehung den Europäern nicht nach. Mit einem Handwerke wollen sie sich nicht befassen und betrachten Schuster, besonders aber Schneider, als tiefer stehende Menschen, während sie den Kaufmann und Seefahrer hoch halten, sich aber, was Tapferkeit und Kriegslust anbelangt, dem Europäer völlig gleichstellen.

Gegen Mittag traten wir unsern Rückweg an. Eine Stunde lang führte uns unser Pfad durch hügeliges Farrenland, vielfach von Bächen und Flüßchen durchzogen, denn der Wasserreichthum Neuseeland's ist auffallend groß, und dann traten wir wiederum in den Urwald ein. Der Weg schlängelte sich vorher mitten durch Orua, die schöne ausgedehnte Besitzung eines englischen Landwirths. Wir fanden sie auf beiden Seiten mit europäischen Gräsern und üppig stehendem Klee bewachsen, worauf zahlreiche Rindviehherden sich umhertummelten, und der rasche Uebergang von der englischen Wiesenkultur in den jungfräulichen Wald bot einen nicht geringen Kontrast dar. Hatten wir auf der Hinreise mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, so waren sie doch in Anbetracht der neuen Hindernisse nur ein Kinderspiel zu nennen. Der von uns eingeschlagene Weg, der einzige, welcher von hier nach Drury führt, wurde theils von dem Besitzer Orua's, theils von den Feldmessern ausgehauen, um wenigstens mit Vieh passiren und die nöthigen Vermessungen vornehmen zu können. So entsetzlich schwierig fanden wir den Pfad, daß wir alle Mühe hatten,

die Pferde über die im Wege liegenedn Bäume und über die aus losen zusammengerollten Baumstämmen bestehenden Brücken zu bringen, wobei manchmal die keuchenden Thiere durchbrachen und nur mit der größten Anstrengung wieder herausgeschafft werden konnten. Nach allen Richtungen war der Pfad mit Wurzeln überwachsen, zwischen ihnen tiefe Schmutzlöcher, in welche man oft bis über die Knöchel einsank, und dabei wurde das Weiterkommen durch die überhängenden Bäume noch mehr erschwert.

Wir hatten nun einen Begriff von dem Leben im Innern Neuseeland's und von den Schwierigkeiten, welche den ersten Ansiedlern in diesem, mit so üppiger Vegetation begabten Lande entgegenstehen; da aber in allen Richtungen von Seite der Regierung mit Aufopferung großer Geldmittel an guten Landstraßen gearbeitet wird, so dürften alle diese Hindernisse in einigen Jahren schon aus dem Wege geräumt sein. — Endlich nach vier Stunden kamen wir auf ein dicht mit Farrenkraut bewachsenes Gebirgsplateau und entdeckten zu unserer großen Freude über einem noch mit Urwald bedeckten Gebirgshügel die wellige Ebene, welche sich bis nach Auckland erstreckt. Nach einer Stunde hatten wir auch dieses Hinderniß bewältigt; bald war ein hübscher Fluß an dem Fuße des Gebirges erreicht, an dessen klarem Wasser wir unseren Durst stillten, und nun ging es an saftig grün eingefriedigten Wiesengründen vorbei, auf einem guten Weg nach Drury zurück, wo wir um 9 Uhr ankamen.

Drück von G. Bernstein in Berlin.

Neues Panorama.

Reisebilder und Skizzen aus der Natur und dem Menschenleben.

Zur Belehrung und Unterhaltung für die reifere Jugend
gesammelt und herausgegeben von

H. Kletke.

Mit 7 colorirten Zeichnungen von L. Pietsch.

20 Bogen. In elegantem Einbande. 1 Thlr. 10 Sgr.

Inhalt.

Amerika. Die öffentlichen Spiele der Indianer in Nordamerika. — Die Tänze der Indianer. — Die Eingebornen von Kansas. — Besuch bei einer Gesellschaft Sioux-Indianer. — Die Niagarafälle. — Die Niagarafälle im Eise. — Eine Reise im Karren. — Die Indianer der Pampas. 1) Von ihrer Art Krieg zu führen. 2) Die indianischen Hütten. 3) Die Heilkunde bei den Indianern. 4) Heirathsceremonien. 5) Der Putz der Chinas. 6) Hauswesen. 7) Regierungsform. 8) Begräbnisse der Indianer. 9) Die Religion der Indianer. — Aus den Erlebnissen eines Nordpolfahrers. 1) Eine Fischerstation bei Grönland. 2) Abenteuer mit Eisbären. 3) Eine Irrfahrt auf dem Eise. 4) Bären- und Walroßjagd. 5) Ratten.

Asien. Die Tic-Polangaschlange. — Ein Busch-Abenteuer. — Kalkutta. — Löwen- und Tigerjagden. — Büffel- und Elephantenjagd. — Benares. — Eine Wittwenverbrennung in Indien. — Der Wallfahrtsort Hurdwar. — Indischer Fürstenluxus eines Nabob von Audh. — Die Opium-Niederlagen zu Patna. — Indische Räuber- und Mördersekten. 1) Die Thags. 2) Thag, Dakoit und Vergifter. 3) Das Opfer der Thags. — Die Kochkunst bei den Chinesen. — Besuch und Festmahl bei dem chinesischen Vizekönig Ki-ying. — Ein Seeräuber-Abenteuer im Kantonfluß. — Die schwimmende Stadt Kanton. — Hongkong. — Indianische Vogelnester auf den malayischen Inseln. — Eine Bienenjagd auf Malacca. — Japan, Land und Volk. 1) Japan. 2) Die Kunstfertigkeiten der Japanesen. 3) Gesetze, Sitten und Volkscharakter. — Eine Reise im östlichen Sibirien. — Lebensweise und Sitten der Tungusen.

Afrika. Wahlberg, der Elephantentödter. — Eine Reise im südlichen Afrika. — Eine Hochzeit bei den Kaffern. — Ein Besuch bei dem Könige der Ovambos.

Australien. Am Aequator. — Leben und Zustände in Australien.

Panorama.

Bunte Bilder aus der Natur und dem Menschenleben.

Zur Belehrung und Unterhaltung

für die reifere Jugend gesammelt und herausgegeben von **H. Kletke.**

21 Bogen. Mit 7 color. Zeichnungen. In eleg. Einbande. 1 Thlr. 10 Sgr.

Inhalt.

Amerika. In der Meerestiefe. Erzählung eines Tauchers. — Die Fahrt durch den Waldbrand. — Cincinnati und seine Schlachthäuser. — Ein Besuch in Sing-Sing. — Der Negerhandel. — Die Prairiefeuer. — Die Holzindianer von Trinidad. — Die Gefangene der Comanches. — Der Kampf mit den Apaches. — Aus den Erlebnissen einer amerikanischen Grenzexpedition. — Bilder aus Texas. 1) Eine Reise im Innern des Landes. 2) Die Indianer. 3) Der Kirchenbau. 4) Die Rückkehr nach Castroville. — Eine Fahrt an der Mosquitoküste. — Die Jagd auf eine Seekuh. — Der Rastreador in Buenos-Ayres. — Zwei Nächte in Süd-Mexico.

Asien. Die Seeräuber in den ostindischen Gewässern. 1) Die Seeräuber und ihre Schiffe. 2) Expedition gegen die Seeräuber. 3) Die Eroberung von Solok im Jahre 1851. — Aus der javanischen Thierwelt. 1) Der Tiger. 2) Die Schlangen. — Indische Küche. — Ein Ausflug in's Innere von Java. — Indische Sonntagsjäger. — Das Fest der Zahnfeilung auf Celebes. — Die Amazonen und Elephanten des siamesischen Heeres. — Die Wohnung des Todes. — Das Weib des Elephantenwärters. — Die Aerzte in China. — Ein Steppenbild.

Afrika. Das Fetischthum und die Menschenopfer auf der Goldküste. — Jagdabenteuer in Südafrika. — Die Löwenbeute. — Lebensweise, Sitten und Gebräuche der Booren (Boers) im Capland. — Die Buschmänner (Bosjemans). — Die Regenzeit im Sudan.

Australien. Ein Besuch bei den wilden Stämmen in Australien. — Leben und Sitten der Eingeborenen in Australien.

Jala-Jala,

die Colonie auf den Philippinen.

Abenteuer eines bretonischen Edelmannes.

Herausgegeben

von

H. Kletke.

Mit 6 in Farbendruck ausgeführten Lithographien.

In elegantem Einbande 1 Thlr. 10 Sgr.

Inhalt.

Die Familienverhältnisse des Erzählers, des Herrn P. de la Gironière. Erster Ausflug nach Indien. Zweite, dritte und vierte Reise. — Die Cholera zu Manilla. Ermordung der Europäer. — Abgang des Cultivateur. Verlassenheit. Manilla und seine Vorstädte. Binonboc. Religiöse Gebräuche. Prozessionen. Chinesisches Zollamt. — Aufenthalt in Manilla. Der Capitain Don Juan Porras. Die Marquise de las Salinas. — Der Capitain Novales. Militairaufstand. Novales, der Kaiser der Philippinen. Sein Tod. Tierra alta. Banditen. — Tierra alta. Die Büffeljagd. Rückkehr nach Manilla. — Jala-Jala. Der See der Bay. Chinesische Legende. Alila (Mabutin-Tajo). — Jala-Jala. Gemeinde-Verfassung. Charakter der Indier. Cajetan. — Jala-Jala. Die Kirche. Pater Miguel der Franciscaner. Banditen. Verfassung. Die Büffeljagd. — Lage von Jala-Jala. Colonisirung. Erdbeben. Hahnenkämpfe. — Reise zu den Tinguianen. — Die Igorroten. — Abenteuer des Re-Lampago. — Jala-Jala. Ankunft meines Bruders Heinrich. Der Bandit Caschui. Anten-Anten. Alila. Banditen des Sees der Bay. — Jala-Jala. Bermigan. Der Capitain Gabriel Lafond. Joaquin Balthazar. Tay-Fung. Streitigkeiten. Banditen. Tapuzi. Insel Talim. Bürgerkrieg. — Jala-Jala. Gefangene. Don Prudencio Santos, Alcade von Pagsanjan. Feste. Jagden. Hamilton Lindsay. Insel und See von Socolm. Die Grotte von San-Mateo. — Der Viceadmiral Laplace. Entlaufene Matrosen von der Artemis. Der Capitain des Schiffes Paris. Tagaloes. Gebräuche. Ehen. Kaimans. Die Boaschlange. G. R. Russel. Bajon-Palay. Alin Morany. Heuschrecken. — Jala-Jala. Ackerbau. Schmerzliche Verluste. Verkauf von Jala-Jala. Adolph Barrot. — Besuch bei den Negritos oder Ajetas. Das Bambusrohr, der Cocosbaum, die Banane. — Ankunft bei den Negritos oder Ajetas. Abreise. Schiffahrt auf dem stillen Ocean. Ankunft zu Jala-Jala und zu Manilla. — Tod meines Sohnes. Abreise von Jala-Jala und den Philippinen. Rückkehr nach Frankreich.

Eine Fahrt auf dem Ocean,

oder:

Das Leben auf dem Schiff.

Zur Belehrung und Unterhaltung für Kinder von 9 bis 12 Jahren.

Nach dem Englischen bearbeitet.

Mit einem Vorwort von **H. Kletke.**

Mit 6 colorirten Zeichnungen.

In elegantem Umschlag gebunden 25 Sgr.

Inhalt.

Die Bestimmung. — Die Einschiffung. — Die Abfahrt. — Die Einrichtung. — An Deck. — Eine Unterhaltung. — Kleine Ereignisse. — Der Sturm. — Die Lotterie. — Die Beendigung der Lotterie. — Die Ankunft.

Skizzenbuch.

Bunte Bilder aus der Natur und dem Menschenleben.

Zur Belehrung und Unterhaltung für die reifere Jugend
gesammelt und herausgegeben
von

H. Kletke.

21 Bogen. Mit 7 Farbendruckbildern.
In elegantem Einbande 1 Thlr. 10 Sgr.

Inhalt.

Amerika. Die Gefahren der Prairie. — Geschichte eines Negerflüchtlings. — Eine Sklavenjagd. — Ein Schiffbruch auf dem Mississippi. — Ein Kampf mit den Comantschen. — Die Peccarijagd. — John Rutledge. — Der Tod eines Häuptlings. — Der graue Bär. — Ein Abenteuer auf der Entenjagd. — Ein Kampf mit grauen Bären. — Das Leben in Californien. — Ein chinesisches Begräbniß in San Franzisko. — Aus der Tropenwelt. 1) Die tropischen Gewitter. 2) Das Thierleben. 3) Die Nachtseiten der Tropennatur. — Aus der Nordpolarwelt. 1) Der Winter in den arktischen Regionen. 2) Durchfahrt durch einen Eisberg. 3) Aus dem Tagebuche eines Nordpolarfahrers.

Afrika. Bilder aus dem Thierleben in Nordostafrika. 1) Das Krokodil. 2) Geier. 3) Der Strauß. 4) Die Affen. — Die Sklavenjagd im Sudan. — Kriegs- und Raubzüge der Araber im Sudan. — Ein Sandsturm in der Wüste. — Eine Löwenjagd in Algerien. — Von der Goldküste. 1) Der Fetischglaube. 2) Die Fetischpriester. 3) Die Wirkungen des Fetischglaubens.

Asien. Thierkämpfe in Lucknow. 1) Das Pferd „Menschenfresser". 2) Tiger gegen Tiger. — Ein Besuch bei dem Fürsten von Pudukottah. — Bilder aus dem Innern von Java. 1) Der Brand des Alangfeldes. 2) Ein Bandjer. 3) Die Stimmen der Nacht. 4) Der Kampf um die Schildkröte. — Die Dayaker auf Borneo. — Die Menschenfresser auf Sumatra. — Chinesische Höflichkeit.

Australien. Leben und Treiben eines Wallfischfängers. — Pacoco, der Häuptling von Awaho.

Bilder und Skizzen

aus der Geschichte.

Zur Belehrung und Unterhaltung für die reifere Jugend
herausgegeben
von

H. Kletke.

Mit 5 colorirten Zeichnungen.
In elegantem Einbande 1 Thlr. 10 Sgr.

Inhalt.

Ludwig des Heiligen Kreuzzug nach Aegypten.
König Enzio.
Cola Rienzi.
Die Geißelbrüder in Deutschland.
Der Bauernaufstand in England.
Agnes Bernauerin, die Baderstochter von Augsburg.
Johanna d'Arc, die Jungfrau von Orleans.
Die Einführung der Inquisition in Spanien.
Die Vertreibung der Juden aus Spanien.
Der Tod des Ritters Franz von Sickingen.
Der Zug Karl V. gegen Tunis.
Die Verschwörung des Fiesco.
Die Pulververschwörung unter Jakob I. von England.
Die Belagerung und Einnahme von Magdeburg im Jahre 1631.
Erlebnisse des Predigers Thodänus bei der Eroberung Magdeburgs.
Johann Sobieski vor Wien.
Peter der Große in Paris und Versailles.

Reisebilder.

Skizzen aus der Natur und dem Menschenleben.

Zur Belehrung und Unterhaltung für die reifere Jugend
gesammelt und herausgegeben von

H. Kletke.

21 Bogen mit 6 colorirten Zeichnungen von Theodor Hosemann.
In elegantem Einbande 1 Thlr. 10 Sgr.

Inhalt.

Amerika. Abenteuer in Surinam. Aus dem Leben eines holländischen Korporals: 1) Eine Buschpatrouille. 2) Der Wachtposten Prinz Willem Frederik. — Ein Schlangenbändiger in Südamerika. — Die Lanzenschlange auf Martinique. — Ein Kampf mit Indianern in den Pampas. — Bilder aus Mexiko: 1) Der Maulthiertreiber. 2) Die Rache des Lépero. 3) Der Sieg der Affen. 4) Indianische Schlangenjäger. 5) Die Rinderjäger. 6) Schicksale eines Alcalden. 7) Die Entenjagd. — Die Hahnenkämpfe in Central-Amerika. — Die Indianer in Californien. — Eine Gewitternacht in Texas. — Eine Pantherjagd. — Mary Spears. — Die Sümpfe von Louisiana. — Aus der Prairie. — Der Schiffbruch des San Francisco. — Acht Tage im schwarzen Sumpfe. — Lebensweise und Sitten der Eskimos. — Das Land der Eskimos.

Afrika. Ein Besuch in den Krokodilgräbern zu Maabdeh. — Das Fest des Propheten in Kairo. — Die Kaimansprobe zu Madagaskar.

Asien. Die Opiumhöhlen in Batavia. — Eine Tigerjagd in Ostindien. — Ein Regierungselephant auf Ceylon. — Ein Religionsfest in Bengalen. — Leichenbegängniß eines buddhistischen Priesters in China. — Fischfang in China. — Ein Sturm in der Sandwüste. — Eine Bärenjagd im Uralgebirge.

Australien. Der Kirauea. — Australische Buschklepper. — Die wilden Rinder in Australien. — Ein Schiffbruch in den Gewässern Neuhollands. — Goldgräberleben in Australien. — Ein Feldzug in Neuseeland.

Neue Reisebilder.

Skizzen aus der Natur und dem Menschenleben.

Zur Belehrung und Unterhaltung für die reifere Jugend
gesammelt und herausgegeben von

H. Kletke.

21 Bogen mit 8 colorirten Zeichnungen von Theodor Hosemann.
In elegantem Einbande 1 Thlr. 10 Sgr.

Inhalt.

Amerika. Die Biberjäger. — Die Mammuthhöhle in Kentucky. — Die Menschenjagd. — Der Cuguar. — Die Auffindung des Goldes in Californien. — Wie man in Californien Gold gräbt. — Die Perlenfischerei in Californien. — Die Büffeljagd in der Prairie. — Der Büffel und sein Kamerad. — Mexikanisches Leben. — Die Cuyoten. — Der Untergang von San Salvador. — Ein Orkan auf den Antillen. — Ein Nachtlager in den Pampas. — Der Naturforscher im Urwalde von Peru.

Asien. Briefe aus Kamtschatka. — Der Krystallpalast in Sibirien. — Die Jagd in Sibirien. — Ein kirgisischer Festschmaus. — Eine Hochzeit in China. — Eine chinesische Heerschau. — Ostindische Dienstboten. — Bilder aus Java: 1) Das Dorfleben 2) Der Tiger. 3) Das Gamölan. 4) Das Gewitter im Gebirge. — Die Haschisch-Vision.

Afrika. Bilder vom Senegal: 1) Ankunft in Saint-Louis. Ein Ball. 2) Saint-Louis. Die Negerbevölkerung. 3) Feste in Saint-Louis. Ein Franzose, der im Ringkampf ein Königreich gewann. 4) Eine Negerschlacht. 5) Abreise nach Dagana. Der Fliegensee. 6) Dagana. Der Negerhäuptling Fara. 7) Einladung zum Könige der Sraknas. Illumination. Löwenjagd. 8) Ueberschwemmung. Gottes-Garten. Angriff der Eingeborenen. — Französischer Posten zu Galam. Katarakte des Senegal. Rückkehr nach St. Louis. — Sitten und Gewohnheiten der Einwohner von Groß-Bassam. — Hubert der Findling, Lebensgeschichte eines Löwen.

Australien. Die Goldminen von Forest Creek. — Eine Fahrt von Melbourne nach Ballarat im Jahre 1851. — Abenteuer eines Goldgräbers. — Die Marquesas-Inseln. — König Mohana. — Ein Besuch bei Mohana. — Tahiti im Jahre 1854.

Das Buch der Reisen.

Bunte Bilder aus der Natur und dem Menschenleben.

Zur Belehrung und Unterhaltung für die reifere Jugend
gesammelt und herausgegeben von

H. Kletke.

21 Bogen. Mit sechs colorirten Zeichnungen von Theodor Hosemann.

In elegantem Einbande 1 Thlr. 10 Sgr.

Inhalt.

Amerika. Waldleben und Waldabenteuer in Maine. — Ein Wettlauf mit Wölfen. — Ein Kampf mit Wölfen — Eine Fahrt auf dem Mississippi. — Die Heldin von Texas. — Mexikanische Räuber. — Ein Sturm auf Antigoa. — Die Schlangen im Innern von Central-Amerika. — Ein Erdbeben in Santiago. — Die Tigerhöhle. — Ein Hundekönig in Süd-Amerika.

Afrika. Ein Reiseabenteuer in der Sahara. — Eine Löwenjagd in Algerien. — Die Löwensagen der Araber. — Die Straußenjagd bei den Arabern in Nordafrika. — Soldatenleben am Kap. — Der wilde Hund in Südafrika. — Die Wirthschaft eines holländischen Boers. — Elephantenjagd am Kap. — Reise durch die Wüste von Suez nach Kairo.

Asien. Reiseerinnerungen aus Sibirien. — Die ewigen Flammen bei Baku. — Die Hindus. — Der Fluch eines Fakirs. — Leben und Treiben in Madras. — Jagdabenteuer in Nepal. — Ein chinesisches Gastmahl. — Tigerkämpfe zu Solo. — Eine Theeplantage in Java. — Die Verbrennung der Leiche des Dewa Argo. — Die Hahnenkämpfe in Manilla.

Australien. Ein Haifischfang in Sidney. — Die Holzfäger in den Urwäldern Australiens. — Eine Reise im Innern von Australien. — Sitten und Charakter der Neu-Seeländer. — Tahiti.

Neues Buch der Reisen.

Bunte Bilder aus der Natur und dem Menschenleben.

Zur Belehrung und Unterhaltung für die reifere Jugend
gesammelt und herausgegeben von

H. Kletke.

Mit sechs kolorirten Zeichnungen von Theodor Hosemann.

In elegantem Einbande 1 Thlr. 10 Sgr.

Inhalt.

Amerika. Ritt durch die Pampas. — Ein Stiergefecht zu Merida (Yucatan). — Kalifornische Sittenbilder: 1) Scenen aus dem Goldsucher-Leben. 2) Jagdabenteuer. Die Prima Donna. Rückkehr. — Abenteuer eines Verirrten. — Seltene Lebensrettung. — Eine Ueberschwemmung. — Ein Waldbrand. — Wie wir in Canada auf den Fischfang gingen. — Wie wir in Canada auf die Jagd gingen.

Afrika. Das Wallfisch-Etablissement in der Algoa-Bai. — Abenteuer auf der Löwenjagd. — Ein Jagd- und Handelszug in das Innere von Südafrika. — Häusliches Leben der Neger im Innern Afrika's. — Ein neuer Robinson Crusoë. — Springbockjagd auf dem Kap. — Heuschrecken.

Asien. Eine Besteigung des Adamspiks. — Jagd- und Sittenbilder von den Philippinen. — Der Krater Tancuban Prau. — Das Brautgeläute. — Geistesstärke eines englischen Offiziers. — Der Alligator-See. — Das gesprengte Krokodil. — Indische Gaukler und Taschenspieler. — Scenen aus dem Nomadenleben der Baschkiren an der östlichen asiatischen Seite des Ural-Gebirges. — Eine samojedische Hochzeit. — Die Holländer in Japan.

Australien. Eine Wasserhose in der Südsee. — Sitten der Fidschi-Insulaner. — Die Schlangen in Australien. — Abenteuer im Busch in Australien. — Eine Außenstation. — Buchan-Charley, der Buschklepper. — Ein Kampf mit den Schwarzen.